Otto Rühle
Das proletarische Kind

Verlag Albert Langen München

Digitized by Google

BIBL. CONVICTUS
S.J.
COLLEG. VALKENBURG

Digitized by Google

Das proletarische Kind

Digitized by Google

Das proletarische Kind

Digitized by Google

15482

Otto Rühle

Das proletarische Kind

Eine Monographie

Völlig neu bearbeitete
und erweiterte Auflage
6. bis 10. Tausend

P. Generalpräfekt

BIBL. CONVICTUS
COLLEG. KALKSBURG

Albert Langen, München
1922

Copyright 1922 by Albert Langen, Munich
Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
auch für Rußland, vorbehalten

Otto Rühle Albert Langen

Digitized by Google

Der neuen Generation

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Digitized by Google

tistik. — Stete Zunahme, größere Verschlechterung der sozialen Entwicklungsaussichten. — Soziale Degenerationserscheinung. — Steiermark, Bayern, Baden. — Ehe und Sexualversorgung. — Jede siebente Frau bleibt unverheiratet. — Die alte Sexualordnung im Wanken. — Unehelichkeit als Ursache sozialer Ungunst. — Totgeburten Unehelicher. — Große Sterblichkeit unehelicher Säuglinge. — Ziehmütter und Engelmacherinnen. — Haltekinderpflege in Großstädten. — Ungünstigster Erfolg in der Waisenpflege. — Schwere soziale Anklagen. — Anträge im Reichstag. — Angebliche Minderwertigkeit der Unehelichen. — Natürliche Auslese. — Uneheliche Mutterschaft der Dienstmädchen. — Besser für das Kind, die Mutter stirbt! — Kostgeldsätze. — Vergebung unehelicher Pfleglinge an Mindestfordernde. — Das Kammergericht gegen die Unehelichen. — Uneheliche im Armenhaus. — Feiner Kindermord und jahrelanges Sterben. — Die Gesellschaft versagt Hilfe und Schutz. — Keine Berufsausbildung der Unehelichen. — Hohe kriminelle Gefährdung. — Uneheliche als gesellschaftliche Last und Gefahr. — Kurzes Lebensausmaß und frühes Grab. — „Ein Vorteil, sein Vaterland zu vertauschen."

Der Tod aus der Milchflasche

Neuer bethlehemitischer Kindermord. — Statistische Zahlen. — Deutschland an neunter Stelle. — Bayern obenan. — Drei Gruppen von Ursachen. — Künstliche Ernährung und Armut. — Das soziale Milieu. — Frauenerwerbsarbeit. — Das kapitalistische Musterland Sachsen. — Der Einfluß des Krieges. — Rückgang der Frauenerwerbsarbeit und Rückgang der Kindersterblichkeit trotz Milchmangels, Sommerhitze und großer Not. — Marx und Beispiele aus der Geschichte. — Säuglingssterblichkeit in ländlichen Gebieten. — Der Tod kennt Rücksicht. — Das Kind der Reichen schont er. — Die Armen opfern Hekatomben. — Viele statistische Nachweise. — Auch die Mutterbrust ändert nur wenig. — Wohnung und Sterblichkeit. — Luft und Sonne. — Mietkasernen sind Kindersärge. — Wohnung und Sommerhitze. — Kohlennot und Winterkälte. — Jedes fünfte Kind für den Tod geboren. — Die Stadt Aachen als klassisches Beispiel. — Brust- und Flaschenkinder. — Stillprämien und Kriegserfahrungen. — Sterblichkeit aus angeborener Lebensschwäche. — Syphilisvergiftung. — Säuglingssterblichkeit in Berlin. — Peller über sozialen und konstitutionellen Parallelismus von Mutter und Kind. — Geburtenhäufigkeit und Kindersterblichkeit. — Widerspruch und Bestätigung. — Kriegsfolgen. — Sterblichkeit der zwei- bis fünfjährigen Kriegskinder. — Anklage auf Mord. — Menschenopfer unerhört! — Hunderttausend werden geboren, um zu sterben. — Hoffnungsloses Danaidentum.

Dämon Alkohol

Alkohol, der größte Volksfeind. — Seine verderblichen Wirkungen. — Tatsachen sind Ankläger. — Kindersterblichkeit und Alkohol. — Trinker erzeugen Lebensschwache. — Erzeugen auch geistig Minderwertige und Idioten. — Statistische Nachweise. — Epilepsie als Alkoholfolge. — Gebrechliche, Sieche, Krüppel. — Trinker und Trinkerkinder. — Auch Wohlhabende trinken. — Aber der Arme unterliegt den Folgen rascher und schlimmer. — Alkoholgenuß bei Kindern. — Verminderte Geistesfähigkeit die Folge. — Beobachtungen und Erhebungen in Schulen. — Der Fluch.

Heimatlos und ohne Heim

Kindheitsparadies. — Das Erziehungsideal der Bourgeoisie. — Heimat und Vaterhaus. — Für das Proletariat leere Begriffe. — Keine Seßhaftigkeit. — Der Allerweltsmensch. — Weder Haus noch Hof. — Unsicherheit der Existenz. — Ohne Beziehung zur Natur. — Die Binnenwanderungen. — Wo bleiben die Menschen? — Die Völkerwanderung in der Statistik. — Vaterlandslose, Heimatlose. — Wirkung auf die Jugend. — Verschlimmerung nach dem Kriege. — Politische Ursachen der Heimatlosigkeit. — Heimatlosigkeit ist meist zugleich Wohnungslosigkeit. — Mietkaserne und Wohnungsnot. — Die hygienische Wohnung. — Keller- und Dachwohnungen, Portier- und Hofwohnungen. — Enqueten und ihre furchtbaren Ergebnisse. — Wie sehen Proletarierwohnungen aus? — Bilder aus Berlin und anderen Städten. — 1 Mill. Menschen zu je vieren, 600000 zu je fünfen auf ein Zimmer. — Durchschnittlich zwölf Wohnungen auf ein Haus in Berlin. — Bauverbot während des Krieges und Wohnungsnot. — Heizfrage und Ansteckungsgefahr. — Totenhäuser. — 1 Mill. Menschen ohne Wohnung. — „Auf Jahrzehnte hinaus" kein Unterkommen. — Schlafstellenweisen. — Furchtbare Ziffern. — Sittliche Gefahren. — Wie das proletarische Kinderparadies wirklich aussieht.

In der Öde des mutterlosen Haushalts

Der verwüstete Garten des proletarischen Kindes. — Die kahle Stube. — Die Straße. — Untersuchungen Dr. Felds. — Crimmitschauer Fabrikarbeiterinnenkinder. — Säuglinge ohne jede Wartung und Pflege. — Für die andern kein Heim, keine Erziehung. — Straßenkinder. — Erwerbstätige Frauen und ihre unversorgten Kinder. — Der vierte bis sechste Teil aller Kinder von Arbeiterinnen in der Öde des mutterlosen Haushalts. — Die dreifach belastete Mutter. — Noch

schlimmere Zustände auf dem Lande. — Der Krieg und die Frauenerwerbsarbeit. — Hohe Sterblichkeit der Unversorgten. — Verfall in Stumpfsinn. — Zunahme der Straffälligkeit. — Unbeaufsichtigte Kinder verunglücken. — Das eingeschlossene Kind verblödet. — Die Gesellschaft hilft nicht. — Das Kindlein in der Krippe.

Kein Bett, ohne Hemd und Schuhe

Die Füchse haben Gruben ... — Die Wohltat der Schlafstätte. — Kinder, die keine Betten haben. — Erschütternde Statistiken. — In Großstadt und Dorf das gleiche Elend. — Heute schlimmer als je zuvor. — Kinderhölle überall. — Das Kind muß erst Waise sein, um ein Bett für sich zu haben. — Die Folgen dieser Zustände. — Der Mangel an Kleidern und Wäsche. — Fetzen und Lumpen statt Hemden. — Keine Schuhe an den Füßen. — In Ziffern nur ein Teil des Elends. — Bericht eines Schulleiters. — Die Not schreit zum Himmel.

Arm sein heißt krank sein

Die Milieu-Theorie. — Berufskrankheiten. — Der Krieg bestätigt ihre Richtigkeit. — Neue Lebensformen des Industrie-Zeitalters. — Reichtums- und Armuts-Krankheiten. — Skrofulose. — Ärztliche Berichte aus der Vorkriegszeit. — Die Kohlrübenwinter und ihre Folgen. — Entsetzliches Kinderelend in Thüringen. — Rachitis. — Wiederum ärztliche Berichte. — Wirkungen des Krieges. — Zahl, Schwere und Hartnäckigkeit der Erkrankungsfälle in gewaltiger Zunahme. — Zahnleiden. — Feststellung in Schulzahnkliniken. — Stotternde Kinder. — Taubstummheit. — Ohrenerkrankungen. — Blindheit. — Alles Krankheiten der Armut. — Strindbergs Bericht von der Klaraschule. — Mit Arbeit belastet, durch Armut geschändet, von Krankheit gequält.

Die Zwerghaften und Verkümmerten

Das grausamste Schicksal. — Sieger um den Preis lebenslänglicher Qual. — Längenmessungen und Gewichtsprüfungen. — Zahlreiche Statistiken. — Proletarische Kinder sind kleiner, leichter und dürftiger entwickelt als Bourgeoiskinder. — Unterschied von 1—2 Jahreswachstumen. — Parallelismus von Körperbeschaffenheit und sozialem Milieu. — Besonders ungünstig die Fürsorgekinder. — Arm sein heißt klein bleiben. — Wirkungen des Weltkriegs und der Hungerblockade. — Alle Altersklassen bleiben hinter den Normalmaßen zurück. — Die ganze nächste Generation wird kleiner sein. — Viele junge Leute, die ihre Lehrstelle nicht antreten können. — Gerhart Hauptmanns Traumdichtung und deutsche Wirklichkeit.

Was Schulärzte berichten

Die Einrichtung der Schulärzte. — Ihre Wirksamkeit. — Ihre Berichte. — Die gesundheitliche Verfassung der Volksschuljugend über alle Begriffe traurig. — Zehnmal so viel schlechte Konstitution als in den Mittelschulen. — Berliner Schularztberichte. — Die Schulanfänger. — Zurückgewiesene und in Überwachung Genommene. — In anderen Städten ebenso. — Auf dem Lande keineswegs besser. — Der Krieg hat die Unterernährung zur Regel gemacht. — Der Bericht Siegmund-Schultzes über die Wirkungeu der Hungerblockade. — Die Militärzensur verbot Veröffentlichungen. — Kohlrübenwinter und Hungerrationen. — Einfluß der Kriegskost auf den Gesundheitsstand der Kinder. — „Magerten zu Skeletten ab und starben wie Fliegen." — 763000 Todesopfer 1915—18. — Sterbefälle bei den Kindern. — Allgemeiner körperlicher Verfall. — Massensterben in den Anstalten. — Für die Reichen eine Episode, ist die Hungersnot für die Armen Dauerzustand. — Drei Viertel der Berliner Bevölkerung unterernährt. — Untersuchungsergebnisse für 1920. — Die Berichte für Genf: über 1 Million schwer Unterernährte und Tuberkulöse. — Berichte aus zahlreichen Städten. — Überall dasselbe Elend. — Veröffentlichungen aus dem Reichsarbeitsblatt. — Schulkrankheiten. — Die Schule macht krank, weckt Leiden, erzeugt Siechtum. — Statistische Nachweise. — Skoliose und Armut. — Alle Palliativmittel helfen nichts. — Kurzsichtigkeit und Augenleiden. — Stottern und Schulbetrieb. — Geringe Aufwendungen der Gemeinden für Heilzwecke. — Anstalten und Heime wegen Mangels an Mitteln geschlossen. — Die Notstände steigen, die schwache Hilfe versagt.

Die Proletarierkrankheit

Tuberkulose schlimmer als Pest und Cholera. — Vor dem Kriege ein Rückgang bei Erwachsenen. — Arme und Kinder ihre besonderen Opfer. — Nach dem Kriege unheimliche Zunahme. — Parallelismus von Tuberkulose und Einkommen. — Je größer der Notstand, desto größer die Erkrankungs- und Sterbehäufigkeit. — Kinderopfer. — „Noch immer im Wachsen begriffen." — Mangel an Betten, Enge des Zusammenwohnens. — Gefahr der Ansteckung bei schlechtem Milieu. — Eine Wohnungskrankheit. — Ernährungs- und Wohnungselend der Kriegs- und Nachkriegszeit. — Gewaltige Steigerung der Tuberkulosefälle. — Fast kein Kind ist gesund. — Martyrium tuberkulosekranker Familien. — Erschütternde Berichte. — Die Tuberkulose auf dem Lande. — Tuberkulose-Züchtung in Reinkultur. — Orgien der Vernichtung.

Krüppelkinder

Die „wegemüde, ungeheure, erbfahle Volkschaft." — Eine schauerliche Prozession. — Zählung 1907. — Bisalski über die Krüppelleiden. — Mangel an Anstalten. — Hoher Anteil des Proletariats. — Elendsursachen. — Degeneration, Erwerbsarbeit der Mutter, elende Wohnungsverhältnisse. — Unfälle und Kindererwerbsarbeit. — Der ländliche Osten obenan. — Die „Wohltat der Unfallversicherung." — Krüppelfabrikation für Bettelzwecke. — Das Ungeheuer Gesellschaft.

Die Armen im Geiste

Mens sana in corpore sano. — Intelligenzbestimmung nach Binet-Simon. — Abhängigkeit der Intelligenz vom sozialen Stande. — Widerspruch und seine Erledigung. — Die Logik des Lebens beweist den Parallelismus von Armut und Geistesschwäche. — Statistische Angaben. — Vielfache Bestätigung der Parallele. — Ein Beispiel aus dem Leben. — Vererbung und erbliche Belastungen. — Die Familie Kallikak. — Mißbildungen und Anomalien im Gefolge des Schwachsinns. — Ärztliche und pädagogische Fürsorge. — Alkoholismus und Schwachsinn. — Prügel in der Schule. — Hilfsschulen. — Alle ärztliche Kunst machtlos. — Ein trostloses Geschick.

Der sprichwörtliche Volksschuljammer

Das Recht auf Bildung. — Die Schule, eine Klasseninstitution. — Wer Geld hat, kann sich Bildung kaufen. — Die praktische Verkitschung des liberalen Bildungsideals. — Kleine Anzahl kühner Unternehmer, große Masse wirtschaftlich abhängiger Arbeiter. — Übermensch und Multimillionär. — Tiefe Kluft zwischen niederem und höherem Bildungswesen. — Aufwendungen für Schulen nach dem Klassencharakter. — Schulgeld und Schülerzahl. — In Berlin nur drei Tage in der Woche Unterricht. — Armut ist Knechtschaft. — Durch Drill und Zwang zum Gehorsam. — „Eine Art Zuchthaus." — Vernichtung der Eigenart und Selbständigkeit beim Kinde. — Zu früher Schulbesuch. — „Drillende, kujonierende und malträtierende Menschendressierer." — Die beschämenden Resultate. — Der Religionsunterricht und die Memorierpest. — Geschichtsklitterung. — Die Schulmeister als Mordpatrioten. — Aufstieg der Begabten. — Imperialistische Tat-Pädagogik. — Freie Bahn dem Tüchtigen. — Begriff der Tüchtigkeit. — Die Surrogate der Grundschule und des Handfertigkeitsunterrichts. — Das drohende Reichsschulgesetz als Konsequenz des Schulkompromisses. — Die Lehrerschaft. — Die Proletarierjugend im Heiligsten gefoppt, um das Kostbarste betrogen.

Schinder als Erzieher

Die Prügelstrafe in der Schule. — Nur arme Kinder werden gezüchtigt. — Die Lehrer berufen sich aufs Elternhaus. — Kinderprügelei in den Familien. — Verewigung der Knechtschaft durch Prügel. — Mißhandlungen. — Menschliche Bestien. — Soziale Verhältnisse sind schuld. — Uneheliche haben das härteste Los. — Ferriani über die Kindermißhandlungen. — Reichsgesetzgebung und Kinderschutzparagraph. — Krieg als Schule der Roheit. — Verelendung als Quelle der Verwahrlosung. — Nur die Besserung des sozialen Milieus hilft.

Die Barbarei der Kinderarbeit

Kapitalismus und Maschine. — Beginn der Kinderausbeutung. — Die Jahre 1820—1840. — Das erste Kinderschutzgesetz. — Selbsthilfe der Arbeiterschaft. — 70 Jahre Kampf. — Das Kinderschutzgesetz 1903/1908. — Berichte der Gewerbe-Inspektionen. — Ergebnis der Berufs- und Gewerbestatistik von 1895. — Enquete von 1898. — Eine halbe Million Kinder im Joch. — Sachsen obenan. — Art der Kinderbeschäftigung. — Enquete der Lehrerschaft. — Bis zu 80 % erwerbstätige Kinder! — Ungeheure Arbeitszeiten und Arbeitsleistungen. — Bettelpfennige als Lohn. — Die Ausbeutung in der Landwirtschaft. — Schule ist Nebensache. — Die unheilvollen Wirkungen der Erwerbsarbeit auf Kinder. — Durchlöcherung des Schutzgesetzes. — Noch immer schreckliche Ausbeutung. — Arbeitskrüppel. — Schwere sittliche Gefahren. — Mißachtung des Gesetzes. — Die Agrarier gegen den Kinderschutz. — Hütekinder. — Schreckliche Verwahrlosung und körperlicher Ruin der Kinder. — Kindermärkte. — Schlimmste Kinderausbeutung während des Krieges. — Alle Sünden vorausgebüßt. — Eine Wanderung des Grauens.

Wege zum Laster

Straße und Proletarierkind. — Schulbuch und Schundroman. — Kino und Verführung. — Milieu und Disposition. — Geistige Minderwertigkeit als Verwahrlosungsursache. — Die Verwahrlosung beginnt mit Vagabondage. — Statistische Feststellungen. — Industrie und Lohnarbeit stellen den Hauptteil der Verwahrlosten. — Der Verfall der Familie spielt die größte Rolle. — Die Verwahrlosung der Mädchen. — Prostitution als Klassenerscheinung. — Ihre historische Silhouette. — Die halbreifen Töchter des Proletariats. — Lockungen und Sinnenreize der Großstadt. — Der Schrei nach Brot. — Im häuslichen und landwirtschaftlichen Dienst. — Dienstboten stellen den Haupt-

Digitized by Google

teil der Prostituierten. — Beute der Verführung. — Mangelnde soziale Einsicht der Hausfrauen. — Fabrikmädchen und Prostitution. — Das Schlafstellenwesen. — Der Krieg und seine Wirkungen auf die Jugend. — Ungeheure Steigerung der Verwahrlosung. — Und die Not wird immer größer. — Geschrei über Verwahrlosung der Jugend. — Die Heuchelei der Besitzenden. — „Ich danke dir, Gott..." — Das Ende: die Besserungsanstalt.

In Fürsorgemißhandlung

Pestalozzi-Geist in der Fürsorge. — Laßt alle Hoffnung hinter euch! — Frühere Rechtszustände. — Das Fürsorge-Erziehungs-Gesetz von 1901 in Preußen. — Überweisungsgründe für das proletarische Kind. — Der Anteil des Proletariats. — Gewissenlose Leichtfertigkeit bei Überweisungen. — Die Fürsorge als Mittel politischer Drangsalierung. — Wie rekrutiert sich das Heer der Fürsorgezöglinge? — Statistisches. — Die Ungelernten in der Überzahl. — Das Handwerk ein schlechter Erzieher. — Mädchen aus häuslichem Dienst. — Soziale Abgründe des Milieus. — Erbliche Belastung, Schwachsinn und Alkoholismus. — Grundsätze der Anstaltserziehung. — Der Zögling ist Sträfling. — Eine üble Luft: Muckerei und Patriotismus. — Eine Schutzmaßnahme der bürgerlichen Gesellschaft gegen ihre eigenen Verfallsprodukte. — Besondere Lieblosigkeit gegen gefallene Mädchen. — Erziehung zur Homosexualität. — Billige Arbeitskräfte für Agrarier. — Unmenschliche Greuel hinter Anstaltsmauern. — Die Blohmesche Wildnis. — Die Hölle von Mieltschin. — Weitere Scheußlichkeiten. — Frau Warlies mit dem „Jungfernkranz". — Wer hat Gewissensbisse? — Die „Musteranstalt" in Strausberg. — Die Ausreißer. — Unerhörte Ausbeutung in den Anstalten. — Angaben Agahds. — Wenige erfreuliche Ausnahmen. — Gotha beweist die Regel. — Die Regel heißt: durch Heuchelei maskierte Brutalität.

In der Nacht des Kerkers

Kind und Strafrichter. — Kriminalstatistik der Jugendlichen. — Mendel, Liszt und Wulffen über das heutige Strafsystem. — Mängel und Reformvorschläge. — „Die unten im Volke sind auch Menschen mit Gefühlen und Schmerzen." — Straftaten von Kindern. — Das Prinzip der Vergeltung. — Jugendstrafrecht fordert Erziehung statt Bestrafung und Bewahrung vor Strafgesetz. — Erhöhung der Strafmündigkeit. — Straftat und kindliche Psyche. — Unglaubliche Urteile gegen Kinder. — Eine Rechtsprechung, die aller Vernunft spottet. — Gesellschaftliche Ursachen. — Wirtschaftliche Not und Eigentumsvergehen.

Ein Aufruf.

Digitized by Google

Einleitung

Die Literatur ist reich an Werken, die Aufschluß geben über die Entwicklungs- und Existenzbedingungen des werdenden Menschen und alle Phasen der Entwicklung, die die Generationen in ewiger Verjüngung durchlaufen.

Aber die Darstellung — so weit sie auch die Kreise ihrer Beobachtung ziehen mag — hat immer nur den Nachwuchs der bürgerlichen Klasse im Auge.

Daß andere Klassenverhältnisse auch andere Existenz- und Entwicklungsbedingungen zeitigen, daß also der Werdegang der proletarischen Jugend andere Voraussetzungen zur Grundlage hat, nach anderen Gesetzen sich vollzieht und von anderen Einflüssen und Gewalten bewegende Antriebe und richtunggebende Steuerungen empfängt, erscheint als eine Selbstverständlichkeit. Und doch ist sie bisher der Einsicht der Forscher entweder völlig entgangen oder aber man hat sie einer besonderen Berücksichtigung und Würdigung nicht für wert erachtet.

So weit sich die Literatur überblicken läßt, hat nur Sombart in seiner kleinen feinen Studie über das Proletariat (Die Gesellschaft, I. Bd.) bei der Behandlung der proletarischen Familie auch des proletarischen Kindes gedacht. Sein ästhetisch wie sozialpsychologisch in gleichem Maße reizvolles Werkchen hat nicht nur die Anregung zu vorliegender Arbeit gegeben, sondern auch hin und wieder Lichter und Farben seiner glänzenden Darstellung in die düstere Szenerie dieses Buches geworfen. Für sich selbst genommen, ist es weit davon entfernt,

auch nur im bescheidensten Ausmaße eine Monographie des proletarischen Kindes sein zu wollen.

So wartet das proletarische Kind noch immer seines wissenschaftlichen Entdeckers und Biographen.

Je selbständiger, selbstbewußter und unabweisbarer nun aber das Proletariat in den Kreis der Kulturfaktoren tritt, die der Gesellschaft unserer Tage das Gepräge verleihen, desto entschiedener heischt die Entwicklung des proletarischen Kindes eine ihrer Eigenart gerecht werdende Erforschung und Beleuchtung.

Unter Zugrundelegung zahlreicher Vorarbeiten und unter teilweiser Heranziehung früherer, jetzt vergriffener Publikationen ist hier — wie ich glaube erstmalig — der Versuch gemacht worden, eine Gesamtdarstellung von Tatbeständen, Verhältnissen und Bedingungen zu geben, die sich auf die Entwicklung und Existenz des proletarischen Kindes beziehen.

Ein Versuch, — denn das Buch ist in erster Linie nur als eine Sammlung von Beiträgen zu einer Monographie des proletarischen Kindes gedacht.

Ein kurzer historischer Abriß, der auf kleinster Spiegelfläche die charakteristischen Momente des Entstehens der proletarischen Klasse aufzufangen sucht, und eine flüchtige, nur in den entscheidenden Konturen sich erschöpfende Skizzierung der proletarischen Familie gehen der eigentlichen Arbeit voran. Sie sollen eine ungefähre Vorstellung von dem Milieu vermitteln, dem das proletarische Kind entstammt und von dessen Grunde aus sich sein Schicksal dem Verständnis des Forschers und Beobachters am willigsten und am rückhaltlosesten erschließt.

Eine lückenlose, ausgeglichene, streng einheitliche und in sich geschlossene Darstellung des Stoffes war vorerst noch nicht durchführbar. Sie wird erst möglich sein, wenn man es bei der Verarbeitung des Materials nicht mehr mit gelegentlich und

Digitized by Google

zufällig gewonnenen Ziffern und Tatsachen zu tun hat, sondern mit Resultaten, die durch planvoll und großzügig angelegte und streng wissenschaftlich durchgeführte Forscherarbeit erzielt worden sind, jederzeit auf ihre Sicherheit und Stichhaltigkeit nachgeprüft werden können und so allen Bedingungen der exakten Methode entsprechen. —

Daß das Schicksal des proletarischen Kindes aus diesem Buche wie ein in düsteren und grausigen Farben gehaltenes Gemälde dem Betrachter entgegentritt, ist nicht die Schuld des Verfassers und resultiert nicht aus vorgefaßter Absicht. Als erste und ernsteste Pflicht galt die: die Tatsachen ohne Beschönigung wie ohne Übertreibung, rein nach ihrem reellen Gehalt, zu buchen und in lebendige Verbindung zu setzen mit den ökonomischen und sozialen Komplexen, denen sie entstammen und in die sie sich organisch eingliedern.

Es ist eine Wanderung durch Wüsten, Abgründe und Moräste, die in diesem Buche ihre Widerspiegelung findet; eine Welt des Schmerzes und der Qual, die sich vor entsetzten Blicken ausbreitet.

Und der Zweck des Buches ist: Kunde zu geben, Augen zu öffnen und Gewissen zu schärfen. Herzen sollen entflammt und Hände zur Tat bereit gemacht werden.

*

Die vorstehenden Zeilen wurden vor zehn Jahren der ersten Auflage dieses Buches vorausgeschickt.

Da weder ein Agitationskatechismus noch ein wissenschaftliches Werk hatte geschrieben werden sollen, schien es geboten, alles dies über Anlage, Zweck und Sinn des Buches zu sagen.

Der angestrebte Versuch: einen dem großen Lesepublikum an sich unbequemen und weniger beliebten Stoff, der gleichwohl dringend Beachtung heischte, auf diesem Wege und in dieser Form an einen sonst nicht erreichbaren Kreis von Inter-

essenten heranzubringen, scheint — nach der Aufnahme des Buches zu urteilen — geglückt zu sein.

Weil heute nun, dringender als je, dasselbe Stoffgebiet um die Beachtung der breitesten Öffentlichkeit wirbt, geht als erneuter Versuch das Buch, völlig neu bearbeitet und wesentlich erweitert, zum zweiten Male hinaus.

Zwischen damals und heute liegen zehn schwere Jahre, dampfend von Blut, gellend von Jammerschreien, berstend von Unheil und menschlichem Elend. Vier Jahre Krieg und drei Jahre Revolution haben alles Unterste zu oberst gekehrt, Morsches hinweggefegt, Bestehendes erschüttert, täuschende Hüllen heruntergerissen, Überdauerndes in neue Zusammenhänge gerückt, Neues erweckt. Im Chaos einer versinkenden Welt öffnet sich der Schoß, um eine neue Welt zu gebären ...

Inmitten dieser Katastrophe steht unsere Jugend — eine Jugend, die nicht wie wir aus der Vergangenheit Halt und Festigkeit gewann, der gegenüber unsere Einflüsse und Führungen immer mehr versagen, deren Schicksal — härter als je — einzig darin zu bestehen scheint, Opfer zu sein.

Und doch sollen aus ihr die Generationen erwachsen, die von der Geschichte bestimmt sind, Träger des Werdenden, Vollstrecker des Kommenden zu sein. Dieser Jugend muß unsere Aufmerksamkeit, unser Studium, unsere Pflege und unsere ganze Liebe gelten.

Dies Buch stellt sich in den Dienst dieser Aufgabe und erfüllt damit eine historische und sittliche Pflicht.

Indem es sich forschend, beobachtend, konstatierend und propagierend um das Schicksal der proletarischen Jugend von heute bemüht, sieht es schon ihren kampffrohen Aufstieg von morgen, begrüßt es ihren jubelnden Triumph von übermorgen.

Die proletarische Klasse

Ihre Geschichte

Die Gesellschaft ist, seit sie auf dem Privateigentum beruht, in Klassen zerspalten.

Es ist die große Leistung von Karl Marx, diese Tatsache zuerst erkannt und als eine historisch-ökonomische Notwendigkeit bewertet zu haben. Er hat damit auch die innere Zwangsläufigkeit der historischen Entwicklung erkannt und ihre Gesetze aufgedeckt.

Dem Verlaufe der Entwicklung folgend löst eine Klasse die andere in der Herrschaft ab: feudale Klasse, Bourgeoisie, Proletariat.

Heute ist die Bourgeoisie in der Macht.

Der Sieg des Proletariats über die Bourgeoisie wird — mit der Aufhebung des Privateigentums — das Ende der Klassenherrschaft überhaupt und den Beginn der klassenlosen Gesellschaft bedeuten.

Das moderne Proletariat ist seiner Herkunft nach das legitime Kind zweier Wirtschaftsepochen. Es hat den niedergehenden Feudalismus zum Vater und den aufstrebenden Kapitalismus zur Mutter. Seine Zeugung fällt in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Seine Geburtsstätte ist die moderne Industrie.

Bis etwa zur Zeit Luthers hatte der mittelalterliche Handwerksmeister den durch das städtische Weichbild begrenzten Markt mit Waren versorgt. Im Kreise seiner Gesellen, die zur Familie zählten und denen früher oder später die beruf-

liche Selbständigkeit winkte, hatte er — ein Patriarch in seinem kleinen Reiche — die Produktion betrieben. Einkauf der Rohstoffe, Herstellung und Verschleiß der Waren — alles lag in seiner Hand. Zünftlerische Schulung und die Abgeschlossenheit der einzelnen Städte setzten ihn in den Stand, den Ansprüchen der Konsumenten vollauf zu genügen. Der Ertrag seiner Arbeit reichte aus, um ihn die warme Behaglichkeit eines gewissen Wohlstandes genießen zu lassen. Über den von der Stadtmauer umschlossenen Wirtschaftskreis ging sein Betätigungsdrang nur wenig oder gar nicht hinaus.

Da führte das Aufkommen des Welthandels einen bedeutsamen Wendepunkt herbei.

Seit der Erfindung des Kompasses hatte sich der Schiffsverkehr von den Küsten losgelöst und neue Wege über den weiten Ozean gesucht und gefunden. Der Handel hatte einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Das Verlangen nach Edelmetallen, die, zu Münzen geprägt, den Warenaustausch beflügeln und den trägen Pulsschlag des Marktlebens beschleunigen sollten, lenkte den Blick nach den sagenhaften Goldländern des Ostens. Und von der Gier nach Reichtum gestachelt und gepeitscht, drang der seefahrende Kaufmann in die fremden Länder ein, raubte sie aus, machte die Bewohner zu Sklaven und Bettlern und führte Ströme von Silber und Gold der Heimat zu.

Das Kaufmannskapital entstand und revolutionierte das gesamte ökonomische und gesellschaftliche Leben.

Nun erwachten tausend neue Bedürfnisse, die gedeckt sein wollten. In den Häusern der Patrizier, den Wohnpalästen des reichgewordenen Bürgerstandes wuchsen die Ansprüche an das Leben ins Ungeheure. Waren über Waren wurden verlangt; Geschmack, Mode, Prunksucht und Schwelgerei entfesselten einen tollen Wetteifer. Und auf dem Neuland veränderter Lebensformen und Lebensbeziehungen gedieh in üppigem Flor eine Fülle neuer Anschauungen und Ideen, die die

alte Denkweise umstürzten und im wohlgeordneten Schrein der geheiligten Traditionen das Unterste zu oberst kehrten.

Dem Handwerksmeister, der durch die enge und strenge Ordnung der Zunft behindert war, den Umfang seines Betriebes wie die Zahl seiner Gehilfen den Bedürfnissen des Marktes jeweilig anzupassen, dem es bei gesteigertem Warenabsatz vor allem an ausreichendem Rohmaterial fehlte, wuchs die wirtschaftliche Entwicklung bald über den Kopf. Der Warenmarkt sah sich von der Produktionskraft des Handwerks im Stich gelassen.

Da trat der Kaufmann an die Stelle des Handwerksmeisters. In seiner Hand entwickelte das Geld die wunderbare Fähigkeit, mehr Geld zu hecken. Daß er um so reicher war, je mehr Geld er besaß, — diese Eigenschaft teilte er mit dem Handwerker wie mit aller Welt. Aber daß er, wenn er Geld besaß, alle Chancen hatte, noch reicher zu werden, allein durch die wertzeugende Kraft des Geldes, das war sein Privilegium als Kapitalist, sein ökonomischer Vorsprung vor dem Handwerker. Reich, reicher, immer reicher — welch ungeahnte Perspektiven taten sich da vor ihm auf! Mit der unwiderstehlichen Macht einer Massensuggestion wirkte das Geld auf die Menschen, und sein Glanz ließ vor ihren erstaunten Blicken märchenhafte Zukunftshoffnungen erstehen.

Wie ein Eroberer schritt der Kapitalist durch die Welt. Noch besaß zunächst freilich die Zunft Kraft genug, ihm jeden Fußbreit Land streitig zu machen. Man gestattete dem Kapitalisten, die Waren aufzukaufen und auf den Markt zu werfen. Aber die Arbeitskräfte der Handwerker durfte er nicht in seine Gewalt bringen. Er war nur geduldet als Verleger der Handwerksprodukte. Bald jedoch schoß er dem Handwerksmeister Rohstoffe vor und erwarb sich damit das Verfügungsrecht über die Ware. Der Zunftmeister wurde zum Lohnarbeiter, die Basis sozialer Selbständigkeit schwand ihm unter den Füßen. Immerhin, die Selbständigkeit des Produzenten blieb ihm.

Digitized by Google

Seine Persönlichkeit, sein Beruf und seine Produktionsmittel bildeten eine Einheit, sie gehörten zusammen wie Schnecke und Schneckenhaus.

Da zog der Kapitalismus das weitmaschige Netz der Hausproduktion enger und gewann als konzentriertes Gebilde die Kooperation. Die Isoliertheit der Werkstatt wurde aufgehoben, die Schar der Arbeitskräfte auf ein gemeinsames Arbeitsfeld zusammengezogen und unter das Kommando des Kapitalisten gestellt. Die Kombination der Arbeiten schritt fort zur Kombination der Arbeiter. Ein Erfolg, den der Handwerker mit dem Verlust der eigenen Arbeitsstätte bezahlte. Noch 1770 hatte in England ein kapitalistischer Gemütsmensch für Paupers ein „Haus des Schreckens" empfohlen, in dem zwölf Stunden Zwangsarbeit geleistet werden sollte — wenige Jahre später war das Haus da, es hieß Fabrik. Und das Ideal des Braven, berichtet Marx, verblaßte vor der Wirklichkeit.

Noch aber war der zum Fabriksklaven degradierte Handwerker, wenn auch nicht mehr selbständiger, so doch individueller Produzent und Inhaber eigener Werkzeuge. Die Ware, die aus seiner Hand kam, trug das Gepräge seiner Persönlichkeit und war das Abbild seines Wesens.

Da organisierte der Kapitalist die Manufaktur. Der Arbeitsprozeß, bis dahin in der Leistung je einer Produktionskraft konzentriert, wurde durch Zerlegung und Zerspaltung in zahlreiche Teiloperationen auf viele Hände verteilt. Und der Handwerker, aus der harmonischen Geschlossenheit seiner Berufsarbeit herausgelöst, wurde zu einem Teilmenschen zerstückelt, dessen ganzes Arbeitsdasein sich erschöpfte in der millionenfältigen Wiederholung eines in grausamer Monotonie zu verrichtenden einzigen Handgriffes. Körperliche Verkrüppelung und geistige Verblödung, gepaart mit sozialer Verschlechterung der Existenz, stellten sich als Folgen der Teilarbeit und der beruflichen Vereinseitigung ein. Jedoch —

Digitized by Google

war das Los des Manufakturarbeiters auch nicht beneidenswert, konnte der Arme — verstümmelt, vertiert und verelendet — nur noch im geschlossenen Gefüge der Arbeitsgemeinschaft zur Verwendung seiner Arbeitskraft wie zum Bewußtsein der produktiven Einheit gelangen, — mit Haut und Haaren war er dem Kapitalismus dennoch nicht verkauft. Noch besaß und beherrschte er das Werkzeug; noch beruhte die Produktion der Ware auf ihm, dem lebendigen Menschen, und der Erfolg der Arbeit auf der Sicherheit seiner Hand, der Schärfe seines Auges, dem willigen und geschickten Dienst seines Hirns.

Blieb er so vor dem tiefsten Verfall seiner Handwerksherrlichkeit dadurch bewahrt, daß die Entwicklung ihm nicht alles, nicht auch das letzte nahm, so wurde gerade das sein schlimmstes Verhängnis, was sie neu herbeiführte: die Konkurrenz der ungelernten Arbeiter.

Seit alters hatte Handwerk einen goldenen Boden gehabt. Die Warenproduktion war ausschließlich Handwerkssache gewesen jahrhundertelang. Im zünftigen Gewerbe wie später auch in der Fabrik. Pfuscher und Störer, Ungelernte und weibliche Arbeitskräfte hatte man nicht geduldet. Auf der sozialen Stufenleiter stand der gelernte Arbeiter immer mindestens eine Stufe über dem ungelernten.

Da pochte mit einem Male der Hergelaufene, der Unqualifizierte an die Fabriktore, Einlaß begehrend, um neben dem Gelernten arbeiten zu dürfen. Und das Unerhörte geschah: Der Kapitalist schloß ihm auf. Je entfalteter und vollendeter die Manufaktur war, desto einfacher fielen die Handgriffe aus, die, leicht und rasch erlernbar, eine genaue Kenntnis des jeweiligen Handwerks keineswegs erforderten. Nun zogen in Scharen die verarmten Bauern und ihr hungernder Nachwuchs, deren Scholle und Besitztum der Habgier unersättlicher Junker und Pfaffen verfallen waren, nach den Städten und Industriegebieten, drängten sich in die Fabriken und boten dem Kapitalisten ihre Arbeitskraft zum Verkaufe an. In Scharen

brachten auch bankrotte kleinbürgerliche Existenzen, vom Kapitalismus ruiniert und ohne andere Möglichkeit, sich zu behaupten, ihre Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkte zum Verkauf. Wahre Fluten von Proletariern ergossen sich aus diesen zwei schier unerschöpflichen Reservoirs, Landwirtschaft und Kleinbürgertum, in den breiten Mahlstrom der kapitalistischen Entwicklung.

In diesem Strudel eines ebenso neuen als verzweifelten Kampfes ums Dasein verlor der Handwerker von ehedem den letzten Halt, als die Maschine auftauchte und sich damit dem Kapitalismus die Bahn zu einem ungeahnten Siegeszuge öffnete. Dieses gigantische und kostspielige Werkzeug erwies sich von Anfang an nur den finanziellen Potenzen des Kapitalismus erreichbar. Nun reckte sich das pustende und schnaubende Ungeheuer, oft in kolossalen Dimensionen, in den Sälen und Hallen aus, besorgte die Warenproduktion, bestimmte das Tempo der Arbeit, die Methode der Erzeugung, den Rhythmus der Bewegung, die Menge der Produkte. Sie hämmerte und sägte, spann und webte, stanzte und bohrte. Sie hämmerte wie zwanzig, dreißig Schmiede und webte gleich einem hundertfältigen Weber. Sie war der Warenproduzent geworden, leblos zwar und doch aufs äußerste belebt. Das lebendige Menschenwesen sank, aller Produktionsmittel bar und aus der ersten Reihe im Produktionsprozeß verdrängt, zu einem toten Anhängsel der Maschine, einem willenlosen Sklaven ihres eisernen Willens herab. Und wehe ihm, wenn er nicht auf den Blitz gehorchte! Eine grausame Herrin, warf sie nicht bloß den Überflüssigen, den ihre potenzierte Arbeitskraft entbehrlich machte, erbarmungslos auf die Straße, dem Hunger zum Raube, nein, sie zermalmte auch den Ungeschickten, zerriß den Säumigen oder schlug den Unbedachten mit wuchtigem Arm zum Krüppel. Mehr noch. Wie eine mörderische Seuche verwüstete sie Gesundheit und Lebenskraft ungezählter Frauen und Mütter. Wie ein gähnender Moloch verschlang sie ganze Hekatomben

blühender Kinder, die ihr die Schergen des Kapitalismus — Profitgier und Elend — mitleidlos in den Rachen trieben.

Im Zeitalter der Maschine erlebte der Kapitalismus seinen glänzendsten und erfolgreichsten Aufschwung. Zugleich, als Kehrseite der Medaille, versank das Proletariat in das trostloseste materielle Elend.

Wer erinnert sich nicht mit Grauen der unheimlich düsteren Bilder, die Engels in seinem Buche über die Lage der arbeitenden Klassen in England entrollt?

Oder der namenlosen Leiden, von denen Villermé in seinem Werke über die französischen Textilproletarier berichtet?

Wer erschauert nicht vor dem Ächzen und Stöhnen der Not, die sich in Hauptmanns Webern zu erschütternden Anklagen verdichtet?

Wessen Herz bliebe ungerührt beim Lesen der Berichte Thuns über die entsetzliche Verwahrlosung des niederrheinischen Proletariats in der kapitalistischen Frühzeit?

Maßlos lange Arbeitszeit, Unterernährung, chronische Schwäche, Verkrüppelungen und Verbildungen aller Art, Hungertyphus, Nachtarbeit, Wohnungsnot, Alkoholismus, geschlechtliche Ausschweifung, Kinderarbeit in ungeheuerlichem Umfange, Arbeitslosigkeit, Unwissenheit und Roheit, Verkümmerung und Verbitterung des Gemütslebens — immer und überall dasselbe schauerliche Lied ... „Die Frühzeit des Proletariats ist ein absteigender Ast der Entwicklung, ein Prozeß der Zersetzung aller alten Traditionen, Ideale und sittlichen Werte."

Auf den Tiefstand folgte ein langsamer und allmählicher Aufstieg. Das Auge der Massen entwöhnte sich der stumpfen Blindheit gegenüber der Not ihres Daseins. Erst zaghaft und verstohlen, dann immer deutlicher und ausgesprochener wurde das Klassengefühl lebendig, das sich in Zeiten unerträglicher Not in verzweifelten Ausbrüchen und leidenschaftlichen Exaltationen entlud. Schließlich bildete sich in immer klareren For-

men das stolze und frohe Bewußtsein der proletarischen Einmütigkeit, die lebendige Solidarität der Klasse heraus, in der selbstlosen Hingabe an die gewaltige Idee der Emanzipation des Proletariats durch eigene Kraft das Ziel und die Erfüllung seiner geschichtlichen Bestimmung erblickend. Und die kollektive Macht der organisierten Selbsthilfe bannte wenigstens die furchtbarsten der sozialen Schrecken, die den Leidensweg des Proletariats umlohen und umdrohen.

Doch noch immer wandern Millionen in den Niederungen und grausigen Abgründen des Elends. Und noch immer steigen Millionen aus dem dunkeln Schoße dieses Elends zu einem sonnenlosen Dasein empor ...

Krieg und Revolution haben Hunderttausende aufgerüttelt, sehend gemacht und in ihnen den Willen entzündet, sich ein besseres Schicksal zu erkämpfen. Arbeitslosigkeit, Hunger, Verzweiflung haben sie zu Kämpfern geschmiedet.

Die Waffen dröhnen. Die Fronten prallen gegeneinander. Sein oder Nichtsein ... Noch tobt der Kampf ...

Der Proletarier

Proletarier ist jeder, der vom Verkauf seiner Arbeitskraft lebt, der einzigen Ware, die er besitzt.

Die Entwicklung nahm seinen Vorfahren oder ihm selbst alles, was er hatte: Grund und Boden, Werkstelle, Werkzeug, Beruf, Kundschaft — einzig die nackte **Arbeitskraft** ließ sie ihm.

Um leben zu können, **verkauft** er die Arbeitskraft dem, der sie kauft, damit er sie in Verbindung mit Rohstoffen, Anlagen, Maschinen usw. in Tätigkeit setze: dem **Kapitalisten.**

Verausgabte Arbeitskraft verwandelt sich im Produktionsprozeß in **Warenwert.** Indem der Kapitalist dem Arbeiter mehr Arbeitskraft entzieht, als er ihm in Lohn zurückvergütet, gewinnt er **Mehrwert.** Mehrwert, beim Verkauf der Ware

in Geld sichtbar geworden, heißt Profit. Profit zu gewinnen ist Antrieb und Zweck der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Die Quelle alles Profits und damit alles gesellschaftlichen Reichtums ist die Arbeitskraft des Proletariers.

Darin, daß der Proletarier mehr ausgibt als er empfängt, liegt das Geheimnis der kapitalistischen Bereicherung. Und zugleich das Geheimnis der proletarischen Armut.

Der Mehrwertgewinnung im Interesse des kapitalistischen Unternehmers dienen Hand- und Kopfarbeiter. Der Prozeß ist vielseitig und vielverzweigt; Arbeiter, Meister, Techniker, Kaufleute, Direktoren haben darin ihren Platz und ihre Funktion. Alle sind Proletarier. Nur sind sie meist noch nicht zum Bewußtsein ihrer proletarischen Klassenzugehörigkeit erwacht. Der weiße Stehkragen, der bürgerliche Rock, die bürgerliche Erziehung und Ideologie, der bürgerliche Umgang und die bürgerliche Lebenshaltung, die ihnen ein höherer Lohn gestattet, täuschen sie über ihren Proletarier-Charakter hinweg.

Vor allem die bürgerliche Lebenshaltung. Weil man nicht im Arbeiter-Viertel, in der Arbeiter-Straße, in der Arbeiter-Mietkaserne wohnt, nicht in der Arbeiter-Kneipe verkehrt, keinen Arbeiter-Kittel trägt, keine Arbeiter-Sprache spricht und kein Arbeiter-Elend zu ertragen hat, glaubt man, Bürger zu sein. Wenn auch nicht Groß-Bürger, wie der Kommerzienrat, der Aktionär, der Bankherr, so doch Klein-Bürger, wie der solide Mittelstand, der bessere Beamte, der studierte Mann. Alles Täuschung! Wer seine Arbeitskraft verkaufen muß, weil er sonst nichts hat, um sein Leben zu fristen, ist Proletarier.

Und doch lassen wir hier einen Unterschied gelten. Wenn wir bei unserer Betrachtung vom Proletarier sprechen, so meinen wir den Proletarier mit proletarischer Lebenshaltung. Und wenn wir das proletarische Kind ins Auge fassen, um es auf seine Herkunft, seine Entwicklungsbedingungen, sei-

nen Werdegang hin zu beobachten und zu erforschen, so meinen wir das Proletarierkind im proletarischen Milieu. Was unter proletarischem Milieu im Einzelnen zu verstehen ist, wird die Darstellung zeigen.

Wir verfallen hier nicht in den Fehler, bei Fixierung des Begriffes Proletarier eine Einkommens-Skala zu Hilfe zu nehmen und danach eine Abgrenzung der Kategorien zu versuchen. Die Gehalts- oder Lohnhöhe ist im großen Ganzen gleichgültig. Ein Akademiker oder Beamter kann in seinen Einkommensverhältnissen tief unter dem Lohnniveau des Durchschnitts-Arbeiters stehen und doch kann sein Familien-Milieu völlig bürgerlich sein. Umgekehrt kann ein Arbeiter weit höheren Lohn als ein Angestellter oder Lehrer erhalten und doch trägt sein Familien-Milieu absolut proletarischen Charakter. Die Entwicklung der sozialen Struktur hat während des Krieges und darnach einen Verlauf genommen, der gekennzeichnet ist durch eine teilweise erhebliche Steigerung der Arbeiterlöhne und ein vielfach starkes Zurückbleiben der Gehälter von Angestellten, Beamten und akademischen Berufen. Im allgemeinen sind, so sagt man, die Arbeiter heute besser, die Angehörigen bürgerlicher Berufe schlechter bezahlt. Man bezeichnet das als zunehmende Proletarisierung.

Dabei ist immer wieder zu betonen, daß die Höhe des Lohnes oder Gehaltes allein noch nicht entscheidet für das Fortschreiten der Proletarisierung. Definitiv entscheidend ist stets nur das Verhältnis des Individuums zum Kapital. Der kleine selbständige Handwerksmeister mag die armseligste proletarische Lebenshaltung haben und ist doch kein eigentlicher Proletar. Und der Generaldirektor eines Hüttenwerks, der ein hohes Einkommen bezieht und ein durchaus bourgeoises Leben führt, ist trotzalledem ein Prolet. Allerdings — und hier schlägt der scheinbare Widerspruch ins Logische um — wird ein dauernd niedriges Einkommen je länger je mehr die Tendenz entwickeln, die bürgerliche Lebensgestaltung und das

bürgerliche Familien-Milieu zu zerstören und gegen solche proletarischen Charakters einzutauschen. Wenn Akademiker- und Beamtenkreise heute in ihren Einkommensverhältnissen absolut oder relativ schlechter gestellt sind als früher, so vollzieht sich tatsächlich bei ihnen der Prozeß der Proletarisierung nicht in dem Sinne, daß sie jetzt erst Proletarier würden (sie waren es längst!), sondern in dem, daß ihnen durch den Zusammenbruch und Verlust ihrer bürgerlichen Lebenshaltung ihre proletarische Klassenzugehörigkeit zum Bewußtsein gebracht wird und sie sich — widerstrebend, grollend und verzweifelt, aber unabwendbar — als Proletarier mit proletarischem Milieu fühlen lernen müssen.

Dieser Prozeß geht gegenwärtig in gewaltigem Ausmaße vor sich und erfaßt immer größere Rekrutierungsgebiete für die proletarische Massenarmee.

Der typische Vertreter der proletarischen Klasse von heute — der Vollblutproletarier Sombarts — ist der moderne Fabrikarbeiter. Im deutschen Wirtschaftsleben besteht ein starkes Übergewicht der industriellen Produktion über die landwirtschaftliche. Leider gibt über das Verhältnis keine neuere Statistik Auskunft, wir sind auf die veralteten Ziffern von 1907 angewiesen. Aber damals schon lebten von 1000 erwachsenen Personen 563,6 von Industrie, Handel und Verkehr und nur 286,5 von der Landwirtschaft. Heute ist das Verhältnis ungleich mehr zugunsten der ersten Kategorie verschoben.

Von 1895 bis 1907 nahm in der deutschen Landwirtschaft und Industrie die Zahl der Selbständigen um 152000 ab, die der Lohnarbeiter um 4½ Millionen zu. Von 100 Erwerbstätigen waren selbständig in

	Industrie	Landwirtschaft	Handel
1882:	34,4	27,8	44,7
1895:	24,9	31,0	36,1
1907:	17,6	25,3	29,0

Digitized by Google

Dabei war in unzähligen Fällen die angebliche Selbständigkeit nichts anderes als eine maskierte Abhängigkeit vom Großkapital. Je mehr dieses anwuchs und sich kartellierte und vertrustete, desto mehr kleinere Existenzen brachte es bei scheinbarer Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit in seine Gewalt. Diese Tendenz der kapitalistischen Entwicklung hat sich im letzten Jahrzehnt ungeheuer verstärkt, so daß die Ziffern von 1907 nicht entfernt mehr der Wirklichkeit entsprechen. Die Heere der Abhängigen sind Legion geworden.

Die Fabrikarbeiterschaft stellt das proletarische Kontingent im engsten Sinne dar. Der Kern wird gebildet von jenen Lohnsklaven, die die Baracken der modernen Riesenwerke bevölkern, getrennt von der Familie, gespeist in Kantinen, nur noch im losen, gelegentlichen Verkehr mit den Angehörigen. Sie zählen schon viele Hunderttausende. Um das Fabrik- und Grubenproletariat kreist in immer breiter werdenden Ringen eine Reihe anderer Erwerbs- und Existenzgruppen unterschiedlichster Art, aber auf demselben Grunde und von verwandter Struktur. Sie alle kennzeichnet das Merkmal der Besitzlosigkeit und der Umstand, daß sie einzig vom Verkauf und Ertrag ihrer Ware Arbeitskraft leben. Im weiteren Abstande schließen sich größere und kleinere Schichten an, die ihre proletarische Natur durch bürgerliche Ideologien und Lebensgewohnheiten verhüllen. Sie sind, wie schon bemerkt, durch Krieg und Revolution, durch Hunger und Fußtritte vielfach zur Erkenntnis ihrer Zugehörigkeit zum Proletariat gekommen. Je stärker die kapitalistische Entwicklung sich durchgesetzt hat, desto größer ist der prozentuale Anteil des Proletariats an der Gesamtbevölkerung geworden. Vielleicht kam man vor etwa einem Jahrzehnt den tatsächlichen Verhältnissen nahe, wenn man bei vorsichtiger Schätzung und Berechnung 70 % der Bevölkerung, also 46 Millionen von 65, als proletarische Elemente ansprach. Heute stimmt dieses Verhältnis nicht mehr. Es dürfte kaum zu hoch gegriffen sein, wenn man behauptet, daß 55 Millio-

Digitized by Google

nen von 61 Millionen Gesamtbevölkerung dem Proletariat im weitesten Sinne zuzurechnen sind.

Eine riesige Mehrheit, die von einer winzigen Minderheit beherrscht und ausgebeutet wird. Das ist die Signatur der Klassengesellschaft.

Und die Stellung und Rolle des Proletariats in der Gesellschaft von heute ist darin ausgedrückt.

Digitized by Google

Die proletarische Familie

Die Familie

Die Familie ist ihrem soziologischen Charakter nach eine durch Wirtschaftsinteressen bedingte Einrichtung. In ihrer Entwicklung spiegelt sich die phaseologische Entwicklung der Ökonomie, die jeweilig ihre Basis bildet, ihre Form und ihren Inhalt bestimmt.

Die bürgerliche Familie, durchaus verschieden von dem Familientyp der Feudalzeit, entspricht den besonderen Wirtschaftsbedürfnissen der bürgerlich-kapitalistischen Klasse. Im westeuropäischen Kulturkreise im Laufe der Jahrtausende von Bauern- und Bürgertum ausgebildet und seit der Reformation für die besonderen Interessen der bürgerlichen Klasse geformt, bedeutet sie — wenn wir Sombarts Darstellung folgen wollen — eine dreifache Gemeinschaft: als Ernährungsgemeinschaft umschließt sie die materielle Basis, die Quellen der ökonomischen Existenz; als Wohnungsgemeinschaft verleiht sie der durch Blutsbande geknüpften Solidarität ihrer Glieder nach außen hin sichtbaren und wirksamen Ausdruck; als Lebens- und Erziehungsgemeinschaft bildet sie den Schoß für die soziale, geistige und seelische Menschwerdung überhaupt. Die Mutterschule ist allen bürgerlichen Pädagogen der natürliche und selbstverständliche Ausgangspunkt für jegliche, wie auch immer geartete Erziehungs- und Bildungsarbeit. Der häusliche Herd ist allen guten Bürgern das Symbol der Lebensgemeinschaft im geschlossenen und gefestigten Familienkreise. Und alles, was Braves, Tüchtiges, Edles und

Großes in der Welt je gewaltet hat, verdankt nach bürgerlicher Vorstellung seinen Ursprung der Pflanzschule aller Kultur, der Familie. „Hier keimen und wachsen," sagt Muthesius, „in dem unmittelbarsten Erleben vom Morgen bis zum Abend eines jeden Tages Vertrauen und Liebe, Gehorsam und Treue, Mitfreude und Mitleid, jede Art des Gemeinsinns und der Gemeinverpflichtung; hier entfalten sich in dem ununterbrochenen Kreislauf der täglichen Geschäfte, unter dem sanften aber stetig wirkenden Zwange des ungeschriebenen Gesetzes der häuslichen Ordnung in den einfachsten Verhältnissen alle grundlegenden Gewohnheiten eines geregelten Gemeinschaftslebens: Pünktlichkeit und Ordnungssinn, Dienstwilligkeit und Hilfsbereitschaft; hier verteilen sich ungesucht und durch stillschweigendes Übereinkommen Pflichten und Rechte; Vatersorge und Mutterliebe beschirmen den kleinen Kreis, und Achtung und Ehrerbietung, Anerkennung der Autorität und Dankbarkeit fließen wie von selbst aus den natürlichen Quellen; hier sind nicht nur alle materiellen Güter gemeinsamer Besitz, hier ist auch Genießen und Entsagen, Hoffen und Dulden, Dienen und Feiern gemeinsames Bedürfnis; hier findet für die einzelnen ganz unbewußt, aber sicher und in gegenseitiger Verstärkung wirkend, eine Ausgleichung, wie in Brauch und Sitte, so in Denkart und Gesinnung statt; hier vererbt sich in natürlicher und lückenloser Überlieferung der ganze Reichtum von sittlicher und sozialer Kultur von einem Geschlecht auf das andere."

Die bürgerliche Zeit war sich wie der hohen sozialen Bedeutung, so auch des großen sittlichen Wertes der Familie wohl bewußt. Sie schätzte sie gleichermaßen als Ankergrund der Wirtschaftsexistenz wie als Gefäß der Ideologie. Jeder junge Mann, bevor er zur Gründung eines eigenen Herdes schreiten durfte, hatte eine lange und gewissenhafte Schule der Berufsvorbereitung sowohl wie der sittlichen Zucht unter Anleitung und Überwachung erfahrener Familienglieder zu durchlaufen.

Digitized by Google

Und jede künftige Mutter empfing im Kreise der elterlichen oder einer fremden Häuslichkeit durch Beobachtung und tätige Anteilnahme an den häuslichen Verrichtungen und Obliegenheiten wenigstens die elementaren Begriffe einer wenn auch handwerksmäßigen, so doch zweckmäßigen und praktischen Erziehung. Wurde dann der Ehebund geschlossen und kamen die Kinder an, so war der Hausstand geordnet, das Nest wohlig durchwärmt, die Wiege bereitgestellt. Und unter den sorgenden Händen des Vaters, den behütenden Augen der Mutter wuchs und blühte die junge Schar.

Heute ist die Blüte der bürgerlichen Familie vorüber. Ein Produkt der Entwicklung, wird sie auch ihr Opfer.

Der moderne Kapitalismus hat, mit Marx zu sprechen, „dem Familienverhältnis seinen rührend sentimentalen Schleier abgerissen, die spießbürgerliche Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt, die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst." Zuerst hat er den engen Produktionskreis der Familie gesprengt, indem er durch Schaffung großer Produktionsstätten und großer Märkte der kleinen familialen Wirtschaftseinheit die Existenzmöglichkeit entzog. Dann hat er die Lebensgemeinschaft vernichtet, indem er Mann und Frau, oft auch die Kinder in die Fabrik trieb und von der Wohnungsgemeinschaft nur noch den kargen Rest einer Tisch- und Schlafgemeinschaft übrig ließ. Endlich hat er die Erziehungsgemeinschaft aufgelöst, indem er die Kinder von den Eltern trennte, die Erziehung von der produktiven Arbeit isolierte und den Hauptteil des Erziehungswerks außerhalb des Hauses, in die Schule, verlegte.

Damit ist die Familie im alten bürgerlichen Sinne vernichtet. Zwar besteht sie äußerlich noch, aber nur als Gefäß ohne den Inhalt, als Schale ohne Kern. Zum mindesten hat der Kern seinen materiellen Gehalt, seine ideelle Süßigkeit und Würze, seine kulturelle Keimkraft eingebüßt. Wir müssen uns zu der Tatsache bekennen, die von bürgerlichen Soziologen

als eine ungeheuerliche bezeichnet worden ist: daß im Proletariat ein Geschlecht heranwächst, für das die Familiengemeinschaft so gut wie nicht mehr existiert, dessen einzelne Glieder auch diesen Zusammenhalt, der Jahrtausende überdauert hat, nicht oder fast nicht mehr kennen.

Die proletarische Klasse hat wohl ihre eigene, von der bürgerlichen Klasse völlig verschiedene Lebenshaltung und Lebensgestaltung, aber sie hat noch keine eigene, ihren ökonomischen und sozialen Interessen entsprechende Familienform. Sie wird sie erst schaffen nach ihrer Etablierung als Trägerin und Repräsentantin der künftigen Entwicklungsphase. Das wird die Kommune sein. Was heute proletarische Familie heißt, ist nichts anderes als die im äußersten Zustande der Zersetzung und Auflösung befindliche, mit allen Mängeln, Disharmonien und Gebrechen des Nierderganges behaftete Kleinbürger-Familie, die endgültig verschwinden wird an dem Tage, an dem das Proletariat als sieghafte Klasse über dem Zusammenbruch des bürgerlichen Kapitalismus triumphiert.

Der Vater

Die proletarische Familie ist, wie wir sahen, die überständige, im tiefen Verfall begriffene Kleinbürger-Familie. Sie wird in der Hauptsache nur noch erhalten durch die Macht der Tradition, die in unseren politischen und rechtlichen Institutionen, in unserer Moralideologie, in der Gewohnheit und dem Beharrungssinn der Masse ihre Stützen findet. Zur Tradition gehört die durch die Herrschaft des Privateigentums bedingte Regel, im Vater das Oberhaupt der Familie zu erblicken. Er ist dieses Oberhaupt noch, wenn auch der Krieg, der die verlassenen Ehefrauen zu großer Selbständigkeit erzog, seine überlegene Stellung stark erschüttert hat. Seine Arbeits- und Einkommensverhältnisse bestimmen, zwar nicht durch-

weg und ausschließlich, so doch in erster Linie die ökonomische Verfassung und den sozialen Habitus der Familie.

Im tiefsten Morgengrauen verläßt der Fabrikproletarier sein Bett und seine Behausung. Sein Arbeitstag beginnt meist sehr früh. „Zwischen schlafenden Kindern beim Schein der Funzel hat er sich notdürftig angekleidet, dann rasch einen Schluck Kaffee hinuntergestürzt, auch das vielleicht nicht einmal, nun eilt er dem riesigen Moloch, der Fabrik, in die Arme, deren schriller Pfiff um sechs Uhr verkündet, daß nun das Einzelleben der Insassen für viele Stunden aufgehört, daß die Herrschaft des Kapitals über Leib und Seele für diesen Tag wieder begonnen hat." Der ganze lange Arbeitstag hält ihn von den Seinen fern. Kaum daß er zu Mittag ein kurzes, flüchtiges Beisammensein mit ihnen ergeizen und erhetzen kann. In zahllosen Fällen bekommt er auch da Weib und Kinder nicht zu Gesicht. In der Kantine, im Maschinensaal, in der Baubude oder in einem Schuppen wird Mittag gemacht; oft genug muß er auf einer Promenadenbank, einem Haufen Späne oder der blanken Erde sein armseliges Mahl zu sich nehmen. Die dicke Suppe im Blechtopf, ein Stück Brot, einen Fetzen Wurst, einen Schluck Kaffee oder Bier. Dann ein Viertelstündchen Schlaf. Die Fabrikpfeife ruft. Nun wieder Arbeit bis der Abend kommt. Endlich Feierabend! Müde schleppt sich der entkräftete Körper der Behausung zu. Die Kinder sind längst zu Bett; wie sie den Tag verbracht — wer sollte sich jetzt noch darüber den Kopf zerbrechen? Von seiner Arbeit haben sie nichts gesehen; er selbst hat alle Verrichtungen nur mechanisch, ohne innere Anteilnahme und Freude vollbracht. Wie er leer und kalt dabei blieb, konnte er keine belebende Wärme, keine erzieherischen Einflüsse auf sie überströmen lassen. Zudem hat die öde und schwere Körperarbeit auch die Gedanken träge gemacht. Ist das schmale Abendbrot verzehrt, bringt vielleicht ein Pfeifchen noch Genuß. Der organisierte und aufgeklärte Arbeiter liest noch seine Zeitung, seltener ein

Buch, vorausgesetzt, daß nicht Sitzungen oder Versammlungen seiner warten. Dann kehrt er erst spät nachts heim. Ein paar kurze Stunden bleiernen Schlafes — im engen Raume und in schlechter Luft —, bis allzubald die harte Pflicht wieder ruft. Und so Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr ... Als eine Chemnitzer Zeitung vor Jahren einmal die Frage an ihre Leser richtete, was sie tun würden, wenn sie das große Los gewönnen, kam aus Arbeiterkreisen wiederholt die Antwort: Vor allen Dingen erst einmal gründlich ausschlafen!

Oberhaupt der Familie zu sein, bedeutet ihr Ernährer zu sein. Aus dem Lohnertrag des Vaters in erster Linie ist der Aufwand für die Lebenshaltung der Familie zu bestreiten. Dieser Aufwand ist heute, auch bei den bescheidenen Ansprüchen, zu denen uns der Krieg erzogen hat, ungeheuer hoch. Seit Ausbruch des Krieges sind die Preise für alle Lebensmittel und Bedarfsgüter unablässig und immer steiler gestiegen bis zum Frühjahr 1920. Um diese Zeit und etwa ein Jahr später traten vorübergehend kleine Rückschläge ein, die aber rasch überwunden wurden; der Winter 1921 sieht wieder eine rasch aufsteigende Kurve der Preisgestaltung vor sich.

Von verschiedenen Seiten wird versucht, fortlaufend an Hand statistischer Feststellungen ein Bild von dem Aufwand für die Lebenshaltung zu entwerfen. Silbergleit faßt nur den Ernährungsbedarf ins Auge und geht in seinen Ansprüchen vielfach unter die in der Vorkriegszeit geltend gewesenen Normen, ja selbst unter die von der interalliierten wissenschaftlichen Verpflegungskommission auf ihrer ersten Konferenz in Paris 1919 festgesetzten Sätze herunter. Kuczynski errechnet außer dem Ernährungsbedarf noch die notwendigsten Ausgaben für Kleidung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung usw. zu einem Existenzminimum. Elsas geht etwas über den minimalsten Bedarf hinaus. Calwer legt seinen Berechnungen die Friedensration eines deutschen Marinesoldaten zugrunde. Und schließlich stellt ein Reichsdurchschnitt das mittlere Ergebnis der von 47 grö-

ßeren Städten festgestellten Teuerungszahlen dar. Nimmt man nun die Ziffern vom Januar 1920 als 100 an (Index), so ergibt sich für die durchschnittlichen Aufwendungen der Lebenshaltung nach der „Frkf. Ztg.“ folgende Tabelle:

1920	Kuczynski	Silbergleit	Elsas	Calwer	Reichsdurchschnitt
Januar . .	100	100	100	100	100
März . . .	140	107	116	128	132
Mai	161	111	170	171	154
Juli	142	99,6	163	192	150
September.	136	91,5	165	209	138
November .	144	96	186	272	159
1921					
Januar . .	145	97,5	183	291	161
März . . .	135	89,4	174	245	157
Mai	123	87,3	164	269	157
Juli	147	95	172	375	168

Will man erkennen, wie der Krieg und seine Begleiter: Papiergeldwirtschaft, Warenmangel und Wucher die Wirtschaft revolutioniert und die Kosten der Lebenshaltung in die Höhe getrieben haben, so muß man die Preise der Vorkriegszeit den heutigen gegenüberstellen. Leider liegen hierfür nur sichere Preisnotierungen des Großhandels vor, in denen die tatsächlichen Ausgaben der Haushaltungen nicht entfernt zum Ausdruck kommen. Immerhin erhält man ein ungefähres Bild:

Mitte 1914	Anfang 1920	August 1921
9,23	100	156

Die ganze Tragweite dieser Entwicklung wird aber erst augenfällig, wenn man die Preise von Mitte 1914 gleich 100 setzt:

Mitte 1914	Anfang 1920	August 1921
100	1083	1690

Die Großhandelspreise sind somit fast siebzehnfach so groß als vor sieben Jahren. Ungleich höher sind natürlich die Kleinhandelspreise und im Zusammenhange damit die Sprünge, in denen sich die Kosten der Lebenshaltung bewegen. Kuczynski hat berechnet, daß vom Februar 1914 bis zum Februar 1920 das wöchentliche Existenzminimum in Groß-Berlin gestiegen ist für:

		Steigerung	Existenzminimum im Jahre
den alleinst. Mann	von 16,75 auf 133 M.	7,9fach	6950 M.
ein kinderlos. Ehepaar	von 22,30 „ 196 „	8,8 „	10200 „
ein Ehepaar mit 2 Kindern	von 28,80 „ 256 „	8,9 „	13350 „

Seit Februar 1920 sind bis zum Herbst 1921 allein die Großhandelspreise der Lebensmittel um fast 50% gestiegen, ganz zu schweigen von der Verteuerung der Heizung, Beleuchtung, des Verkehrs, der Erhöhung der Steuern usw. Der Winter hat eine neue große Teuerungswelle gebracht und die Großhandelspreise bereits im Oktober 1921 auf das Siebenundzwanzigfache gesteigert. Ohne Übertreibung darf behauptet werden, daß die bescheidene Lebenshaltung, wie sie vor dem Kriege der Durchschnittsproletarier führte, heute mindestens 30000 M. im Jahre erfordert. Dies um so mehr, als in der Berechnung Kuczynskis zahlreiche ins Gewicht fallende Posten unverhältnismäßig niedrig in Ansatz gebracht sind.

Steht nun heute beim Proletariat dieser unerhört hohen Belastung ein auch nur einigermaßen entsprechendes Lohneinkommen gegenüber?

Leider besteht für das Gesamtgebiet der Löhne und festen Einkommen noch kein einheitlicher Lohnindex, der auf einen Blick besagt, wie die Einkommen der Festbesoldeten und Lohnempfänger sich bewegen, wie das Verhältnis zwischen Preis-

und Lohnbewegung sich gestaltet und wie Nominallöhne und Reallöhne zueinander stehen. Wir sind deshalb wieder auf die Indexzahlen der „Frkf. Ztg." angewiesen, denen in der Hauptsache die Frankfurter Tarife, die Durchschnittslöhne der preußischen Bergarbeiter und die Lohnziffern der Augsburger Weber zugrunde gelegt sind. Für zehn der aufgenommenen Arbeitergruppen lagen die Vorkriegslöhne vor. Setzt man nun den Durchschnittslohn für 1. Januar 1920 gleich 100, so ergibt sich für die zehn Gruppen (Bau-, Metall-, Holz-, Berg-, Brauereiarbeiter, Arbeiter der Seifen-, Nahrungsmittel-, Schuh- und Gummi- und chemischen Groß-Industrie) folgende Lohnentwicklung:

1914:	Januar 1920	Ende Juli 1921
22	100	245

Nimmt man aber als Ausgangspunkt die Friedenslöhne, setzt man diese gleich 100, so stellt sich die Entwicklung wie folgt dar:

1914:	Januar 1920	Ende Juli 1921
100	450	1103

Die hier berücksichtigten Kategorien zeigen demnach eine Steigerung der Stundenlöhne auf das Elffache. Man beachte, daß allein die Großhandelspreise für Lebensmittel in demselben Zeitraume auf das Siebzehnfache gestiegen sind. Dabei kommt die elffache Lohnsteigerung nur rechnerisch, nicht aber tatsächlich vor. Die Steigerung ist wesentlich geringer infolge der Herabsetzung der Arbeitszeit von durchschnittlich 10 auf 8 Stunden, der Arbeitsstreckung infolge Produktionsverminderung, der Feierschichten und gelegentlichen Arbeitslosigkeit. So veröffentlichte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die „Zeitschrift für angewandte Chemie" (Nr. 76) am 23. September 1921 folgende Statistik:

Jahr	Zahl der Vollarbeiter	Arbeitsverdienst im ganzen	Durchschn. Jahresverdienst pro Mann
1913	277629	351520206.—	1266.—
1920	340310	3404102754.—	10003.—

Diese Statistik besagt, daß die Löhne in der chemischen Industrie von 1913 bis 1920 etwa auf das Achtfache gestiegen waren, während sich die Kosten der Lebenshaltung in derselben Zeit, wie gesagt, um das Siebzehnfache verteuert hatten. Dabei ist immer Voraussetzung, daß die Arbeiter stets voll beschäftigt waren.

Gerade aber die Arbeitslosigkeit greift tief ein in das Haushaltsbudget des Arbeiters, zumal in so schwankenden und unsicheren Erwerbskonjunkturen wie den gegenwärtigen, wo erlittene Lohnausfälle niemals wieder wie früher durch die Stabilität der Einkommensverhältnisse längerer ruhiger Perioden ausgeglichen werden können. Nach dem Reichsarbeitsblatt sahen die Indexzahlen des deutschen Arbeitsmarktes, die Arbeitslosigkeit am 1. Januar 1920 als 100 angenommen, wie folgt aus:

1920						1921			
Jan.	März	Mai	Juli	Sept.	Nov.	Jan.	März	Mai	Juli
100	55	80	170	133	115	132	109	109	—

In konkreten Zahlen ausgedrückt heißt das: daß bei der derzeitigen Verfassung des deutschen Wirtschaftslebens unausgesetzt Hunderttausende von Arbeitern aller Kategorien zur Erwerbslosigkeit verurteilt sind. Am 15. September 1920 waren es 730000, am 1. Juli 1921 über 315000. Länger als sechs Monate erwerbslos waren am 1. Mai 1921 im ganzen Reiche 90871 (67983 männliche = 74,8% und 22888 weibliche = 25,2%), davon in Preußen 53038, in Sachsen 23815. Die Flut steigt und sinkt, je nach der Konjunktur, dem Stande der

Valuta, der Exportmöglichkeit — oft schon ging die Erwerbslosenziffer in die Millionen; während man predigt: Nur die Arbeit kann uns retten! sieht sich der tatbereite Wille und eifrigste Schaffensdrang durch den Wahnsinn dieser Wirtschaftsordnung zur Passivität und damit zum Hunger verurteilt. Denn immer greift die Arbeitslosigkeit durch ihren Lohnausfall tief in das Haushaltungsbudget des Proletariers ein und zwingt ihn zu noch größerer Entbehrung. Und ist es nicht volle Erwerbslosigkeit, so ist es die Kurzarbeit, die in allen Branchen bald für längere, bald für kürzere Zeiträume auftaucht und das Einkommen vermindert. Zu jeder Zeit des Jahres wird ein Teil der Gesamtarbeiterschaft von ihr betroffen. Von einer elffachen Steigerung der Löhne kann also bei keiner Arbeiterkategorie unter keinen Umständen die Rede sein.

Was bedeutet das? Daß der deutsche Arbeiter mit seinem Lohnertrage selbst im günstigsten Falle kaum die Hälfte des Existenzminimums zu bestreiten in der Lage ist. Er leidet bitterste Not. Er führt ein Leben voll schwerster Entbehrung. Er hungert buchstäblich. Das Ausland rühmt seinen Fleiß, seine unerschöpfliche Arbeitslust, die Entente blickt mit Erstaunen und Bewunderung auf dieses Volk, das unermüdlich schafft und strebt und rackert — der Proletarier aber, der diese wahrhaft erstaunliche und schier unbegreifliche Leistung im Dienste eines in allen Künsten und Methoden der Ausbeutung geübten Unternehmertums vollbringt: er darbt, er hungert, er begnügt sich mit der halben Ration Brot, wo die doppelte noch zu wenig wäre.

Ein Komitee des Parlaments der Vereinigten Staaten Nordamerikas hat, nach der „Industrie- und Handelszeitung“, eine Zusammenstellung über die in der Textilindustrie gezahlten Löhne herausgegeben, geordnet nach den verschiedenen Industriezweigen und Hauptproduktionsländern. Danach werden Löhne in Dollars gezahlt:

	Nord-amerika	England	Belgien	Frank-reich	Italien	Japan	Deutsch-land
Baumwoll-webereien	20,80	12,39	12,29	9,12	5,14	4,56	4,35
Wollspin-nereien	39,33	15,58	9,54	12,0	—	—	4,74
Woll-webereien	38,98	17,70	9,63	—	—	6,0	4,35

Bei allen Industriezweigen ist der Tiefstand der Löhne in Deutschland am größten. Die Ausbeutung ist nirgends so groß wie in Deutschland. Der deutsche Arbeiter wird vom deutschen Kapital als Lohndrücker gegenüber seinen ausländischen Klassengenossen mißbraucht. Und hungert...

Ist der Proletarier noch jung und rüstig, so schlägt er sich wohl auch in diesen trüben Zeiten noch recht und schlecht durch. Aber wehe ihm, wenn er alt wird! Mit dem vierzigsten Lebensjahre, wenn nicht früher schon, ist er verbraucht, für das Kapital keine volle Kraft mehr, auf dem Arbeitsmarkte nur noch Ballast. Da steht er vor verschlossenen Türen und kann vollends verhungern. Doch selbst wenn er Beschäftigung erhält, geht es bergab mit ihm. Nach Leipart betrug 1897 der Wochenlohn bei Arbeitern

	mit 4 Kindern	mit 6 Kindern
bis 18 M.	14,1 %	15,7 %
von 18—24 M.	40,9 %	47,2 %
über 24 M.	45,0 %	37,1 %

aller von ihm untersuchten Fälle. Der Lohn hat also die Tendenz, bis zu 4 Kindern zu steigen, bei höherer Kinderzahl aber ganz deutlich wieder zu sinken. Diese Abnahme ist nicht allein auf wirtschaftliche Notlage des verheirateten kinderreichen Arbeiters zurückzuführen, der gezwungen ist, jede sich bietende Arbeitsgelegenheit anzunehmen, um dem Hunger zu entgehen. Es kommt auch der Rückgang der körperlichen Leistungen in Betracht, der im reifen Alter, wenn die Kinderzahl am höchsten

ist, eintritt und sich bei Akkordlohn sofort in sinkender Lohnskala zeigt. „Der Arbeiter hat mit 40 Jahren aufgehört," sagte Prof. Alfred Weber auf der Nürnberger Tagung des Vereins für Sozialpolitik, „hochwertig qualifizierte Arbeit zu leisten. Er lebt dann aber noch 20 Jahre, und gerade das ist die Zeit, die die Höhezeit der intellektuellen Leistungen ist. Wie es ein Problem gibt, wo die Millionen Stecknadeln bleiben, die täglich in den Verkehr kommen, so gibt es auch ein Problem: Wo bleiben die Arbeiter nach dem vierzigsten Lebensjahr? Sie verschwinden aus dem Zentrum der industriellen Tätigkeit. Wir sehen, daß sie nach außen gehen, sie werden Eckensteher, Straßenkehrer, gehen in die Landwirtschaft über, die ja immer mehr ein Asyl für Frauen, Kinder und Greise wird. Trostlos ist es zu sehen, daß die gelernten Arbeiter nicht in der Lage sind, in ihrem Beruf zu bleiben, sondern daß sie von einer Stellung zur andern getrieben werden. Sie haben keine aktive Existenz, sondern eine rein passive." Das heißt: sie sind überflüssig, nur noch geduldet, mit Gnadenbrot abgespeist oder auch dies nicht einmal — man schmeißt sie auf den Mist, wie ein Verzweifelter bei Gorkij sagt.

Kein Wort hier über jene Unglücklichen, die seit Jahr und Tag erwerbslos sind und ihr armseliges Dasein von den Unterstützungen fristen, kein Wort von jenen, die der Krieg oder ein Berufsunfall zu Krüppeln machte und die sich als Rentenempfänger durch ein bettelarmes Leben schleppen, kein Wort von denen, die von der Schwindsucht oder einem anderen Leiden gepackt wurden und nun als wandelnde Leichname, über die der Troß dieser wirbelnden Zeit hinweggeht, auf ihre Abberufung warten — ihr aller Los ist unbeschreiblich traurig. Hier werden Tragödien erlebt, hier gähnen Abgründe menschlichen Elends auf! Aber kein Wort weiter hier über sie!

Schon der gesunde, arbeits- und lebenstüchtige Proletarier schlechthin, wie er in den Werkstätten schafft, wie er uns auf dem Wege zur Arbeit begegnet, wie er im Sonntagsrock ins

Digitized by Google

Freie strebt und wie er im Demonstrationszuge einherschreitet oder in Zeiten des Kampfes auf der Barrikade steht — schon der Vollblutproletarier in der Höhe seiner Kraft und Leistung, er ist heute härtester Lebensnot ausgesetzt, denn sein Einkommen, das er günstigsten Falles erzielt, steht in keinem Verhältnis zu den Aufwendungen, die er unbedingt für seine Lebenshaltung machen muß. Nach einer Berechnung in der Leipziger Lehrer-Zeitung konnte man kaufen:

	Sommer
1914 für 250 M.:	1921 für 1800 M.:
3 Ztr. Rindfleisch	128 Pfd. Rindfleisch
160 Pfd. Butter	60 Pfd. Butter
20 Ztr. Brot	8 Ztr. Brot
83 Ztr. Kartoffeln	36 Ztr. Kartoffeln
83 Paar Stiefelsohlen	36 Paar Stiefelsohlen.

Die mit Herbst 1921 heraufgesetzten Brotpreise erfordern für eine 5köpfige Familie im Jahr 1781 M. Mehrausgabe. Bei Erhöhung der bisherigen Ration um täglich nur 125 g erwachsen weitere 8120 M. Mehrausgabe für das Jahr. Allein für Brot!

Das deutsche Proletariat kann sich nicht mehr sattessen. Nicht einmal, wie früher die Allerärmsten, an Brot und Kartoffeln. Hunger ist sein Los.

So steht der Proletarier vor uns als Opfer aufreizendsten und furchtbarsten Klassenelends.

Aber auch als Träger des grimmigen und verzweifelten Entschlusses: dem Wahnsinn dieser Weltordnung ein rasches und gründliches Ende zu bereiten.

Digitized by Google

Die Mutter

Das schöne Idyll von der trauten Häuslichkeit, mit der sorgenden Mutter im Mittelpunkte des Familienkreises — „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise" — es ist zerstört. Der Kapitalismus hat die proletarische Familie so lange mit den Ruten des Hungers und der Entbehrung gezüchtigt, bis die Hausfrau Herd und Kind im Stiche ließ und sich ihm als Ausbeutungsobjekt darbot. Nun steht sie in der Erwerbsarbeit, rührt ihre Hände in der Industrie, im Gewerbe, im Handel, in der Landwirtschaft. Neben dem Manne zinsend und fronend spinnt sie Garn und webt Tuch, fertigt Kleider, Schuhe, Hüte, Federn, Bänder und Spitzen, heftet Bücher und dreht Zigarren, näht Handschuhe und flicht Körbe, bemalt Porzellan, frisiert Puppenköpfe, verarbeitet Holz, Metall, Papier, Steine und Erden zu allen erdenklichen Waren, steht an den Maschinen und trägt Mörtel auf Bauten, ja pflastert Straßen, schürt Hüttenfeuer und fährt mit in Bergwerke ein. Von 5541517 erwerbstätigen Frauen im Jahre 1882 ist die Zahl auf 6578550 im Jahre 1895 und 9492881 im Jahre 1907 gestiegen. Das bedeutet eine Zunahme von 44,4%, seit 1882 fast eine Verdoppelung. Während 1907 von den Männern nicht ganz zwei Drittel (61,01%) im Erwerbsleben standen, war von den Frauen mehr als der vierte Teil (26,4%) berufstätig. Seitdem gibt es keine neuere Reichsstatistik. J. Wolf hat 1912 die Zahl der erwerbstätigen Frauen auf 10,5 Millionen geschätzt, nach E. Brauer dürfte sie jetzt mindestens 13 Millionen betragen.

Vielleicht geben für die neuere Zeit die den Berichten der sächsischen Gewerbeinspektionen entnommenen Ziffern einigen Anhalt. Es waren in Sachsen in Fabrik- und Gewerbebetrieben mit mindestens 10 Arbeitern über 16 Jahre alte Arbeiterinnen beschäftigt:

Industrie	1913	% der Arbeiter dieser Gruppe	1920	% der Arbeiter dieser Gruppe
Textil	133 895	52,0	115 263	60,5
Bekleidung	26 424	57,4	33 084	60,6
Papier	13 907	32,6	19 185	38,5
Maschinen	7 045	4,9	19 175	10,5
Nahrungsmittel . .	19 164	35,3	18 601	38,5
Metall	11 132	16,3	17 634	22,6
Polygraphische . . .	9 381	27,3	10 455	32,5
Holz	6 764	13,3	9 793	16,5
Steine und Erden .	7 467	12,7	6 757	16,5
Chemische	3 072	32,2	4 450	36,2
Bergbau	332	1,0	910	1,8
insgesamt	255 073	29,7	263 362	31,2

Nach dieser Übersicht hat die gewerbliche Frauenarbeit sowohl in der Gesamtheit als auch in allen einzelnen Berufsgruppen erheblich zugenommen. Dabei ist überhaupt nicht erfaßt: die gewerbliche Arbeit der Frauen in Betrieben unter 10 Arbeitern, die gesamte Frauenerwerbsarbeit im Handel und Transportwesen, in der Landwirtschaft, in der Heimarbeit, in künstlerischen, wissenschaftlichen und erziehlichen Instituten. Im ganzen übersehen zeigt die Frauenerwerbsarbeit die Tendenz der Zunahme; das bedeutet: gesteigerte Schwierigkeit des Lebenskampfes und der Lebenshaltung als Ursache und wachsende Zerrüttung der Familie als Folge. Letzteres aber bedeutet wiederum — wenigstens für die Gegenwart — Vermehrung des Elends und der Elendsfolgen. In diesem unheilvollen Zirkel ist immer Elend Ursache und Wirkung zugleich, nur in entsprechender Progression.

Einen nie dagewesenen Aufschwung hat die Frauenarbeit während des Krieges erfahren. Es gab in diesen Jahren in

Deutschland kein Gebiet menschlicher Tätigkeit mehr, wo die Frau nicht den Mann ersetzt und ihre Hände gerührt hätte. Besonders in den Industrien, die für die Munitionsbeschaffung vorwiegend in Betracht kamen, stieg ihr Anteil gewaltig; so in Sachsen (1917) in der Metallverarbeitung um 21,8% (gegen 1913), in der Maschinenindustrie um 25,5%, in der chemischen Industrie um 26,6%. „Der Krieg," schrieb das Berliner Tageblatt im Juni 1916, „hat alle Schutzverordnungen weggeschwemmt. Die Frauen werden zu den schwersten Arbeiten herangezogen. Dabei ist die Arbeitszeit unbeschränkt. Man zählt zwölf Stunden und länger. Die Nachtarbeit ist für die Frauen freigegeben. So arbeiten diese Frauen nachts in der Fabrik und tagsüber müssen sie sich der Familie widmen. Dabei sind die Löhne nicht besonders hoch. Der preußische Eisenbahnminister hat sogar erklärt, er zahle grundsätzlich den Frauen nur zwei Drittel des Männerverdienstes. Die Unfälle haben bedeutend zugenommen. Nun könnte man sagen: Krieg ist Krieg. Im Krieg ist das Menschenleben billig. Aber der Krieg fordert uns gerade auf, die Menschen als kostbare Werte zu betrachten und zu retten, was möglich ist. Die Ärzte machen die größten Anstrengungen, die Verwundeten wiederherzustellen. Um so mehr gilt es hier, bei den Frauen Unfälle, Überanstrengungen und Krankheiten zu vermeiden usw." Als beim Ende des Kriegs die Männer wieder aus dem Felde zurückkehrten und wieder Eingang in ihre Werkstätten und Betriebe verlangten, setzte ein starker Abbau der Frauenerwerbsarbeit ein. Immerhin hat sich in manchen Erwerbskategorien die Überlegenheit des weiblichen Elements gehalten, in anderen hat zum mindesten seine Konkurrenz gegen das männliche einen Vorsprung erzielt. Die Frau wird immer mehr Verdienerin, die Kinder entbehren die Mutter mehr als je. „Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäußerung erheischt, d. h. je mehr die moderne Industrie sich entwickelt," sagt Marx, „desto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber

verdrängt. Geschlechts- und Altersunterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen." Da das deutsche Wirtschaftsleben nur noch vegetieren kann, wenn der Kapitalismus billig produziert und alle Arbeitslöhne der Welt unterbietet, sind mit dieser Tatsache die tieferen Wurzeln der Zunahme der Frauenerwerbsarbeit aufgezeigt.

Denn das ist die im Sinne der kapitalistischen Bewertung wichtigste Eigenschaft der Frauenarbeit, daß sie billiger ist als die der Männer. Immer und überall übernehmen die Frauen die schlechtestbezahlte Tätigkeit unter relativ ungünstigsten Verhältnissen. 1887 betrug der jährliche Durchschnittslohn der Männer 589,32 M., der Frauen 224,26 M.; 1904 der der Männer 981,38 M., der Frauen 321,85 M.; 1909 der der Männer 1146,22 M., der Frauen 369,18 M. Mehr als die Hälfte aller weiblichen Erwerbstätigen gehörte der Landwirtschaft an; ihr fiel auch der Hauptteil an der starken Zunahme der Frauenarbeit seit 1895 zu. Wie ein Redner auf dem Dresdner Gewerkschaftskongreß berichtete, erhielten auf einem Gute Wilhelms II. die Arbeiterinnen 40 Pf. bei einer täglichen Arbeitszeit von 14 bis 17 Stunden. Die Männer hatten die schlechtentlohnte landwirtschaftliche Arbeit mit ihrer langen Arbeitszeit verlassen, um in den Städten und in der Industrie Unterkunft zu finden; an ihrer Stelle waren die billigeren und willigeren weiblichen Arbeitskräfte getreten.

Überblickt man die in den Jahresberichten der sächsischen Gewerbeaufsichtsbeamten für 1920 mitgeteilten Lohnsätze der verschiedenen Arbeitskategorien innerhalb der Kreishauptmannschaft Dresden, so ergibt sich folgendes Bild der Entlohnung männlicher und weiblicher Arbeitskräfte Ende 1920:

Digitized by Google

Industrie	ungelernte männliche Arbeiter (Wochenlohn) Mk.	weibliche Arbeiter (Wochenlohn) Mk.
Staatl. Schmelzhütten .	200	130
Porzellan	187—240	112—144
Ziegeleien	175—290	132—138
Glashütten	200—240	100
Keramik (Mindestlohn für Ungelernte)	Std. 2,78—3,36	2,23—2,53
Bleiwaren	185—209	124
Dynamit	234—298	132
Feinmechanik	195—273	120—185
Glühkörper	232	89,50
Textil (Mindestlöhne für Ungelernte)	Std. 2,33—6,75	2,50—4,10
Holz (Mindestlöhne für Ungelernte)	Std. 2,80—4,85	1,60—3,10
Schokoladen und Zucker (Mindestl. f. Ungelernte)	Std. 3,70—4,25	2,10—2,35
Zigaretten (Mindestlöhne für Ungelernte	185—350	185—210
Künstliche Blumen (Mindestl. f. Ungelernte)	150	86
Buchdruckereien (Mindestl f. Ungelernte)	112—168	70—96

Die Lohnverhältnisse der Frauen bieten durchweg ein wahrhaft beschämendes Bild. Überall steht die Frau hinter dem Manne zurück. Und wie hier, so im gesamten Erwerbsleben. Dabei stammen die angeführten Sätze noch aus hochbezahlten Industrien. Wie nun erst in der Landwirtschaft, in den Kleinbetrieben, in der Heimarbeit! Mag es sich um eine ostelbische Herrenhofsklavin oder um eine erzgebirgische Spitzenklöpplerin, um eine thüringische Glasperlen- und Puppenarbeiterin oder Berliner Mäntelnäherin, um eine oberschlesische Hüttenarbeiterin, westfälische Wäschearbeiterin oder Sebnitzer Blu-

Digitized by Google

menarbeiterin handeln — sie alle haben bei schwerer und angestrengter Fron kaum das nackte Leben. Bettelpfennige als Lohn, benetzt von Schweiß und Blut und den Tränen der mutterlosen, verlassenen Kinder.

Es ist unschwer zu begreifen, daß die Frauenerwerbsarbeit in ihrer heutigen Form und in ihren sozialen Begleitumständen schwere Gefahren für Haushalt, Familie und Kinder mit sich bringt. Mindestens die Hälfte der arbeitenden Frauen ist verheiratet; für sie bedeutet Erwerbsarbeit ein dreifaches Joch, denn sie sollen Lohnarbeiterin, Hausfrau und Mutter zugleich sein. Bei der heute üblichen Arbeitszeit, der Schwere und Intensität der Arbeit ist in vielen Fällen die Erwerbsarbeit allein schon eine Überlastung der Frau; das gleiche gilt in viel tausend Fällen von der Hausarbeit der Arbeiterfrau, die auf alle technischen Errungenschaften der Neuzeit, die für den Bourgeoishaushalt längst eine selbstverständliche Einrichtung geworden sind, verzichten muß, die auch nicht die Wäsche bleichen, die Fenster putzen, die Teppiche klopfen lassen kann, sondern das Tausenderlei des Haushalts mit eigner Hand ordnen muß. Dazu kommt noch die Sorge um die Kinder, die, tagsüber sich selbst überlassen, auch die fleißigste, im Waschen, Flicken, Stopfen usw. unermüdlichste Mutter oft vor nicht zu bewältigende Aufgaben stellen. Jede einzelne dieser Lasten ist bereits ein Zuviel, trotz übermenschlicher Anstrengung ist eine Vernachlässigung des Heims, eine Zerrüttung des Familienlebens unvermeidlich. Bei der Heimarbeit ist es nicht besser. Den ganzen Tag ist die Frau als Sklavin an die Maschine oder den Arbeitstisch gefesselt. Dabei wird die Wohnung zur Werkstätte. Neben der Wiege rackert der Webstuhl. In den Dunst der Speisen mischt sich der Staub der Arbeit und der Schweiß der ungesäuberten Körper. Oft ist Wohnung, Werkstätte, Küche und Schlafgemach ein und derselbe Raum.

Das schwierigste und folgenschwerste aller sozialen Probleme ist B e r u f und M u t t e r s c h a f t, L o h n a r b e i t und K i n d e s -

pflege. Es schließt die größten Gefahren für Mutter, Kind und Gesellschaft ein. Sei es, daß verderbliche Einflüsse schon das Kind im Mutterleibe schwächen und krank machen, sei es, daß das Neugeborene der nötigen Wartung und Pflege völlig oder zum großen Teil entbehren muß, sei es, daß Erziehung und Anleitung zum Guten dem Heranwachsenden fehlen. Das Ende ist der physische und moralische Verderb. Die Mutter ist meist den Gefahren gegenüber durchaus nicht blind. Sie sucht die Kinder davor zu bewahren, und Liebe, Angst und Sorge geben ihr oft die verzweifeltsten Mittel an die Hand. Sie bindet die Kleinen im Bettchen fest, setzt sie auf den Fußboden, schließt sie bis zu ihrer Rückkehr ein. Wie oft aber kommt es dann zu jenen gräßlichen Unglücksfällen, von denen täglich die Zeitungen berichten: das Kind verwickelt sich in Kissen und Decken, so daß es erstickt; fällt unglücklich aus dem Bett; kommt dem Ofen zu nahe und verbrennt; verbrüht sich mit heißem Wasser oder stürzt in ein Waschfaß; klettert zum Fenster hinaus und bricht sich das Genick. Wir werden diese Gefahren des mutterlosen Haushalts für das Kind noch näher kennen lernen.

Dem Heim und den Kindern zurückgegeben ist die auf Erwerbsarbeit angewiesene Proletarierin nur bei beruflicher Arbeitslosigkeit. Aber dieses „Glück" trifft sie schwer, schwerer als den Mann, weil sie auf eine viel geringere Erwerbslosen-Unterstützung angewiesen ist. Nach der Verordnung vom 7. August 1921 schwanken die Unterstützungssätze für den Mann zwischen 5 und 12 M., für die Frau zwischen 3,25 und 10 M. pro Tag. Die Statistik meldet zwar, daß nur etwa der vierte Teil der Erwerbslosen aus Frauen besteht (1. August 1921: 63107 gegen 206317 Männer), aber bekanntlich werden nur diejenigen von der Statistik erfaßt, die überhaupt Unterstützung erhalten. Tausend andere sind derselben Not ausgesetzt, kommen aber aus irgendeinem Grunde, der nach Paragraph so und so festgesetzt ist, nicht einmal in den Genuß dieser kärglichen Unterstützung. So bekommt z. B. die Tochter

eines Arbeitenden keine Unterstützung. Keine Statistik meldet diese Fälle. Dazu kommen die Ehefrauen der Erwerbslosen, die für ihren Unterhalt 5 M. erhalten. Hat die Frau aber Gelegenheit, etwa durch Aufwartestellen noch einige Pfennige zu verdienen, so wird ein Anteil von der Unterstützung abgezogen. Alle diese Fälle werden nicht von der Statistik erfaßt. Nur so ist es auch zu erklären, daß zwischen den Sätzen der Männer und Frauen noch ein Unterschied besteht. Die Frau hat dieselben Bedürfnisse wie der Mann, und es wäre selbstverständlich, ihr auch die gleiche Unterstützung zu gewähren. Daß dies nicht geschieht, trifft die am schwersten, die — als Verwitwete, Geschiedene u. a. — ohne männliche Versorgung dastehen und sich bei gleich teuren Verhältnissen mit ihren Kindern durchs Leben schlagen müssen.

Überanstrengte und abgehetzte Mütter, ein zerstörtes häusliches Leben, mangelhafte Versorgung und Erziehung — das ist es, was das Schicksal dem proletarischen Kinde gibt. Die Eltern früh fort, kaum über Mittag heim, erst gegen Abend abgerackert und mißlaunig zurück — wie sollte der Vater, wie sollte die dreifach geplagte Mutter noch Ruhe und Gelegenheit finden, das Wesen der Kinder zu beobachten, ihre geistigen und seelischen Bedürfnisse zu erforschen und durch die Herzlichkeit des Umgangs ihre Entwicklung zu befruchten! Wie dem Haushalt das Herdfeuer fehlt, so ermangelt das bißchen Familienleben der wärmenden Sonne der Liebe. Ein Glück, wenn die Kleinsten tagsüber in einem Kindergarten oder einer Krippe Aufnahme finden. Sonst müssen sie bei einer Nachbarin die Zeit verbringen oder wachsen unter dem meist nachteiligen Einflusse rückständiger und verdrossener Großmütter heran. Die älteren sind entweder auch schon auf Arbeit oder in der Schule. In den Freistunden ist die Straße ihre Welt. Ihre Mutter ist schon eine gute Mutter, wenn sie die Kleinen rein und ordentlich hält, ihnen ausreichend zu essen gibt, sie in ihrer Nervosität oder Stumpfheit nicht zu arg prügelt und sie nicht betteln

schickt. Eine Freundin der heranwachsenden Kinder vermag sie nur in den seltensten Fällen zu werden.

Es ist angesichts dieser Zustände weit erstaunlicher, daß in der unteren Klasse, wie Ellen Key sagt, trotzalledem meist die besseren Instinkte siegen, als daß sie es zuweilen nicht tun.

Mutterliebe und mütterliche Sorge für die pflegebedürftige Brut haben seit je zu dem Erhabensten und Verehrungswürdigsten gehört, das die Menschen kennen. Nirgends aber können die Ströme der Mutterliebe reicher quellen, nirgends kann die mütterliche Fürsorge für den Nachwuchs selbstloser und qualvoller sein als im Proletariat. Hier wird die Fabel vom Pelikan alle Tage Wirklichkeit: daß die Alten ihre Jungen mit ihrem Herzblut nähren.

Digitized by Google

Das proletarische Kind

Das Verhängnis seiner Abstammung

Das Verhängnis seiner Abstammung wird dem proletarischen Kinde zum Verhängnis seines Lebens.

Schon mit seiner vorgeburtlichen Existenz runden sich die ersten Glieder der endlosen Kette seiner Leiden.

Der Vater: durch die Degeneration der Rasse mit den Kennzeichen der Minderwertigkeit behaftet, sein Körper durch Unterernährung und Überarbeit hart mitgenommen, vielleicht durch Berufsnervosität, Alkoholismus, Unfalls- oder Kriegsfolgen krankhaft geschwächt, — die Mutter: nicht minder degeneriert, mit den Elendsmalen proletarischer Herkunft gezeichnet, von den tausend Qualen ihres lichtlosen Schicksals zermürbt und zermartert, durch zahlreiche Wochenbetten entkräftet — welches Erbteil sollen diese Eltern dem werdenden Sprößling anders geben können als die Manifestation der angeborenen Schwäche und Lebensuntüchtigkeit, den Keim eines frühen Siechtums und die Anwartschaft auf ein Plätzchen auf dem blumigen Kirchhofsacker! Das Minimum an Lebenskraft, womit der Daseinskampf ausgefochten werden soll, setzt schon an den Anfang das Fiasko oder bedeutet bestenfalls nicht mehr als die Prädestination für das menschliche Elend in aller Gestalt.

Es ist eine in ihrer Grausamkeit furchtbare und erschütternde Tatsache, daß das Proletarierkind schon im Mutterleibe hungern muß.

Zeitgenosse! Erinnere dich der Hungerjahre des Weltkrieges! Wie furchtbar war es, was wir erlebten und ertrugen! Das Brot war knapp und schlecht. Die Fleischportionen wurden immer kleiner und verschwanden schließlich ganz. Der Zucker wurde uns ängstlich zugewogen. Bei dem Worte Butter schnalzten alle Zungen. Kuchen — die Vorstellung war schön und fern wie eine Jugenderinnerung. Es war furchtbar! Wir waren oft ganz verzweifelt. Das Leben ist eine Sinnlosigkeit geworden, so riefen wir aus. Lieber sterben, als so weiterleben. Erinnere dich, Zeitgenosse, es war so! Und nun bedenke: In der schrecklichen Entbehrung, die wir ein paar Jahre ertrugen, in der verzweifelten Stimmung des Niebefriedigten, Niegesättigten, in der scheußlichen Temperatur eines Daseins, in der jeder nur von den animalischen Dingen der nackten Selbsterhaltung sprach und darüber alle höheren und feineren Schwingungen des Seins vergaß und verlernte — *in dieser Hunger- und Elendsperiode lebt der größte Teil der Menschheit sein ganzes Leben lang.* So wie wir gelitten, *leidet das Proletariat jahrzehntelang, Menschenalter hindurch,* von der Wiege bis ins Grab. Brot — Sättigung — ein Hemd haben — Schuhe — ein Bett — eine Arbeitsgelegenheit — nicht sterben wollen — um diese elementaren triebhaften Wünsche und Begierden kreist alle Sorge, alles Streben, Schaffen und Kämpfen eines ganzen langen Daseins, das ein Sklaven- und Bettlerdasein ist und in dumpfer Resignation, in aufschreiender Verzweiflung oder auf der Barrikade endet.

Verstehst du jetzt, Zeitgenosse, was es heißt: *Proletarier sein?* Es heißt: ein ganzes Leben lang Hungerblockade, Durchhaltekost, Kohlrübenwinter haben! Ein ganzes Leben lang mit knurrendem Magen und frostgeschütteltem Körper durch eine hoffnungslose Daseinswüste laufen! Ein ganzes Leben lang im Weltkrieg stehen gegen alle, die für die namenlose Qual … solchen Schicksals verantwortlich sind.

Digitized by Google

Für die besitzende Klasse waren die Hungerjahre des Weltkriegs eine Episode. Hatte sie es ohnehin verstanden, das Unerträgliche der Entbehrung mit Hilfe ihres Geldsacks zur Erträglichkeit zu mildern, indem sie sich auf den dunklen Wegen des Schleichhandels manch ansehnliche Aufbesserung ihrer Kriegsmahlzeiten zu verschaffen wußte, so zerbrach sie nach Beendigung des Krieges und Aufhebung der Zwangswirtschaft ganz offiziell die Solidarität des Darbens. Und heute lebt sie wieder im Vollen; alles, wonach ihr Herz begehrt, steht ihr zu Gebote. Die Läden hängen voll herrlichsten Fleisches. In den Delikatessengeschäften türmen sich Leckerbissen über Leckerbissen. Berge von Kuchen erheben sich in den Konditoreien. Für Geld ist alles wieder zu haben. Milch und Sahne, Butter und Fett, Zucker und Honig — alles, alles ist wieder in Hülle und Fülle da, steht auf eurem Tische, wandert in euren Magen. Der Reiche läßt sich's wohl sein. Er ißt nicht — er praßt, er schlemmt. Seine im Krieg errafften Millionen verwandeln sich in Trink- und Eßbares. Sein Bauch wird zum diebes- und steuerfiskus-sichersten Tresor. Genießen! ist sein einziger Lebenszweck.

In derselben Zeit aber wohnen Haus an Haus, Tür an Tür mit uns Menschen, für die die Hungerblockade des Krieges fortbesteht! Die immer nur an Brot denken, an genießbares, reichliches Brot, denen Butter eine Illusion, Sattsein eine Seligkeit ist! Hunderttausende, Millionen von Menschen, die immer noch karge, fade Durchhaltekost essen müssen, die wochen-, monatelang kein Fleisch auf dem Tische haben, kein Hemd mehr auf dem Leibe, kein Bett zur Lagerstätte!

Heute liegen die Dinge in Deutschland so, daß das Proletariat unendlich schlimmer daran ist als vor dem Kriege. Daß der Hunger buchstäblich bei ihm alle Tage zu Gaste ist. Die Männer verfallen und wanken dem frühen Grabe zu. Die Frauen frißt der Harm und die Sorge und die nervenzerrüttende Pfennigrechnerei des kleinen, gemeinen All-

Digitized by Google

tagselends. Und die Kinder sinken in Scharen dahin wie welke, bleiche Blumen. Die Ungeborenen aber hungern wie ehedem im mütterlichen Leibe und ihr erster Schrei, mit dem sie ins Dasein treten, ist der Sterbensschrei von armen Kreaturen, denen der Wahnsinn einer entgötterten Welt das Recht zum Leben verweigert.

So schlingt das gemeinsame Elendslos von Mutter und Kind um beide, noch ehe das Kommende zum Leben erwacht, die Kette schmerzlicher und düsterer Kameradschaft. So pflanzt sich der Hunger von Generation zu Generation fort als stärkste und eindrucksvollste Tradition der proletarischen Klasse.

Die proletarische Mutter hungert...

Nach einer auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden ausgehängten Tafel verbrauchte täglich:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
ein Arzt in Deutschland	112 g	92 g	340 g
eine Arbeiterfrau	70 g	23 g	334 g
eine Näherin	55 g	51 g	230 g

F. Hirschfeld ermittelte folgenden Verbrauch:

	Brot	Kartoffeln	Fleisch
wohlhabende Frau	110 g	90 g	230 g
ärmere Frau	350 g	430 g	63 g

Diese Gegenüberstellungen sind kennzeichnend für den Ernährungszustand bei Bourgeoisie und Proletariat. Der Wohlhabende konsumiert ein Vielfaches der Ration von Fett, Eiweiß und Fleisch, die der Arme sich leisten kann. Die chronische Unterernährung des Proletariers tritt ganz offen, ganz nackt in klaren Ziffern zutage.

Bis zur Stunde der Geburt des Kindes ist die geplagte Proletariermutter in den Bannkreis ihrer häuslichen Pflichten gefesselt. Ihre Armut versagt ihr jede Schonung,

Linderung und Rücksicht, die ihr Zustand erheischt. In ihrem Haushalt entbehrt sie all der Erleichterungen, die die Fortschritte der Technik dem Haushalte der Begüterten gebracht haben. Der Mann, die Kinder, die Küche, die Wäsche, — alles verlangt nach ihrer Arbeitskraft. Dabei kann sie sich vor Schwäche und Hinfälligkeit vielleicht kaum selbst aufrecht erhalten. Mit dem Gefühl der Erschöpfung hat sie sich vom Lager erhoben, das sie mit anderen teilen mußte; mit zitternden Knien verrichtet sie ihre Arbeit. Wer sah nicht schon hochschwangere Frauen der ärmeren Klassen mit allen Zeichen der Qual schwere Lasten heben oder bepackte Körbe tragen, am Waschfaß stehen oder scheuernd stundenlang an der Erde knien? Wem ging nicht die wortelose Sprache tiefen Schmerzes zu Herzen, die aus den bleichen, blutleeren, nervösen Gesichtern dieser Dulderinnen sprach?

Nun schaue man erst in die Werkstätten und Fabriken, wo die Seufzer der Geplagten sich in Mehrwert verwandeln! Am Arbeitsplatz, in der Werkstätte, im Maschinensaal harren sie aus, bis die schwere Stunde gebieterisch sich meldet. Die Sorge um die Erhaltung der Arbeit zwingt sie nicht selten, ihren Zustand zu verbergen. Und immer begleitet ihr Denken und Sinnen die quälende Frage, wie die drohenden Mehrausgaben für das zu erwartende Kind bestritten werden sollen. Wie oft schleppen sich die Ärmsten mit dem letzten Rest von Kraft aus dem Kreise der Mitarbeiterinnen fort, um wenigstens in ihrer Behausung dem Kinde das Leben geben zu können. Und wie oft passiert es, daß bereits unterwegs — auf der Straße, im Hausflur, auf der Trambahn — die Wehen sie niederzwingen und die Geburt sie überrascht. Was die Dichter in schöner Ekstase als das Glück und die Wonne der Mutterschaft preisen, verwandelt das grausame Los der Proletarierin zu einem Martyrium, dem bebende Lippen mit einem Fluche danken.

Ist die proletarische Familie bereits kinderreich, so be-

deutet jedes neuankommende Kind — von der Bibel poetisch als Geschenk und Segen Gottes gepriesen — nur eine Vermehrung der Not, eine Ursache weiterer und größerer Sorgen. Kein Jubel begrüßt seinen Lebensbeginn, kein frohes Fest schmückt das Ereignis seiner Geburt. Wie einen ungebetenen Gast, den man lieber gehen als kommen sieht, betrachten den jungen Weltbürger mürrische und vergrämte Gesichter. Hoffentlich stirbt das Wurm bald, das ist der unausgesprochene Wunsch, der sich in den unfreundlichen Blicken malt. Und auch im Herzen der Mutter, mag es sich auch vor innerem Weh zusammenkrampfen, siegt schließlich die von der Not diktierte kühle Berechnung über die zärtlichen Bande der Menschlichkeit. „Die Lebensverhältnisse der Frau eines Arbeiters, die in wenigen Jahren sechs bis sieben Kinder geboren hat, der geringe Mittel und wenig Hilfe zur Verfügung stehen, sind meines Erachtens" — sagt Prof. T. S. Clouston — „die härtesten aller menschlichen Wesen innerhalb unserer modernen Gesellschaftsordnung."

Dieses schwerste Los, das die Proletariermutter zu tragen hat, findet mit jedem Kinde mehr eine um so schmerzlichere und grausamere Dokumentierung. Und mit jedem Kinde mehr werden die Existenzbedingungen, die sie dem Neugeborenen zu gewähren vermag, ungünstiger, trauriger, aussichtsloser.

Es ist nachgewiesen, daß unzureichende und unzweckmäßige Ernährung in Verbindung mit schwerer Arbeit und dem Mangel an Pflege und Schonung häufig genug schon in der Schwangerschaft den Tod der Frucht herbeiführen. Ein hoher Prozentsatz der Totgeburten (1910: 58057 = 2,9 %, 1917: 27829 = 3 %) belastet das soziale Konto ohne weiteres, denn es steht fest, daß in den wirtschaftlich schlechter situierten Schichten der Anteil der Totgeburten höher ist als in den günstiger gestellten.

Nach einer 1902 in Berlin aufgestellten Statistik kamen Totgeburten auf je 100 eheliche Geburten:

Digitized by Google

bei Beamten, Offizieren, Ärzten	2,8
bei selbständigen Geschäftsleuten	2,9
bei Arbeitern und kleinen Leuten	3,9

Conrad teilt in seiner Arbeit über den Einfluß der Lebensstellung auf die Sterblichkeit mit, daß in Halle der Prozentsatz der Totgeburten betrug bei:

höheren Ständen	2,1 %
Handwerkern	4,1 %
Arbeitern	5 %

Eine Statistik der Leipziger Ortskrankenkasse über längere Zeiträume zeigt den Unterschied zwischen Proletarierinnen und besser gestellten Frauen ebenfalls auffällig. Es hatten:

	Freiwillige Mitglieder	Pflicht-Mitglieder
Schwangerschaftsbeschwerden	2,1 %	5,5 %
Fehlgeburten	2,5 %	15,5 %
Totgeburten	0,3 %	1,7 %

Nach Hamburger treten Fehlgeburten auf:

bei Reichen in 8,2 % der Geburten
bei Armen in 17,9 % „ „

Hersch ermittelte in Paris Totgeburten auf je 100 Lebendgeburten:

bei der ärmeren Bevölkerung	8,8—9,8
bei der wohlhabenden Bevölkerung	7,0—8,2

Ähnlich drückt sich die schlechtere soziale Versorgung der unehelichen Mütter gegenüber ehelichen in höheren Totgeburten-Ziffern aus. Von 100 Geborenen waren im Durchschnitt der Jahre 1901/05 totgeboren

	eheliche	unehelich
Deutschland	3,0	4,1
Preußen	3,0	4,4
Sachsen	3,3	4,2
Österreich	2,5	3,7

Geradezu mörderisch wirkt auf das keimende Leben des ungeborenen Kindes die Frauenarbeit. Während die Durchschnittsquote der Totgeburten für die Jahre 1898 bis 1901 in Deutschland 3,3 %, in Österreich 2,9 % betrug, war sie im böhmischen Textilgebiet mit fast allgemein verbreiteter Frauenfabrikarbeit in Reichenberg 8,9 %, (Land) 5,8 %, Friedland 6,3 %, Gablonz 4,6 %, Rumburg 5,4 %, ganz Böhmen im Durchschnitt 3,2 %.

Für unehelich Geborene waren die Ziffern teilweise fast um das Doppelte höher. Der böhmische Sanitätsbericht für 1899 bis 1901 führt zur Erklärung dieser Erscheinung ausdrücklich an, daß die Frauen, um die Kassenmitgliedschaft nicht zu verlieren, bis ans Ende der Schwangerschaft ihrer Arbeit nachgehen, wodurch fehlerhafte Kindeslagen, Nabelschnurvorfälle, Frühgeburten usw. hervorgerufen werden.

Schon 1844 hat Lord Ashly im englischen Parlament auf die Gefahren der Fabrikarbeit für die werdende Mutter hingewiesen. Nach Aussagen der Ärzte stellen sich infolge des anhaltenden Stehens Verbildungen des Beckens, Krampfadern, Geschwüre, Fehlgeburten und andere Folgen mißhandelter Schwangerschaft ein. „Es ist oft schmerzliche Pflicht des Geburtshelfers, das Leben des Kindes zu zerstören bei den Frauen, die lange Stunden in der Fabrik gearbeitet haben."

Auch ein anderer englischer Autor, George Reid, hat neben französischen Autoren (Pinard, Bachimont u. a.) nachgewiesen, daß die Erwerbsarbeit in der Schwangerschaft zu Früh-, Miß-, Fehl- und Totgeburten disponiert.

All diese Feststellungen haben jedoch das Schicksal der schwangeren Proletarierin nicht gemildert. Noch immer ist sie in zahllosen Fällen bis zum letzten Tage vor der Entbindung gezwungen, hart zu arbeiten, sei es im Hause, sei es in der Berufsarbeit. Das bedeutet, wie Marie Baum zutreffend bemerkt, zehnstündiges Stehen am Webstuhl, am Waschfaß mit geschwollenen Beinen und Krampfadern an den Füßen, ohne

Digitized by Google

anderes Ausruhen als minutenweises verstohlenes Niedersitzen auf harten Bänken oder Kisten. Es bedeutet schwere Feldarbeit oder rastloses Treten der Nähmaschine mit dem Fuße. Es bedeutet im besten Falle die Besorgung der Wirtschaft und der Kinder. „Wer öfters Gelegenheit hat, hochschwangere Frauen bei der Erwerbsarbeit zu sehen, weiß, daß hier eine Quelle schwerer körperlicher und seelischer Leiden der Frau vorliegt." Welche Rücksichtslosigkeit und Härte dabei oft Arbeitgeber und Behörden der geplagten Frau gegenüber an den Tag legen, bezeugt ein vom Abg. Leinert im Preußischen Abgeordnetenhause vorgetragener Fall, wonach eine landwirtschaftliche Arbeiterin „wegen Widersetzlichkeit" zu einer Geldstrafe verurteilt worden war, weil sie unmittelbar vor ihrer Niederkunft einer Anordnung, Kartoffeln auszunehmen, nicht nachgekommen war. „Die Frau hätte," so betonte das Urteil des Richters, der seiner Gattin sicher ein besorgter und rücksichtsvoller Gatte ist, „unter allen Umständen versuchen müssen, die geforderte Arbeit zu leisten." Fiat justitia, pereat mater!

Groß ist hier die Schuld der **bürgerlichen Mehrheit des Reichstags**, die 1911 bei Bearbeitung der Reichsversicherungsordnung unter Führung des Zentrums den Wöchnerinnen ausreichenden Schutz versagte. Das Gesetz beschränkte sich darauf, die Krankenkassen zu verpflichten, weiblichen Versicherten im Falle der Niederkunft eine achtwöchige Unterstützung in Höhe des halben Grundlohnes zu gewähren. Alles was darüber hinausging (ärztliche Behandlung, Hebammendienst, Aufnahme in ein Wöchnerinnenheim, Hauspflege, Stillgeld usw.), waren freiwillige Leistungen, die in den nicht immer glänzenden Finanzverhältnissen der Krankenkassen ihre enge Begrenzung fanden. Dazu kam, daß diese sog. Mehrleistungen nur solchen Versicherten zustanden, die bis zum letzten Tage vor der Niederkunft Kassenmitglieder waren — ganz wenigen also, da die meisten schwangeren Arbeiterinnen bereits vor der Niederkunft ihre Arbeitsstätte verlassen, aus der Kasse aus-

Digitized by Google

scheiden und aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen und Mangel an Mitteln ihre freiwillige Weiterversicherung nicht aufrecht erhalten.

Der Krieg brachte eine Kriegs- oder Reichswochenhilfe, die wesentliche Verbesserungen gewährte, wenn sie auch zunächst noch ledige Mütter davon ausschloß; später kamen auch diese zu einer reichlicheren Versorgung. Damit aber war erneut der Anstoß gegeben zur Einführung eines allgemeinen Mutterschaftsschutzes in Deutschland. Schon die kaiserliche Regierung hatte, bestimmt durch die ungeheuren Menschenverluste des Kriegs und die Notwendigkeit einer rationelleren Aufzucht des Nachwuchses, ihre Bereitwilligkeit zur Überführung der Kriegswochenbeihilfe in die Friedensgesetzgebung zu erkennen gegeben.

Da kam die Revolutions-Regierung. Sie hätte die Pflicht gehabt, die Unterlassung von 1911 wieder gut zu machen, zumal im Hinblick auf die ungeheuren Kriegsopfer eine Aufbesserung des Bevölkerungsbestandes in Gestalt eines weitgehenden Mutterschutzes dringend geboten war. Aber was geschah? Die Mehrheit der National-Versammlung verharrte bei ihrem 1911 eingenommenen Standpunkte und die Mehrheitssozialisten brachten es fertig, ihre eigenen 1911 gestellten, jetzt von den Unabhängigen aufgenommenen Verbesserungsanträge niederzustimmen. Es wurden lediglich bewilligt: 10 Wochen Schwangeren- und Wöchnerinnen-Unterstützung in Höhe des halben Krankengeldes an jede selbstversicherte Wöchnerin, jede nichtversicherte Tochter, Stief- und Pflegetochter eines Versicherten und jede minderbemittelte — auch uneheliche — Wöchnerin, ein Beitrag zu den Entbindungskosten, eine Beihilfe zu den Arzt- und Hebammenkosten und ein Stillgeld für zwölf Wochen im Falle der Selbststillung. Diese Regel- d. h. Minimalleistungen der Kassen können Bar- oder Sachleistungen sein. Die Kassen haben das Recht, die Leistungen nach freiem Ermessen und nach Maßgabe ihrer Finanzkraft zu steigern.

Die mißliche finanzielle Lage des Reiches freilich verbietet dies im allgemeinen, wie sie auch die Verpflegsätze der Regelleistung in einer höchst unzulänglichen Niedrigkeit hält. Dadurch wiederum bekommt die Wochenhilfe und Wochenfürsorge, so schön sie sich als erstmalige Form einer Mutterschaftsfürsorge auf dem Papier macht und so gute Absichten sie verfolgt, den Charakter großer Fragwürdigkeit inbezug auf den sozialen Wert ihrer Leistungen. In Anbetracht der abnormen Verteuerung aller Lebensverhältnisse ist der proletarischen Mutter mit dieser Art Fürsorge, auch nachdem ihre Sätze erhöht worden sind, nicht gedient und von der Wiege des proletarischen Kindes ist das Elend nicht gebannt.

Wie die schwere Erwerbsarbeit bis zur Stunde der Niederkunft, so ist nicht minder schädlich für den weiblichen Organismus die zu frühe Wiederaufnahme der Arbeit nach der Entbindung. Der starke Blut- und Säfteverlust kann nicht ausreichend ersetzt werden, Senkungen und Blutungen treten ein, Entzündungen entstehen, und nervöse Störungen, Kopf- und andauernde Rückenschmerzen sind die Folge; oft ist das Ende dauerndes Siechtum. Ein Unglück, wenn solch eine kranke Frau wiederum schwanger wird; sie kann nur Unglück und Unheil gebären!

Besonders verderblich für die Frucht ist die Erwerbsarbeit von Frauen in gesundheitsgefährlichen Betrieben.

So führt die Einwirkung metallischen Bleies in der Metallverarbeitung, Steingutfabrikation, Töpferei, Buchdruckerei, Strohhutbleiche usw. in auffallend hohem Maße zu Schwangerschaftsunterbrechungen und zu Totgeburten. Schon 1860 taxierte Paul die Wirkung des Bleies auf Aborte höher als die der Syphilis. Balland fand, daß von 82 Schwangerschaften bei 30 Frauen 24 rechtzeitige, 48 vorzeitige Geburten zur Folge hatten und zehn Aborte waren, darunter acht Totgeburten und 20 vorzeitig verstorbene Kinder. Nach Tardieu werden von den Bleiarbeiterinnen 60 Prozent von Frühgeburt

befallen. George Reid stellte für je 1000 Frauen Früh-, Fehl- und Totgeburten fest:

die im Hause gebären	43,2
die in Fabriken arbeiten	47,6
die in der Bleiindustrie arbeiten	86,0
die in der Bleiindustrie bis zur Niederkunft arbeiten	133,5

Julian Marcuse bestätigte diese Ziffern an der Hand eigener Feststellungen.

Kaup fand, daß in einer Metallwarenfabrik von den Arbeiterinnen im Laufe von drei Jahren 52 einmal, 13 zweimal, 7 dreimal, 5 viermal, 6 fünfmal, 1 sechsmal und 2 siebenmal an Bleivergiftung erkrankten. Sternberg stellte fest, daß unter den Arbeiterinnen einer Flaschenkapselfabrik, die stark der Bleivergiftung ausgesetzt waren, die Schwangerschaften bei 30% mit Abort und Frühgeburt endeten.

In England waren von 77 Bleiarbeiterinnen 15 kinderlos, 35 hatten zusammen 90 Fehlgeburten. Eine Frau hatte ein einziges lebendes Kind, das in einem Jahre geboren worden war, in dem sie der Bleiarbeit fern blieb. Eine andere hatte acht Fehlgeburten, von vier Kindern starben drei als Säuglinge. Von 78 Wöchnerinnen, die in Schriftgießereien des Regierungsbezirks Wiesbaden tätig waren, hatten nur 37 normal entbunden. In Wiener Schriftgießereien waren 12,4 % der Hilfsarbeiterinnen der Bleivergiftung ausgesetzt; davon hatten 29 % Früh- und Fehlgeburten, außerdem kamen auf 100 Schwangere 15 Anomalien, bei den Druckereiarbeiterinnen 9, den Kartonnagearbeiterinnen 5,5 und 4 bei den Kleidermacherinnen.

Nicht minder gefährlich wie das Blei ist der Tabakstaub, das Quecksilber, die Blausäure usw. Bei Quecksilber- und Tabakarbeiterinnen sind durchschnittlich 65% der lebendgeborenen Kinder dem Tode verfallen, noch viel mehr erblicken

Digitized by Google

gar nicht lebend das Licht der Welt. Wie Lily Braun berichtet, ist es eine alte Erfahrung, daß Frauen, die Kinder haben wollen und sich schwanger fühlen, die Tabakfabrik verlassen, während schwangere Mädchen darin Arbeit suchen, weil nur selten Kinder von Tabakarbeiterinnen lebend zur Welt kommen. Und wenn sie leben, sind sie gezeichnet vom ersten Atemzuge an und trinken sich den Tod aus den Brüsten der Mutter. Nach einem Bericht der badischen Fabrikinspektion 1913 kamen im Amtsbezirk Wiesloch, dem Hauptsitz der badischen Textilindustrie, auf 100 Geburten 4,2 Aborte gegen 3,2 im Landesdurchschnitt. Ein Fürther Spiegelbeleger war dreimal mit Arbeitsgenossinnen verheiratet; die Quecksilbervergiftung versagte ihnen den Kindersegen. Zwar hatten alle drei Frauen Kinder, aber keins vermochten sie am Leben zu erhalten. Auch die Mütter fielen sämtlich dem Gifte zum Opfer. In einem anderen Falle hatte eine Arbeiterin bei zehn Schwangerschaften acht Fehlgeburten, eine Totgeburt und nur ein lebendes Kind, das nach fünf Monaten starb. Koelsch berichtet von 7 gesunden Frauen, die mit Bleiarbeitern verheiratet, in 32 Schwangerschaften 11 Aborte, 1 Totgeburt und 20 Lebendgeburten zu verzeichnen hatten, doch blieben nur 2 Kinder am Leben. Nach Legge wurden bei 77 Frauen der keramischen Industrie beobachtet 17 kinderlose Ehen, 90 Fehl- und 21 Totgeburten, also 111 vergebliche Schwangerschaften, denen 121 Lebendgeburten gegenüberstanden. Leider ist nicht gesagt, wieviel hiervon auch nur das erste Lebensjahr erreichten. Vermutlich wenige, denn nach einer Statistik von Lewin ergaben 123 Schwangerschaften von Arbeiterinnen der gleichen Kategorie, nach Abzug von 65 Aborten, 10 Fehl- und 5 Totgeburten, noch 43 Lebendgeborene, von denen aber nur 14 am Leben blieben.

In Zündholzfabriken ist es das Chrom, in Gummifabriken der Schwefelkohlenstoff, unter Blumen-, Wachstuch-, Papier-, Hut- und Tapetenarbeiterinnen das Arsenik, in anderen Berufen und Arbeitsgebieten der Phosphor, das Anilin, die

Blausäure, der Schwefel, die schwere gesundheitliche Störungen und Verheerungen unter den erwerbstätigen Frauen hervorrufen und sie unfähig machen für die Mutterschaft. In Plättereien, Glasbläsereien usw. ist es das Gas, das auf das keimende Leben vernichtend wirkt. Entweder das Kind stirbt vor der Geburt oder aber es wächst als ein skrofulöses, rachitisches, tuberkulöses, schwachsinniges Geschöpf heran. In der Schweiz betrug nach Schuler die Zahl der Totgeburten im Gesamtdurchschnitt 3,9 %, bei den Fabrikarbeiterinnen aber 8,2 %. „Die Vergiftungsgefahr für die Arbeiterin in all den verschiedenen Branchen ist um so größer bei mangelnden sanitären Einrichtungen und mangelnder Sauberkeit im Betriebe, bei langer Arbeitszeit und niedrigen Löhnen und all den sonstigen sozialen Verhältnissen, unter denen gerade Arbeiterinnen meist leben müssen. Sie ist am schlimmsten für die Heimarbeiterin."

Auch Infektionskrankheiten können Fehl- und Totgeburten verursachen; nach Fellner führen alte Tuberkulosen in acht Prozent der Fälle zum Abort. Was die Lebensaussichten tuberkulöser Kinder betrifft, berechnet Weinberg 40 %, Heymann 20 %, die höchstens das 21. Lebensjahr erreichen.

Für proletarische Mütter, die aus armen Bevölkerungsschichten stammen, kommt noch ein Moment in Betracht, auf das Dr. Prinzing verweist, nämlich, „daß bei ihnen die Rachitis in der Kinderwelt sehr verbreitet ist, wodurch die meisten Beckenanomalien der späteren Mütter bedingt sind." Erfahrungsgemäß hat der zu enge Bau des weiblichen Beckens sehr oft den Tod des Kindes vor oder während der Geburt zur Folge.

Nach einer Leipziger Statistik, die indes nicht verallgemeinert werden darf, entfielen auf je 1000 weibliche versicherungspflichtige Mitglieder der Ortskrankenkasse im gebärfähigen Alter (15—50 Jahre)

Berufsgruppen	Wochenbett mit Krankheit	Früh-geburten
Im Gesamtdurchschnitt	11,7	7,1
Im Gastwirtsgewerbe	4,7	3,3
Bekleidung und Reinigung	8,0	4,5
Chemische Industrie	16,1	9,5
Holz- und Schnitzstoffe	20,4	12,9
Metallverarbeitung (Blei)	23,9	16,2
Maschinen und Instrumente	21,4	13,6
Papierindustrie	16,8	8,4
Textilindustrie	19,8	12,4

Nicht immer tötet also die Fabrikarbeit, indem sie den Leib der Mutter vergiftet, das werdende Kind. Dann aber belastet sie es mit dem Fluche einer geschwächten, verkümmerten und minderwertigen Konstitution. Die Fabrikarbeiterinnen gebären durchgängig um etwa 200 Gramm leichtere Kinder als die Hausfrauen. Nach einem Bericht des sächsischen Landes-Medizinal-Kollegiums von 1904 betrug das Durchschnittsgewicht der Kinder von 391 Wöchnerinnen, die bis zur Entbindung gearbeitet hatten, 2931 Gramm, das der Kinder von Wöchnerinnen, die zwei bis drei Monate vorher die Arbeit aufgegeben, 3291 Gramm. In ähnlicher Weise wurde in 634 Fällen ein deutlicher Einfluß dreiwöchiger Arbeitsruhe vor der Geburt auf das Gewicht der Kinder festgestellt. Außerdem fanden sich bei dieser Gruppe nur 0,8 % Totgeburten gegenüber 1,4 % bei den Frauen, die bis zur Geburt gearbeitet hatten. Nach dem Franzosen Pinard übertraf das Durchschnittsgewicht der Kinder, deren Mütter sechs bis acht Wochen vor der Geburt nicht mehr schwer gearbeitet, um 300 Gramm das Gewicht der Kinder, deren Mütter keine Schonung genossen hatten. Andere Forscher stellten schon bei zehn Tagen Ruhe ein Mehrgewicht von 205 Gramm, bei 26 Tagen gar ein Mehrgewicht von 420 Gramm fest.

Digitized by Google

Niedriges Gewicht der Neugeborenen bedeutet im allgemeinen geringe Lebenskraft und die Wahrscheinlichkeit, im Daseinskampfe bald zu unterliegen. Das Prognostikon wird noch ungünstiger, wenn vererbte Belastungsmomente vorliegen und Krankheitserscheinungen den körperlichen Gesundheitsstand beeinträchtigen, etwa Skrofulose, Tuberkulose, nervöse Darmschwäche usw. Oder aber, wenn die Mutter im Wochenbett stirbt. Es ist leicht zu begreifen, daß ein schlecht ernährter, rachitisch verbildeter, abgearbeiteter Körper die Geburt schwerer übersteht, als ein gesunder, kräftiger und gepflegter Körper. Nach einer österreichischen Statistik starben an Kindbettfieber Frauen von

Bauern, Beamten, Industriellen, Rentnern	0,48 %
Dienstboten, landw. Arbeitern, Industriearbeitern, Militär, Armen	2,65 %

Die Wahrscheinlichkeit, in der Stunde der Geburt schon die Mutter zu verlieren, ist also für das Proletarierkind fünfmal so groß als für den Sprößling der Besitzenden. Wendet man dasselbe Verhältnis auf Deutschland an, wo z. B. 1908 nach der Statistik 3013 Wöchnerinnen an Kindbettfieber und 3606 an anderen Kindbettleiden starben, so wären mehr als 5500 Kinder infolge sozialer Verschuldung schon in der Geburtsstunde mutterlos geworden. Der Krieg hat auch hier noch eine Steigerung gebracht. In den deutschen Städten mit über 15000 Einwohnern starben an Kindbettfieber von je 10000 Wöchnerinnen:

1913:	21,9	1917:	32,8
1916:	28,7	1918:	36,7 (1. Halbjahr)

Vergleicht man den Geburtenrückgang mit der Anzahl der an Kindbettfieber verstorbenen Frauen, so ergibt sich:

	Geburten-Rückgang	Rückgang der an Kindbettfieber Verstorbenen
1915	23 %	2,2 %
1916	40 %	22,3 %
1917	48 %	27,0 %
1918	46 %	9,7 %

Die Geburtenziffer geht also stärker zurück als die Zahl der Sterbefälle an Kindbettfieber. 1918 starben rund 60% Wöchnerinnen mehr als 1913.

Dabei beziehen sich diese Zahlen nur auf städtische Verhältnisse. Auf dem Lande ist es viel schlimmer. Für das ländliche Proletarierkind gestaltet sich das Schicksal besonders ungünstig infolge des Mangels an Hebammen, der zur Folge hat, daß ein großer Prozentsatz der Geburten ohne sachgemäße Hilfe vor sich geht. Während in Berlin etwa 16 % der Wöchnerinnen ohne Beistand einer Hebamme gebären, ist dies im kulturarmen Osten bis zur Hälfte der gesamten Geburtenzahl der Fall. So erfolgten im Kreise Pleschen 33,4 %, Allenstein 39 %, Schrimm 44,6 %, Schroda 45 %, Schildberg 51 % und Adelnau gar 53,6 % der Geburten ohne Hebammenhilfe. Die Verwahrlosung der Geburtenhilfe ist so schlimm und unerträglich, daß nicht nur von hervorragenden Medizinalbeamten und Hebammenlehrern, sondern auch von den Hebammen selbst in zahllosen Eingaben und Petitionen der Ruf nach einer Reform der Geburtshilfe erhoben worden ist. Vergeblich; nicht nur der Reichstag in früheren Jahren, auch die preußische Landesversammlung, der 1920 bereits ein Gesetzentwurf über diese Materie vorlag, haben sich bisher dieser Pflicht entzogen. So sterben weiterhin alljährlich Tausende von Müttern und Zehntausende von Kindern an den Folgen der Geburt.

Das ist das Verhängnis der Abstammung und Herkunft des proletarischen Nachwuchses: hungernd oder vergiftet im

Mutterleibe — geboren werden, um zu sterben — gezeichnet als Todeskandidat für eine kurze Lebensbahn — belastet mit der Elendsbürde eines qualvollen Siechtums für das ganze Leben. Welches Los ihm auch zufällt, immer ist es grausam und sinnlos zugleich, denn immer bringt die Gesellschaft, die ihm das Recht zum Leben versagt, einen Teil ihrer Kraft und ihres Reichtums in ihm für nichts zum Opfer.

Der Makel unehelicher Geburt

Die dunklen Schatten, die der Fittich des Todes auf die armselige Wiege wirft, weichen nicht, auch wenn die ersten Lebenskämpfe ausgefochten sind.

Das proletarische Kind bleibt das Stiefkind des Schicksals. Und ist das Verhängnis seiner Abstammung gepaart mit dem Verhängnis unehelicher Geburt, so wird die Addition seines Unglücks zur Multiplikation.

Wenn je Unschuldige für das Tun anderer gelitten und gebüßt haben nach der furchtbaren Drohung des grausamen Sinaiwortes, daß die Sünde der Väter heimgesucht werde an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, dann sind es die in freier Liebe Gezeugten.

Seit dem Zeitpunkte, da die außereheliche, wenn sonst auch von innigsten und reinsten Herzensneigungen getragene Hingabe des Weibes an den Mann vom Volksempfinden und der öffentlichen Moral als Entehrung betrachtet wird — und das ist der Fall seit dem Aufkommen des Privateigentums, das den Mann über die Legitimität seiner Leibeserben zu wachen zwang —, tragen sie im Urteil der gesellschaftlichen Sexualideologie das Mal der Ächtung und Schande an der Stirn. „Hurkindern" gegenüber war jeder Schimpf erlaubt; das

Digitized by Google

Recht versagte ihnen den vollen Umfang seiner Wohltaten; die Türen der Zunftwerkstätten waren ihnen versperrt; in den Herbergen und Schenken hatten sie ihren Platz neben Schinder, Henker und den übrigen bescholtenen Gewerben. Bis in die neueste Zeit hat sich ein beschämender Rest dieser mittelalterlichen Vorurteile und moralischen Rückständigkeiten erhalten. So wurden noch 1905 in dem elsässischen Orte Gebweiler abends alle Lichter auf den Straßen für eine Stunde ausgelöscht, weil an dem Tage im Orte ein uneheliches Kind geboren worden war. So bestand in dem Duodezländchen Reuß ä. L., wo ein seniler Fürst höchst eigenhändig ungezogenen Kindern die entblößte Kehrseite zu peitschen liebte, das unglaubliche Gesetz (von 1854), das unehelich Geschwängerte bei Vermeidung empfindlicher Strafen zwang, spätestens im vierten Monate ihren Zustand persönlich bei der hohen Obrigkeit, d. h. einem höhnisch oder lüstern blinzelnden Kanzlisten, unter Angabe intimer Details anzuzeigen. So bleiben in zahlreichen Städten Kinderbewahranstalten für uneheliche Kinder gesperrt. So besaß in Dortmund ein Rechtsanwalt die Herzensroheit, vor dem Schwurgericht zwei Wüstlinge, die ein Mädchen vergewaltigt, damit zu verteidigen, daß er das Mädchen zu belasten versuchte, indem er ausführte: das Mädchen sei unehelicher Geburt und alle Unehelichen seien „erfahrungsgemäß" insofern erblich belastet, als sie große fleischliche Neigung offenbarten.

Es werden in Europa jährlich rund eine Million uneheliche Kinder lebend geboren. Überblickt man, wie Uffenheimer dies tut, die Verhältnisse in den einzelnen Staaten, so kann man nach Klumcker und Spann und aus deren Forschungsergebnissen heraus nach zwei Gesichtspunkten zu einem Urteil kommen.

Der erste Gesichtspunkt: Feststellung der Unehelichkeitsquote, die besagt, wieviel Prozent aller Geburten unehelich sind:

auf 100 Lebendgeborene:			
England	4,5	Österreich	14,6
Schweiz	4,6	(Nieder-Österreich	
Italien	7,3	ohne Wien	16,0)
Frankreich	8,4	(Ober-Österreich	18,2)
Deutschland	9,3	Steiermark	23,3
Preußen	7,8	(Unter-Steiermark	16,3)
Sachsen	12,4	(Ober-Steiermark	45,2)
Bayern	14,0	Kärnten	43,2
(Nieder-Bayern	16,5)	Salzburg	27,6.
(Ober-Bayern	20,3)		

Der zweite Gesichtspunkt: Feststellung der unehelichen Fruchtbarkeitsziffer, die mitteilt, wieviel uneheliche Geburten jährlich auf 1000 nicht verheiratete gebärfähige Frauen (15 bis 50 Jahre) kommen:

England (mit Wales)	12,0
Frankreich	16,7
Deutschland	26,5
Österreich (ohne Galizien)	40,0
Österreich (mit Galizien)	44,1
Bayern (1870—1890)	44,0
„ (1894—1897)	40,0.

Es wurden in Deutschland 1900: 179644 = 8,7%, 1918: 125253 = 13,1% uneheliche Kinder geboren. Während die Gesamtzahl aller Geburten abnimmt (1900: 2060257 = 36,8‰ der Einwohner, 1918: 956251 = 14,3‰), ist die Zahl der unehelichen Geburten in steter Zunahme begriffen. Dies wird noch deutlicher in der Berliner Statistik. Dort kamen auf 1000 Geborene einschließlich der Totgeborenen 1890: 123 Uneheliche, 1906: 176, 1909: 197. Der relative Anteil der Unehelichen an der Gesamtzahl der Geborenen und damit der Bevölkerung überhaupt wird also immer größer; das bedeutet für einen immer größer werdenden Prozentsatz von

Digitized by Google

Kindern eine Verschlechterung ihrer sozialen Entwicklungsperspektiven. Denn uneheliche Herkunft bedingt schlimme Benachteiligung im Daseinskampfe.

Klumcker und Spann haben recht, wenn sie die Unehelichkeit als eine soziale Degenerationserscheinung auffassen, die durch eine funktionelle Eigenart im sozialen Körper gekennzeichnet ist. Daraus ergibt sich, daß die Ursachen der Unehelichkeit und ihrer Zunahme im Komplex sozialer Momente und wirtschaftlicher Erscheinungen zu suchen sind. Für Steiermark mit abnorm hoher Unehelichkeitsziffer liegen die Zusammenhänge handgreiflich zutage: die strenge Hofverfassung und beschränkte Erbfolge bedingen ein hohes Heiratsalter und damit ungewöhnlich lebhaften unehelichen Verkehr; im mittleren oder südlichen Steiermark, wo die Teilbarkeit des Besitzes leichter ist oder kleinbäuerliche Verhältnisse herrschen, bewirkt ein niedrigeres Heiratsalter sofort die Abnahme der Unehelichkeitsquote. Das Schema dieser Beobachtung findet, auf Bayern übertragen, seine Bestätigung: Oberbayern mit einer anderen Wirtschaftsstruktur als Niederbayern weist eine dementsprechend verschiedene Unehelichkeitsziffer auf. Für Baden hat Dr. Auguste Lange denselben Zusammenhang nachgewiesen. Dort weisen die Schwarzwaldbezirke die meisten unehelichen Geburten auf, weil die Bauerngüter durchweg geschlossene Hofgüter sind, die im Erbgange stets ungeteilt an den jüngsten Sohn oder die jüngste Tochter übergehen. Die älteren Geschwister, die das Heimrecht auf dem Hofe behalten und oft auch ihr Erbteil nicht ausgezahlt erhalten können, bleiben als Dienstboten auf dem Gut; sie verzichten meist auf die Ehe, nicht aber auf Geschlechtsverkehr. Daß bei einer Eheschließung drei, vier oder noch mehr uneheliche Kinder legitimiert werden, ist gar keine Seltenheit. Dem Bauer ist auch aus praktischen Gründen die zuwachsende billige Arbeitskraft der unehelichen Kinder seiner Schwestern, Töchter oder Mägde nicht unerwünscht. Große Abgeschiedenheit der Höfe und karger Lohn

tun das übrige. Auch sonst sind ja die Zusammenhänge zwischen ökonomischen Verhältnissen und Unehelichkeitsquote deutlich erkennbar. Die durch den Krieg herbeigeführte enorme Verteuerung der Lebenshaltung, der Mangel an Wohnungen, die Zunahme der Arbeitslosigkeit infolge des Rückganges von Industrie und Handel, die Unsicherheit der gesamten Existenz überhaupt bedingen eine starke Erschwerung der Eheschließungen, was zur Folge hat, daß die dadurch bewirkte Heraufsetzung des Heiratsalters oder Verzichtleistung auf Verehelichung ihre soziale Reagens finden in der stärkeren Inanspruchnahme des unehelichen Verkehrs.

Dazu kommt noch folgendes: Nach der bei uns geltenden Sexualordnung ist die Ehe die einzige Legitimierung des Geschlechtsverkehrs. Aber schon in normalen Zeiten waren etwa sechs Millionen Männer und über acht Millionen Frauen im heiratsfähigen Alter, ohne krank, entartet oder sonstwie eheuntauglich zu sein, lediglich durch die Ungunst der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von der sexuellen Versorgung durch die Ehe ausgeschlossen. Nach dem Kriege hat sich dieses Verhältnis gewaltig verschlimmert. Besonders für die Frau. Vor dem Kriege kamen auf 1000 Männer im heiratsfähigen Alter 1005 Frauen, nach dem Kriege aber 1159 Frauen. Das heißt: während früher jede 200. Frau keinen Mann finden konnte, ist heute jede 7. Frau verurteilt, unverheiratet zu bleiben (falls alle heiratsfähigen Männer heiraten sollten). Da sie dies jedoch aus wirtschaftlichen Gründen in bedrohlich wachsender Anzahl nicht tun und tun können, steigt die Zahl der von legitimer Sexualversorgung ausgeschlossenen Frauen ins Ungeheure. Die menschliche Natur fordert indes ihre Rechte; dann werden die Schranken der herrschenden Moral- und Sexualordnung eben durchbrochen. Die Hingabe der Frau an den Mann erfolgt immer bedingungsloser, die Werbung immer unbedenklicher, der Wechsel der Beziehungen immer häufiger — mit dem Ergebnis, daß die Zahl der unehe-

lichen Geburten unausgesetzt steigt. Die Hypothese, daß der Charakter von Wirtschaftszuständen sich in den Sexualzuständen spiegelt, daß also, konkret gesprochen, die steigende Unehelichkeitsquote ihre bestimmte ökonomische Ursache hat, erweist sich als richtig.

Da das uneheliche Kind seinen Eltern nur in den allerseltensten Fällen erwünscht kommt, ist sein Los von Anbeginn seiner Lebensbahn traurig. Schon vor der Geburt ist es dem ehelichen gegenüber ebenso benachteiligt, wie das proletarische dem bürgerlichen. Wie nun erst, wenn das uneheliche Kind zugleich ein proletarisches ist!

Nach dem Allg. Stat. Archiv (1907) kamen Totgeburten auf je 100 Geborene in:

	eheliche	uneheliche
Deutschland 1891—1900	3,15	4,25
Preußen 1896—1900	3,12	4,55
„ 1900—1902	3,02	4,41
Sachsen 1891—1900	3,31	4,24
Bayern 1891—1900	2,98	3,61
Württemberg 1891—1900	3,30	3,48
Baden 1891—1900	2,62	3,35

Von den lebendgeborenen Säuglingen starben nach Uffenheimer in der gleichen Zeit auf je 1000:

	eheliche	uneheliche
Erste Woche	24,7	36,2
Zweite Woche	34,9	56
Dritte und vierte Woche	54,4	101,3
Im 2. Monat	75,2	153,7
„ 3. „	93,1	194,3
„ 4. „	108,6	226,9
„ 5. „	121,8	251,5
„ 6. „	133,1	271,4

	eheliche	uneheliche
Im 7. Monat	143,5	287,9
„ 8. „	152,8	301,2
„ 9. „	161,3	312,7
„ 10. „	169,2	322,4
„ 11. „	176,2	330,2
„ 12. „	182,5	337,2.

1904 kamen im Deutschen Reiche auf:

je 100 eheliche Geborene	97,1 lebende,	2,9 tote Kinder,
je 100 uneheliche „	95,9 „	4,1 „ „

Abgesehen von kriminellen Ursachen, die hierbei oft genug eine Rolle spielen (Engelmacherei!), ist der stärkere Anteil der Unehelichen bei Totgeburten (in Lübeck 5,6, in Hamburg 6,1%) sicher dem Umstand geschuldet, daß die uneheliche Mutter meist bis zum äußersten Termin vor der Entbindung auf Erwerb ausgehen muß und sich weniger Schonung gönnen kann als manche der ehelichen. Aus folgender Gegenüberstellung geht dies deutlich hervor:

Es wurden im böhmischen Textilgebiet 1898—1901 Totgeburten festgestellt in:

	eheliche	uneheliche
Reichenberg-Stadt	8,9%	16,3%
Reichenberg-Umgegend	5,8%	7,6%
Friedland	6,3%	7,3%
Gablonz	4,6%	6,1%
Rumburg	5,4%	6,0%
Ganz Böhmen	3,2%	4,2%.

Dabei darf es die uneheliche Mutter noch als ein Glück schätzen, wenn sie bis zur Niederkunft Arbeitsgelegenheit und damit Existenzmöglichkeit hat. In unzähligen Fällen ist uneheliche Mutterschaft gleichbedeutend mit Brotlosigkeit, die fast durchweg Schutzlosigkeit und Verlassenheit nach sich zieht.

Digitized by Google

Ein Dienstmädchen, das „in Hoffnung ist" — um mit der unbewußten Ironie dieser Umschreibung den verzweifelten Zustand der Ärmsten zu bezeichnen — verliert meist schon drei bis vier Monate vor der Niederkunft seine Stellung und kann, wenn überhaupt, nur sehr schwer und gegen eine Entlohnung, die so gut wie keine ist, noch Beschäftigung und Unterkunft finden. Denn das ist das Fürchterliche, daß diese Unglücklichen zugleich mit dem Brote auch das Dach über dem Kopfe verlieren. Nach Hause dürfen oder können die meisten nicht, so daß für sie die der Niederkunft vorausgehenden Wochen und Monate eine Zeit unsäglichen Jammers, unsäglicher leiblicher und seelischer Not bedeuten. Früh-, Fehl- und Totgeburten (nach Dr. Kruse jährlich 4—500000), lebensschwache und minderwertige Geschöpfe besiegeln schließlich das qualvolle Martyrium. In der größeren Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge findet die unsinnige und empörende Verwüstung von Menschenleben ihre Fortsetzung.

Die größere Lebensgefährdung der Unehelichen gegenüber den Ehelichen hat ihre hauptsächlichste Ursache darin, daß die uneheliche Mutter in den allermeisten Fällen in erheblich ungünstigerer wirtschaftlicher Lage lebt, in höherem Maße als die verheiratete an der Fabrik- und Berufsarbeit beteiligt ist und sich ihrem Kinde, selbst wenn sie an ihm mit großer Liebe hängen würde, in nur sehr ungenügendem Maße widmen kann.

Das Kind wandert in die Hände von Ziehmüttern, wo es meist infolge mangelhafter Nahrung, unverständlicher Behandlung, ungesunder Wohnung und ungenügender Reinlichkeit dem körperlichen oder geistigen Elend verfällt, bis der Tod es daraus befreit. Nicht selten sind auch die Fälle, in denen, oft in stillschweigendem Einverständnis mit der unehelichen Mutter, die Hexenkünste der Engelmacherei dem armen Wurm das Ende bereiten. Besonders in der nächsten Umgebung der Großstädte ist die Sterblichkeit unehelicher Säuglinge erschreckend

groß. So starben im Jahresdurchschnitt in der Nähe Berlins von je 1000 Säuglingen in:

	eheliche	uneheliche
Altendorf	170	600
Neu-Weißensee	290	780
Groß-Lichterfelde	240	800.

Also 60—80% Uneheliche gegen 17—24% Eheliche.

Schon für 1886 hob Boeckh hervor, daß von 1000 ehelich geborenen Kindern bis zum Alter von 5 Jahren 3271, von 1000 unehelichen aber nur 2255 Jahre durchlebt wurden. Es überlebten in Berlin von je 1000

	Ehelichen	Unehelichen
das 1. Lebensjahr	735	515
„ 2. „	669	446
„ 3. „	642	425
„ 4. „	624	412
„ 5. „	612	405.

Nach der Reichsstatistik waren von 100 überhaupt gestorbenen Säuglingen:

	ehelich	unehelich		ehelich	unehelich
1901:	19,4	33,9	1914:	15,4	25,3
1905:	19,4	32,6	1917:	14,3	25,7
1910:	15,2	25,7	1918:	14,1	23,9.

So werden die Mängel der Aufzucht mit dem — wie oft erwünschten! — Verlust des Lebens bezahlt!

Das Ziehkinderwesen ist in Großstädten und deren näherer Umgebung weit verbreitet, doch wird die Kostpflege wenig zuverlässig überwacht, ist meist schlecht organisiert und bildet so für die Säuglingssterblichkeit einen ergiebigen Boden. Bisher ist nur für einen Teil der deutschen Bundesstaaten eine gesetzliche Grundlage für die Ziehkinderaufsicht gegeben. Nach Petersen haben Sachsen, Mecklenburg, die meisten thü-

ringischen Staaten, Oldenburg, Braunschweig, Bremen keine landesgesetzlichen Vorschriften zur Regelung des Ziehkinderwesens. Doch auch da, wo dieser Zweig der sozialen Fürsorge durch Gesetz oder Verwaltungsvorschriften geordnet ist, befriedigen die Resultate nicht. So war z. B. in Leipzig bei vorzüglicher Organisation und Überwachung des Haltekinderwesens (das System Taube) zwar ein Rückgang in der Sterblichkeit von 33,4% (1904) auf 28,5% (1906) zu verzeichnen, im Durchschnitt jedoch hielt sich die Sterblichkeit der Unehelichen stets um 10% höher als die der Ehelichen, „ein Ergebnis, an dem — wie das Leipziger Ziehkinderamt erklärt — auch die Beaufsichtigung und Pflege nicht viel ändern konnte“.

Noch gravierender ist folgende Gegenüberstellung: es starben in Charlottenburg von 100 Lebendgeborenen in Privatpflege

> 41,9% im 1. Monat stehende Pflegekinder,
> 24,6% Pflegekinder vor Ablauf des 1. Jahres;

dagegen im Berliner Kinderasyl:

> 59,7% der Pfleglinge im 1. Lebensjahr, 45,4% im 2. Jahre des Bestehens der Anstalt.

Die Sterblichkeit zeigte seit Errichtung des Asyls in Berlin einen Rückgang, gleichwohl stand sie — im Asyl! — immer noch höher als unter den Charlottenburger Halte- und Pflegekindern.

Nach Dr. Neumanns Statistik von 1896 zeigte in Berlin die Haltepflege in der zweiten Hälfte des 1. Monats etwas ungünstigere, im ganzen 2. Monat ungefähr gleiche Sterblichkeit wie die Privatpflege, späterhin dauernd ungünstige Zahlen. Die Sterblichkeit der unentgeltlich verpflegten Kinder war am günstigsten; sie stand der allgemeinen Sterblichkeitsquote sehr nahe. Dann kamen die Haltekinder mit weniger günstigen Lebensaussichten. Am ungünstigsten war der Pflegeerfolg in der Waisenpflege.

Die Statistik lehrt also: je mehr sich das uneheliche Kind in seiner gesamten Lebensgestaltung dem ehelichen nähert, desto mehr verbessern sich die Chancen seines Schicksals. Um diese Annäherung anzubahnen und zu erleichtern, hat der Reichstagsausschuß für Bevölkerungspolitik in seinen Sitzungen vom 29. März bis 15. Mai 1917 bei den Beratungen über den „Schutz für Mutter und Kind" folgende Anträge durchberaten und formuliert:

Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, sich behufs der erforderlichen besseren Ausgestaltung des Schutzes der unehelichen Kinder mit den verbündeten Regierungen baldigst ins Einvernehmen zu setzen, insbesondere zur Herbeiführung folgender Maßregeln:

1. Die der Erziehung und wirtschaftlichen Lage des unehelichen Kindes aus der Einrede des Mehrverkehrs (exceptio plurium) entstehenden Nachteile zu beseitigen ev. durch entsprechende Änderung des § 1717 BGB.;

2. die Empfängnisfrist des § 1717 im Sinne des § 1592 Abs. 2 BGB. festzusetzen;

3. bei Bemessung der Höhe der Unterhaltspflicht den Stand des Vaters zu berücksichtigen;

4. die Unterhaltspflicht bis zum 18. Lebensjahr des Kindes zu erstrecken;

5. die Pfändung des Arbeits- oder Dienstlohns aus Unterhaltsansprüchen unehelicher Kinder der Pfändung aus anderen Unterhaltsansprüchen gleichzustellen;

6. für die Beitreibung der Unterhaltsbeiträge ein vereinfachtes, schnelles, dem Verwaltungszwangsverfahren zur Beitreibung öffentlicher Abgaben ähnliches Verfahren einzuführen;

7. die Bestrafung unehelicher Väter, die sich der Unterhaltspflicht entziehen, aus § 361 Ziffer 10 StGB. sicherzustellen und durch Ausdehnung des § 362 StGB. auf diese Straffälle wirksamer zu gestalten;

8. die Bedingungen für die Annahme an Kindesstatt und Führung des Vaternamens zu erleichtern;

9. Novellen zu den Militärversorgungsgesetzen, durch welche die Rentenzahlung an uneheliche Mütter und Kinder nach dem Vorgang der Bundesratsverordnung vom 4. August 1914 zum Unterstützungsgesetz von 1888 (für die Kriegsteilnehmer) geregelt wird;

10. die Fürsorge für die unehelichen Kinder bezüglich der Einteilung der Unterhaltskosten durch öffentlich-rechtliche Veranstaltungen ev. Generalvormundschaft unter Ausbau des Vorschußverfahrens und Wahrung der ehrenamtlichen Einzelvormundschaft zu veranlassen, sowie Zuschüsse zu den Kosten der Erziehung (Einzelfamilien- und Anstaltspflege, Lehrwerkstätten usw.) in Aussicht zu nehmen.

Würden diese Anregungen in die Wirklichkeit umgesetzt worden sein, wäre für die rechtliche und soziale Stellung des unehelichen Kindes viel gewonnen worden. Leider sind sie auf dem Papier geblieben. Solange das Privateigentum besteht und die besitzende Klasse an der heutigen Regelung der Erbfolge im Interesse des ehelichen Nachwuchses interessiert ist, wird an der rechtlichen und sozialen Benachteiligung des unehelichen Kindes Wesentliches und Grundsätzliches auch nicht geändert werden. Gleichstellung des unehelichen Kindes mit dem ehelichen im Namen, im Versorgungsanspruch und in der Erbfolge gegenüber dem Vater — mit dieser tiefeinschneidenden Regelung der Frage wäre fast das gesamte Unehelichen-Elend beseitigt. Damit wäre aber zugleich, wie Prof. von Ehrenfels auf dem Kongreß für Sexualreform in Berlin mit Recht betonte, der Bestand der bürgerlichen Familie aufs äußerste gefährdet. Deshalb widersetzt sich die bürgerliche Klasse dieser radikalen Lösung des Problems mit allen Kräften und Mitteln. Um das Gewissen der Öffentlichkeit wie ihr eigenes zu beschwichtigen, greift sie zu allerlei Ausflüchten.

Die Unehelichen, so erklärt sie durch den Mund ihrer wissen-

schaftlichen Anwälte, sind als Nachkommen moralisch minderwertiger und degenerierter Eltern mehr oder weniger schwer erblich belastet und in ihrer Lebenstüchtigkeit geschwächt, daher von vornherein zu hoher Sterblichkeit prädestiniert. Dem widersprechen aber alle Beobachtungen und Erfahrungen. Gewiß gibt es unter den Unehelichen physisch und psychisch Entartete, aber nicht mehr als unter den Ehelichen. Dagegen ist die Lebenskraft bei den Unehelichen, da diese meist aus innigem Liebesverkehr hervorgehen und ihre Eltern in der Blüte der Jahre stehen, durchweg robuster als bei den Ehelichen. Besonders auf dem Lande, wo der voreheliche Beischlaf vielfach die Regel bildet, die Ehe erst eingegangen wird, wenn das erste Kind auf dem Wege oder bereits geboren ist und die Anerkennung des unehelich geborenen Kindes durch den Vater bereitwillig erfolgt. Spann hat in seiner gründlichen Untersuchung für Frankfurt a. M. nachgewiesen, daß die Vaterschaftsanerkennung am relativ günstigsten bei den Arbeiterinnen, Haushälterinnen und Berufslosen ist. Kommt es zu keiner Heirat der unehelichen Mutter mit dem Vater ihres Kindes, so findet sie dennoch in einer außerordentlich großen Zahl von Fällen einen anderen Ehemann. Sehr häufig werden Mutter und Kind auch, nach mancherlei Auftritten zwar, von der Familie der jungen Mutter aufgenommen. In den höheren sozialen Schichten dagegen bedeutet der außereheliche Verkehr einen meist unverzeihlichen Verstoß gegen die Moral „der Gesellschaft". Aus ihrer Stellung entlassen, von den Eltern verstoßen, gesellschaftlich gemieden, sieht sich die uneheliche Mutter der höheren Stände einer großen wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Gefährdung gegenüber. Was die Männer in diesen Kreisen betrifft, so herrscht unter ihnen die Moral, daß man ein Mädchen, das man verführt hat, nicht heiratet. Spann weist für Frankfurt a. M. nach, daß der Prozentsatz der Vaterschaftsanerkennungen um so geringer ist, je höher die soziale Schicht der Mutter rangiert. Der außereheliche Um-

gang erfolgt also in den höheren sozialen Schichten ungleich leichtfertiger als in den niederen. Die Gefahr einer Degeneration wird somit für die Früchte dieses Geschlechtsverkehrs entschieden größer sein, während die eigentlichen proletarischen Sprößlinge unter den Unehelichen eine urwüchsige Lebenskraft mitbringen. Übrigens sind die ledigen Mütter in Frankfurt a. M. zu 43,6%, in Berlin zu 36,6%, in Dresden zu 38,5%, in Wien zu 30,5% Dienstmädchen, gehören also einem Stande an, dem im allgemeinen mehr Gesundheit und Frische eigen sind als physische Schwäche und Entartung. In Preußen entfielen 1910 von den unehelichen Geburten 54% auf die Berufsgruppen Land- und Forstwirtschaft und häusliche Dienste, ungerechnet die Fälle, in denen uneheliche Mütter vor der Geburt das „schützende Haus" hatten verlassen müssen, in dem sie als Magd oder Dienstmädchen tätig gewesen und wohl gar verführt worden waren. Auch Spann muß anerkennen, daß nach seinen Beobachtungen „bei den Unehelichen die Rasse in körperlicher Hinsicht eine bessere sei" und soziale Ursachen die hohe Sterblichkeit der Unehelichen bedingen. Rosenfeld und Neumann haben diese Tatsache bestätigt.

Es handelt sich somit bei der großen Mehrheit der unehelichen Väter und Mütter nicht um verkommene, degenerierte Individuen, sondern um lebenstüchtige, gesunde Menschen, die wohl imstande wären, einen kräftigen Nachwuchs zu erzeugen und zur Welt zu bringen, hätten sie nicht unter ungünstigen sozialen Verhältnissen zu leiden, und würden nicht die Kinder schon in die entwicklungshemmenden Einflüsse ihres Elends hineingeboren. Haben diese das Glück, in Verhältnisse zu kommen, die denen der Ehelichen ähnlich sind, so stehen sie in ihrer Entwicklung, wie Spann bezeugt, diesen in keiner Weise nach. Bleiben sie aber in den typischen Verhältnissen der Unehelichen, so geht es mit ihnen körperlich wie seelisch rasch bergab. Dabei ist es — so will es die grausame Unnatur der heutigen Gesellschaftsordnung — für sie besser, wenn die

Mutter stirbt, als daß sie am Leben bliebe, ohne sich zu verehelichen. Es ist die Gesellschaft, die hier würgt und tötet, nicht die Natur. Neumann hat nur zu recht, wenn er in Conrads Jahrbuch (62, S. 551) schreibt: „Das elende Dasein der Unehelichen ist nicht durch natürliche, sondern durch soziale Verhältnisse bedingt, und diese lassen sich ändern."

Entrinnt das Kind den Klauen des Todes, so oft nur, um den Qualen eines langsamen, mitunter jahrelangen Sterbens ausgeliefert zu sein. Es bildet den dunklen Punkt in der Vergangenheit der Mutter, den Makel ihrer gesellschaftlichen Ehre; oder der Stiefvater empfindet das Vorhandensein des Kindes als den Schandfleck der sonst so sorgsam behüteten bürgerlichen Existenz. So wird es verleugnet und versteckt, in den Ecken herumgestoßen und als überflüssig, als Fremdling und Eindringling behandelt. Am besten, man brächte es aus der Welt! Mit den teuflischen Mitteln eines langsamen Mordens sucht man das Ziel zu erreichen: mangelhafter Ernährung, körperlicher Verwahrlosung, absichtlicher Schädigung der Gesundheit, barbarischen Mißhandlungen. Obenan die mangelhafte Ernährung! Eine aus der Vorkriegszeit stammende Statistik des „Frauenvereins für Kranken- und Kinderpflege auf dem Lande in Bayern" zählt monatliche Kostgeldsätze bis zu 4 M. herab auf. Im Durchschnitt wurden 13—14 M. gezahlt. Hierfür sollte Nahrung und Wäsche beschafft, die Verpflegung bestellt werden und obendrein wollte die Kostmutter noch verdienen! Die Vergebung der Kinder erfolgte meist nach dem Mindestgebot; Anzeigen wie die nachstehende, dem „Sulinger Kreisblatt" (Hannover) entstammende, sind in ländlichen Gegenden keine Seltenheit:

> „Zwei hiesige kleine Mädchen im Alter von 2 und 4 Jahren sollen am Sonntag, den 18. d. M., morgens 9 Uhr, im Nienaberschen Gasthause in gute Pflege mindestfordernd untergebracht werden. . . . . . ., Waisenrat."

Ähnliche Einblicke in die Versorgung der Unehelichen gewähren die Unterhaltssätze, die gemäß § 1708 BGB. als Alimentation den unehelichen Kindern durch das Amtsgericht zugebilligt werden. Nach einer Statistik, die Dr. Link-Lübeck vor dem Kriege zusammenstellte, hatte der Vater des unehelichen Kindes an Alimentation zu zahlen: in Berlin-Mitte jährlich 360—420 M., Hamburg 300 M., Leipzig 260 M., München 240—360 M., Breslau 216—240 M., Nürnberg 200 M., Politz i. Pom. 96 M., Heiligenbeil i. Ostpr. 72 M., Regen i. Bay. 48 M. Heute sind die Sätze erhöht, aber sie entsprechen ebensowenig den Lebensanforderungen. Das Vormundschaftsamt der Stadt Berlin z. B. setzte die Alimentation 1920 auf 217 M. monatlich fest. Das Kammergericht aber, das in Verfolg von Klagefällen, die daraus entstanden, über die Höhe der Alimentation zu befinden hatte, setzte die Summe auf 150 M. herab mit der bemerkenswerten Begründung, daß der Satz zwar niedrig sei, aber in einer Zeit, wo jedermann entbehren müsse, für das uneheliche Kind keine besondere Härte bedeute; bei Bemessung des Unterhalts könne nur entscheidend sein, „was nach den zurzeit herrschenden Wirtschaftsverhältnissen für das Kind in den maßgebenden Kreisen tatsächlich aufgewendet werden kann und aufgewendet zu werden pflegt". 1920/21 kostete ein Liter Kindermilch in Berlin 4—5 M. Da ein Säugling selbst nach den Bestimmungen der Milchnotstandsversorgung Anspruch auf täglich 1 Liter Milch hatte, wäre das Kostgeld fast für Milch aufgegangen. Anderwärts liegen die Verhältnisse noch schlechter. So gibt es auf dem Lande, besonders in Bayern, rückständige Gemeinden, die unehеliche verlassene Kinder, anstatt für ihre Pflege, Aufzucht und berufliche Ausbildung zu sorgen, unter die Alten des Armenhauses stecken und sie dort in einem Milieu, dem zur Menschenwürdigkeit alles fehlt, elend verkommen lassen. Andere wandern zu den Bauern, wo sie vielfach mit besonderer Hartherzigkeit geplagt, überanstrengt und bis aufs Blut aus-

gebeutet werden, so daß sie Greise schon im Kindesalter sind, stets erschöpft und bald an der Verblödungsgrenze. Selbst ein so vorsichtiger Beurteiler wie Petersen muß zugeben, daß angesichts der „robusteren Auffassung über die Bedürfnisse der Jugend und des geringen Verständnisses für die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Jugendfürsorge auf dem Lande die Tatsachen festzustehen scheinen, daß die armenpflegerische Fürsorge an manchen Orten vieles zu wünschen übrig läßt".

Überstehen die Geplagten auch dieses Martyrium, so wird das Los meist nicht besser und hoffnungsvoller. Die Gesellschaft tritt ihnen überall hindernd in den Weg und verstopft die Nährquellen gedeihlicher Entwicklung.

So ist die berufliche Ausbildung der Unehelichen im allgemeinen viel schlechter als die der Ehelichen; die Zahl der ungelernten Arbeiter, die keinerlei fachliche Ausbildung genossen haben und darum im Lebenskampfe stets benachteiligt sind, ist bei ihnen noch einmal so groß als bei den Ehelichen. Dieser Mangel rächt sich an den Schuldlosen in Gestalt ewiger Existenzunsicherheit, häufigen Arbeitswechsels, vielfacher Arbeitslosigkeit, unbesieglicher Not und höherer Kriminalität.

Obwohl unter den von Spann untersuchten Frankfurter militärpflichtigen Unehelichen etwa doppelt soviel gelernte Arbeiter waren als ungelernte, erwiesen sich doch $1^1/_2$ mal soviel Ungelernte als bestraft gegenüber den Gelernten.

Von den 1908 eingelieferten 5029 Sträflingen einer im „Grenzboten" veröffentlichten österreichischen Statistik waren unehelicher Herkunft 14% (1909: 15,2%) Männer und 21,9% (1909: 22,6%) Frauen. Darunter befanden sich 1908: 18,4% männliche und 27,8% weibliche Analphabeten.

Eine Statistik der Anstaltsgeistlichen über die Insassen des Zentr[illegible]ängnisses in Gollnow i. Pommern für 1908—11 e[illegible] unehelich Geborene.

Im allgemeinen bestätigt sich immer wieder die schon von Neumann 1896 für Berlin aufgestellte Regel, daß von den Unehelichen 10,9%, von den Ehelichen 7,7% bestraft sind, die ersteren längere Straflisten haben und häufiger rückfällig sind als die letzteren.

So wandert ein Heer von Unehelichen schon frühzeitig in die Fürsorge-Erziehung ab (1901/04 in Preußen 17% aller Zöglinge), andere verschwinden in Rettungs- und Besserungsanstalten, Magdalenenhäusern, Zufluchtsheimen usw., wo muffiger Geist und bigotte Herzlosigkeit nur zu oft das letzte Gute in ihnen auslöschen. Die weiteren Stationen sind dann Gefängnis (in der erwähnten Gollnower Statistik 8,3% ehemalige Fürsorge-Zöglinge), Arbeitshaus und Zuchthaus, oder sie werden in Siechen- und Irrenhäusern lebendig begraben. Nur vereinzelt und zufällig geschieht es, daß die Ringenden und Hilfesuchenden eine rettende Hand finden und ergreifen, die sie vor gänzlichem Versinken bewahrt und der Menschheit zurückgibt.

Aber wie kurz ist auch da meist das Ausmaß ihres Lebens! Der Tod mit seinem düsteren Schwarm von Sendboten und Helfern schreitet stets an ihrer Seite. Der geschwächte Körper, die untergrabene Gesundheit, die degenerierte Konstitution sind den Stürmen des Lebenskampfes nicht gewachsen. So wartet ihrer ein frühes Grab. Während nach Spanns Bericht von 100 ehelichen Knaben in Frankfurt a. M. 66 in das 20. Lebensjahr eintraten, erreichten von den Unehelichen nur 18 dieses Alter. In Berlin wurden von 100 Ehelichen 53, von ebensoviel Unehelichen nur 13 zwanzig Jahre alt. Nur 36,8% der Unehelichen waren für den Militärdienst tauglich.

Neben der körperlichen geht die geistige und moralische Minderwertigkeit einher. Was Wunder, daß zu dem Heer der Schwachsinnigen und Idioten die Unehelichen ein gewaltiges Kontingent stellen, — daß die Welt der Verbrecher, Dir-

nen, Landstreicher, Zuhälter usw. aus ihren Reihen in hohem Maße Nachfolge wirbt!

Hunger, Verwahrlosung, Entbehrung, Mangel an Erziehung, Verachtung und Zurücksetzung — eine ganze Skala düsteren menschlichen Elends malt sich in dem Lose der Unehelichen. Es ist das potenzierte proletarische Elend. Und es ist besonders schlimm in Deutschland, wo heute in erhöhtem Maße zutrifft, was Klumcker 1913 in der Frankf. Ztg. schrieb: „Die Lage des unehelichen Kindes ist im Deutschen Reiche ungünstiger als in allen anstoßenden Ländern, mit Ausnahme Rußlands. Selbst in Frankreich ist seine Gesamtlage so viel besser, daß es für das einzelne Kind ein Vorteil ist, sein Vaterland zu vertauschen."

Der Tod aus der Milchflasche

Tückische Gewalten vergiften und verkümmern den Lebenskeim des proletarischen Kindes im Mutterleibe.

Tückische Gewalten umstellen und umdrohen auch seine Lebenspforte.

Die Milchflasche wird zum Leidenskelche, dessen Trank den jungen Körper durch Krankheiten verwüstet. Und an die Wiege setzt sich als grausiger Kinderwärter der Tod.

Die Statistik der Säuglingssterblichkeit entrollt ein düstereres und schreckensvolleres Gemälde als der Bericht des neutestamentlichen Chronisten vom bethlehemitischen Kindermord.

Man muß seine Erinnerung bis in das Dunkel der asiatischen Vorzeit schicken. Bis zu jenem Molochbilde, dessen höllischer Schlund Hekatomben blühender Kinderleiber verschlang.

Das Proletariat opfert alljährlich Hunderttausende seines Nachwuchses. Es starben in Deutschland:

	überhaupt	Im 1. Lebensjahr	% d. Lebendgeborenen
1910	1 103 723	311 462	16,2
1911	1 187 094	359 522	19,2
1912	1 085 996	275 571	14,7
1913	1 060 798	277 196	15,1
1914	1 108 378 (Ohne Elf.-Lothringen)	297 382	16,4
1915	1 063 751 (Ohne Elf.-Lothringen)		15,4
1916	993 470 (Ohne Elf.-Lothringen)		13,6
1917	1 072 334 (Ohne Elf.-Lothringen)		15,5
1918			15,4

Vergleicht man die Säuglingssterblichkeit der verschiedenen Länder miteinander, so steht Deutschland nach der bekannten Tabelle Roesles — neuere Vergleichsziffern stehen infolge der durch den Weltkrieg geschaffenen Zustände leider nicht zu Gebote — an 9. Stelle. Es hatte im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 eine Sterblichkeitsziffer für Säuglinge von 19,9 %. Höhere Ziffern hatten Baden (20,2), Österreich-Ungarn (21,3), Württemberg (21,7), Bayern (24), Sachsen (24,6) und Rußland. Die niedrigsten Ziffern hatten Schweden (9,2) und Norwegen (8,1). Inzwischen haben sich die Ziffern in fast allen Ländern etwas verringert. Für Deutschland liegen statistische Nachweise bis 1918 vor. Die höchste Säuglingssterblichkeit hatte in diesem Jahre Bayern (20,3), ihm folgten Schlesien (20,1), Mecklenburg-Str. (19) und Westpreußen (18,4), alles vorwiegend ländliche Gebiete, während Berlin (14,1), Sachsen (13,3), Hamburg (11,4) unter dem Reichsdurchschnitt (15,4) standen. Die niedrigste Ziffer hatte Schaumburg-Lippe (10,2).

Durch welche Ursachen wurde diese Verschiedenartigkeit der Sterblichkeitsquote bewirkt? Westergaard gibt unter Hinweis auf die Säuglingssterblichkeit in den Familien des englischen Hochadels als „das praktisch erreichbare Minimum der Kinder-

sterblichkeit vorläufig wohl etwa 7 %" an. Tugendreich verweist im Zusammenhange damit auf die Sterblichkeit der Brustkinder, die ebenfalls 7 % beträgt, und auf die Sterblichkeitsziffer Norwegens (8 %), um — im Gegensatz zu Rich, der nur 2—3 % gelten lassen will — zu dem Schluß zu kommen, daß 7 % „gewissermaßen als Pflichtteil des Todes" geopfert werden müssen. Welche Ursachen verschulden nun die viel höhere Sterblichkeitsquote in Deutschland?

Nach Seutemann kommen drei Gruppen von Ursachen in Betracht: 1. natürliche Einflüsse (geogr. Lage, Klima usw.); 2. körperliche Anlage der Erzeuger; 3. Gesamtheit der äußeren Lebensbedingungen (Ernährung, Pflege, Armut, Frauenarbeit usw.). Je nach dem Standpunkte des Betrachters und nach der Tendenz, die seine Betrachtung des statistischen Materials verfolgt, wird bald das eine, bald das andere Moment in den Vordergrund gerückt. Bemerkenswert aber ist, daß alle Versuche, der ersten oder zweiten Ursachengruppe das stärkste Gewicht beizumessen, fehlgeschlagen sind und deshalb preisgegeben werden mußten. Wie schon Pfeiffer und Seutemann, so erklärt Hoerner, der die Einflüsse der geographischen Lage auf die Säuglingssterblichkeit Bayerns untersuchte, daß „wohl kaum die geographische Lage das ausschlaggebende Moment" sei, sondern vielmehr „in erster Linie die Eigentümlichkeiten und Lebensgewohnheiten der betreffenden Bevölkerung", also das soziale Milieu. Die körperliche Anlage der Eltern kann zweifellos im einzelnen Einfluß auf die Lebenserwartungen des Neugeborenen haben. Wir dürfen sie aber mit Tugendreich „in dem Pflichtteil des Todes von 7 %" enthalten sein lassen. So bleiben als eigentliche Ursache der Säuglingssterblichkeit zwei Ursachen: die künstliche Ernährung und die Armut, zwei Ursachen, die, soweit das Proletariat in Betracht kommt, zu einer verschmelzen: der Armut. Weil das Proletariat arm ist, darum muß es Hekatomben seiner Kinder opfern.

Geht man den Ziffern der Statistik im einzelnen nach und

beachtet man ihre Verteilung auf die verschiedenen Landesteile und Erwerbsgebiete, so stellt sich die Tatsache heraus, daß immer die Säuglingssterblichkeit dort außergewöhnlich hoch ist, wo die soziale Notlage der Bevölkerung am größten ist und die Frauenarbeit die stärkste Verbreitung gefunden hat. Selbst das Reichsamt des Innern hat sich in einer seiner Denkschriften dem Eingeständnis nicht entziehen können, daß unter den Ursachen der Säuglingssterblichkeit Mangel an Ernährung und Pflege der Neugeborenen an erster Stelle stehen.

Mangel an Nahrung: wir kennen den geschwächten, blutarmen, abgerackerten Körper der Mutter, die Mühsale der Arbeit während der Schwangerschaft, die daraus entstehenden gesundheitlichen Schädigungen, die Unfähigkeit zum Stillen an der Mutterbrust. Mangel an Pflege: wir kennen die Überlastung der gehetzten Proletariermutter mit den Pflichten des Haushalts und der Erwerbsarbeit, die Enge der Wohnung, die Dürftigkeit des Haushalts, die Unmöglichkeit, sich der Abwartung des Kindes mit ganzer Hingabe zu widmen. Wundern wir uns da noch, wenn der Tod unter dem Nachwuchs des Proletariats besonders reiche Beute hält? Es wäre schier wunderbar, wenn dies nicht geschähe.

Da ist Sachsen, das Musterland des Kapitalismus. Mit seiner Frauenarbeit marschierte es stets an erster Stelle. Aber auch mit seiner Säuglingssterblichkeit. Als der Reichsdurchschnitt noch 17 % waren, machten die Sterbefälle der Säuglinge bei ihm 18,8 % der Lebendgeborenen aus. So war das Verhältnis immer. In den Textilstädten Chemnitz, Glauchau, Hohenstein-Ernstthal, Crimmitschau, Meerane, Werdau, Plauen usw. frondete ein Heer von Frauen hinter Webstühlen und Strickmaschinen bei zehn-, zwölf- und mehrstündiger Arbeit. Gerade in diesen Industrieorten grassierte auch die Säuglingssterblichkeit am unbarmherzigsten. In Chemnitz stieg 1904 die Sterblichkeitsziffer für Säuglinge bis zu sechs Monaten auf 78,8 %. Ähnlich in anderen Städten und Gebieten, wo

Frauenarbeit stark vorherrschte. In Langenbielau im Eulengebirge starben 54 %, in den Bezirken der Berliner Papierindustrie 48 %, in Reichenbach i. Schl. 44 %, in Ingolstadt 40,9 %, in Regensburg 37,4 %, in Augsburg 34 % der Lebendgeborenen.

Während des Kriegs aber ist auffälligerweise die Säuglingssterblichkeit gerade in diesen Industriegebieten gesunken. Sachsen, ehemals an erster Stelle, steht in der Statistik von 1918 unter 39 Landesteilen an 24. Stelle. Hier ist der Zusammenhang zwischen Frauenfabrikarbeit und Säuglingssterblichkeit ganz offensichtlich. Der Krieg hatte fast die gesamte Textilindustrie lahmgelegt; alle Fabriken dieses Erwerbszweigs, der vorwiegend Frauen beschäftigt, standen still. Mehr als sonst konnten sich die Proletarierinnen ihrem Haushalt und ihren Kindern widmen. Wohl stellte die Kriegsindustrie ein gewaltiges Heer von Frauen in ihren Dienst, aber diese Arbeitskräfte kamen zu einem erheblichen Teil aus dem Mittelstand und den Beamtenkreisen neu in das Erwerbsleben herein, während das rein proletarische Element, namentlich in ausgesprochenen Frauenarbeitsgebieten, ganz oder teilweise feierte. Sicher trifft dies für die sächsischen Textilgebiete zu. Und gerade dort sank trotz großer Not, trotz des Mangels besonders an Milch, die Ziffer der Säuglingssterblichkeit zusehends. Gerade diese Erfahrungen während der Kriegsjahre beweisen durchschlagend, daß weder geographische noch klimatische Verhältnisse, auch nicht in erster Linie die Art und Weise der Ernährung die Höhe der Säuglingssterblichkeit bestimmen, sondern in der Hauptsache die Art und der Umfang der mütterlichen Pflege.

Schon Marx, der die kapitalistische Entwicklung in England beobachtete und studierte, wies darauf hin, wie die Ungunst der Entwicklung des proletarischen Kindes, besonders im ersten Lebensjahr, gesteigert wird durch das Vorhandensein von Frauenarbeit. Er stellte Registrationsdistrikte mit 9000 To-

desfällen auf 100000 lebende Kinder anderen gegenüber, die 26000 und mehr Todesfälle aufwiesen, und legte dar, daß diese hohen Sterblichkeitsraten verschuldet seien durch die außerhäusliche Beschäftigung der Mutter und der daraus entspringenden Vernachlässigung und Mißhandlung der Kinder, durch unpassende Nahrung, Nahrungsmangel, Fütterung mit Opiaten, auch durch die natürliche Entfremdung der Mutter gegen die Kinder, die oft absichtliche Aushungerung und Vergiftung im Gefolge hat. In solchen Distrikten, in denen ein Minimum weiblicher Beschäftigung existierte, war die Sterblichkeitsrate am niedrigsten. Ja, schon ein vorübergehendes Nachlassen der Frauenarbeit brachte sichtliche Besserung der Zustände. Während der großen Baumwollkrise, die England in den sechziger Jahren heimsuchte und die Textilbetriebe auf lange Zeit stillegte, hatten die Fabrikarbeiterinnen Gelegenheit, ihre Säuglinge besser zu pflegen; sofort ging die Sterblichkeit der Kleinen zurück. In ganz ähnlicher Weise sank in der Dollfußschen Fabrik in Mülhausen i. E. die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahr von 38% auf 25%, nachdem den Müttern eine sechswöchige Schonung vor und nach der Entbindung gewährt worden war. In Gegenden, wo keine Fabrikarbeit für Frauen besteht, beträgt die Säuglingssterblichkeit bei sonst gleichen sozialen Bedingungen kaum 10 oder 11%. Sobald aber die Frauen zur Erwerbsarbeit herangezogen werden, steigen die Ziffern. Auch wenn es sich, wie in Ostelbien, wo die Männer abwandern und die Frauen sich unter den Druck der junkerlichen Fäuste begeben, um landwirtschaftliche Tätigkeit handelt. Sie entzieht dem Kinde die Mutter genau so rücksichtslos wie die Fabrikarbeit. Darum auch dieselben Folgen: große Säuglingssterblichkeit in rein ländlichen Kreisen. Als der Krieg nach und nach alle Männer ins Feld schleppte und die ländlichen Distrikte von männlichen Arbeitskräften fast entblößt waren, mußte die Frau alle Lasten der Ackerwirtschaft, Feldbestellung, Viehhaltung auf sich nehmen, so daß

sie jahrelang durch Erwerbsarbeit unerhört angespannt war. Sie hatte keine Zeit mehr für die Pflege des Nachwuchses. Da rückten die rein ländlichen Gebiete Schlesien, Westpreußen, Mecklenburg in der Sterbestatistik für Säuglinge neben Bayern an die ersten Stellen.

Es ist eine gedankenlose Phrase, zu sagen, der Tod kenne keine Rücksicht der Person und des Standes. Die Tatsachen beweisen, daß er gegen die Armut — die meist nicht bloß eine Armut an Brot und Kleidern, sondern auch an Zeit, Bildung, Pflege und Liebe ist — härter und rücksichtsloser vorgeht als gegen den Besitz. „Der alte magere Herr," schreibt Erich Schlaikjer, „ist in Wirklichkeit so tief in Standesvorurteilen befangen, wie nur je ein ostelbischer Rittergutsbesitzer. Er ist nicht der „Mors imperator", als welchen ihn einmal eine deutsche Malerin in einem damals viel besprochenen Bild malte. Er stürzt nicht mit verwegener Hand die Throne dieser Erde, er ist nicht der herrische Despot, der keine Rücksichten kennt und keine Rücksichten übt. Er ist das nur, wenn die Dichter ihn mit ihrem Lumpenstaat aufputzen, um ihm mehr Ansehen zu geben. In Wirklichkeit ist er so servil wie ein strebernder Assessor. Er ist ein alter Schleicher, der seine Verbindungen nach oben hin nicht preisgeben will; er ist ein Feigling, der sich an den Türen der Mächtigen und Wohlhabenden scheu vorüberdrückt, um dafür in den Hütten der Armen um so grimmiger zu würgen." Das reiche Kind verschont er, während er die Armen in Schwaden niedermäht.

In den aristokratischen Familien Deutschlands starben nach Ellen Key von 1000 Kindern jährlich etwa 57; in Berlins armer Bevölkerung dagegen 345. Der adlige Sprößling hat sechsmal so gute Chancen am Leben zu bleiben, als der proletarische.

Während die offizielle Statistik die Säuglingssterblichkeit für Berlin auf 18,1 % bezifferte, stand sie im reichen Tier-

gartenviertel auf 5,2 %, auf dem Wedding, dem armen Proletarierquartier, auf 42 %.

In den westlichen arbeiterfreien Vororten Berlins starben 1905 durchschnittlich 15,06 %, im heißen Monat August 27,8 %; dagegen in den östlichen Vororten mit überwiegender Arbeiterbevölkerung 23,76 %, im August 62,52 % sämtlicher Lebendgeborenen im Säuglingsalter.

Nach einer anderen Aufstellung betrug die Sterblichkeit in den Arbeitervierteln Berlins: Weißensee 31,9 %, Britz 29,3 %, Lichtenberg 25,1 %; dagegen in dem westlichen Vorort Dahlem 6,67 %.

Kriege und Seutemann berechneten die Sterblichkeit

	bei Brustkindern	bei Flaschenkindern
unter 1500 M. Einkommen	7,3 %	31,6 %
über 1500 M. Einkommen	6,4 %	12,5 %

Ebenso wurde in Barmen eine Statistik aufgenommen unter Berücksichtigung des Einkommens der Eltern und der Ernährungsweise des Kindes. Es starben von 100 Lebendgeborenen:

Alter	Einkommen des Vaters			
	bis 1500 Mk.		über 1500 Mk.	
	Brust	Flasche	Brust	Flasche
3— 6 Monate	5,7	37,8	3,1	17
6— 9 "	4,3	25	1,4	10,8
9—12 "	6,2	11,3	5,2	6

So gewiß es ist, daß Brustkinder im allgemeinen besser daran sind als Flaschenkinder und eine geringere Sterblichkeit haben, so unabweisbar geht aus diesen Gegenüberstellungen hervor, daß nicht so sehr die Art der Ernährung die Lebensaus-

sichten des Säuglings bestimmt, als vielmehr das soziale Milieu, in dem er sich befindet und gepflegt wird.

Funk teilte für den Zeitraum 1901/10 die Bevölkerung Bremens nach den Lebensverhältnissen in drei Gruppen ein und errechnete dann die jeweilige Sterblichkeitsquote auf je 1000 Säuglinge wie folgt:

Wohlhabende (Großkaufleute, hohe Beamte, Fabrikanten)	48,9
Mittelstand (Detaillisten, mittlere Beamte, Handwerker)	90,9
Arme (Arbeiter, niedere Beamte, Erwerbslose usw.)	255,8

Bemerkenswert ist hierbei, daß als wichtigste Todesursachen beim Proletariat Ernährungsstörungen (Magen- und Darmkatarrh, Abzehrung usw.), also soziale Ursachen, beim Mittelstand und vor allem bei den Wohlhabenden aber angeborene Lebensschwäche, also generative Ursachen, notiert wurden. Kennzeichnend ist weiter, daß ansteckende Krankheiten im Bürgertum fast gar nicht, im Proletariat aber zu einem erheblichen Prozentsatze die Todesfälle hervorriefen. Mangel an Pflege und Enge der Wohnungen dürften hieran in erster Linie die Schuld tragen.

In Graz betrug die Sterblichkeit der Säuglinge

in den wohlhabenden Klassen	0 %
im Mittelstand	4,2 %
in den unbemittelten Schichten	35,9 %
bei den ganz Armen	59,9 %

In Halle a. S. verstarben nach einer 1909 in der „Kom. Praxis" veröffentlichten Statistik von 100 Säuglingen:

Digitized by Google

4,3 wenn der Vater höherer Beamter, Offizier oder Akademiker war,
13 „ „ „ selbständiger Kaufmann, Landwirt oder Fabrikant, Handwerksmeister oder Kleingewerbtreibender war,
13,5 „ „ „ mittlerer Beamter war,
14,2 „ „ „ Unterbeamter oder Unteroffizier war,
18,9 „ „ „ gelernter gewerblicher Arbeiter war,
24,1 „ „ „ ungelernter Arbeiter war.

Ferner ermittelte für Halle Dr. Wolff folgende Ziffern:

Alter	bei Arbeitern	beim Mittelstand	bei Reichen
bis 1 Jahr	30,5%	17,3%	8,9%
1— 2 Jahre	11,5 „	5,5 „	1,9 „
3— 5 „	13,6 „	6,5 „	2,6 „
6—10 „	6,8 „	3,8 „	1,3 „
11—14 „	2,5 „	1,1 „	0,8 „
	64,9%	34,2%	15,5%

Eine Tabelle von Ellers für die Jahre 1903—1908 enthält sehr interessante Angaben; danach starben von je 100 Lebendgeborenen:

im 1. Lebensjahre	Solingen	Ohligs	Wald	Höhscheid	Gräfrath	Ind.-Bez. Solingen
Uneheliche	39,3	24,2	58,8	31,3	25,0	34,5
Arbeiterstand . .	13,3	11,8	12,0	8,9	10,1	11,9
Mittelstand . . .	10,0	13,3	9,0	10,0	6,5	10,2
Wohlhabende . .	8,6	12,9	3,5	—	5,0	7,8

Auch für die weiteren Lebensjahre hält dieses Sterblichkeitsverhältnis an:

im 2. Lebensjahre	Solingen	Ohligs	Wald	Höhscheid	Gräfrath	Ind.-Bez. Solingen
Uneheliche	5,5	1,2	7,1	2,8	4,1	4,1
Arbeiterstand . .	2,7	1,8	2,9	1,9	1,8	2,4
Mittelstand . . .	3,0	3,2	2,0	1,7	4,4	2,8
Wohlhabende . .	—	1,2	3,7	—	—	1,0
im 3. und 4. Lebensjahre						
Uneheliche	4,7	1,2	7,6	5,8	4,3	3,8
Arbeiterstand . .	5,9	3,0	3,4	5,4	2,8	4,4
Mittelstand . . .	5,6	3,8	2,6	6,7	2,1	4,3
Wohlhabende . .	4,1	5,0	1,2	3,7	—	3,4

Nach Dr. Reck starben von 1000 Lebendgeborenen nach Ablauf des 5. Lebensjahres bei einem monatlichen Einkommen der Eltern von

0— 75	Mark	413
75—100	„	344
100—150	„	330
150—200	„	272
200—250	„	241
über 250	„	230

Spiegel stellte 1906 in Kiel fest, daß starben

von	561	Säuglingen	des	Arbeiterstandes	50,3 %
„	180	„	„	Mittelstandes	43,8 %
„	11	„	„	höherer Stände	18,1 %

Von Neumann wurde die Wohnungsgröße als Merkmal der sozialen Lage gewählt. Die erste Gruppe umfaßt Wohnungen mit 1—2 Zimmern, die zweite mit 3 Zimmern, die dritte mit 4 und mehr Zimmern. Danach starben Säuglinge:

Digitized by Google

in der ersten Gruppe		17,70 %
„ „ zweiten „		12,79 %
„ „ dritten „		7,29 %

Hersch untersuchte für Paris den Zusammenhang zwischen Sterblichkeit und Wohlstand, indem er unter Zugrundelegung der Wohnungs-Mobiliar-Steuer die Bevölkerung in vier Klassen einteilte. Das Resultat war:

	von 100 Lebendgebornen starben eheliche	uneheliche	insgesamt
I. Gruppe (Wohlhabende)	4,5	7,3	5,1
II. „ (Bemittelte)	6,2	9,3	6,9
III. „ (Unbemittelte)	9,5	14,7	10,7
IV. „ (Arme)	14,1	18,2	15,1

Meinert machte auf die erheblichen Unterschiede in der Sterblichkeit der unehelichen Kinder in Dresden und Leipzig für die ersten fünf Lebensjahre aufmerksam:

Es starben	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902
in Leipzig . .	338	436	339	412	357	372	402	354	304
„ Dresden .	254	266	220	261	234	235	225	209	202
in Leipzig mehr	84	170	119	151	123	137	177	145	102

Die Beaufsichtigung der Ziehkinder war in Dresden und Leipzig gleich sorgsam, nur wurde in Dresden mehr als in Leipzig darauf gesehen, daß die Wohnung für die Ziehkinder auch gesundheitlich gut war. Gute Wohnung bedeutet bessere Pflege, das gibt den Unterschied.

Gute Wohnung bedeutet auch reichlich Luft und Sonne, Bewegungsfreiheit und damit besseres Gedeihen. Diese guten Gaben bleiben dem proletarischen Nachwuchs in engen Mietwohnungen, licht- und luftarmen Quartieren, schmutzigen Baracken

und feuchten Hof- und Kellergelassen völlig versagt. „Sonne is fein!" ließ der Simplicissimus ein armes, blasses Wurm im grabesdüstern Lichtschacht einer schauerlichen Mietkaserne ausrufen, „Aber warum bleibt sie nur immer oben bei's Dach?" Wo die Sonne nicht hinkommt, kommen Arzt und Totengräber hin. Es ist kein Zufall, daß die Städte der größten Säuglingssterblichkeit außer der stark entwickelten Frauenerwerbsarbeit auch abnorm traurige Wohnungsverhältnisse haben. Man lasse sich einmal die Räume zeigen, deren Luft die armen Würmer Tag und Nacht atmen, und die Betten, in denen sie schlafen. Man mache sich im Erzgebirge oder in der sächsischen Oberlausitz, im Thüringer Wald oder auf der hohen Rhön, auf dem Eichsfelde oder in der Eifel, im Eulengebirge oder im oberschlesischen Kohlengebiete bekannt mit den Verhältnissen, unter denen sie leben, essen, trinken, spielen, leiden und — lachen, und man wird die Zwerge mit den greisenhaften Gesichtern, durchsichtigen, blutleeren Händchen und rachitischen Beinen als Lebenskämpfer bewundern, die zäh und tapfer um ihren Platz im Dasein ringen und — zwölfmal zu Boden geworfen — sich zum dreizehnten Male erheben, um ein Leben voll Not und Blöße, Hunger und Siechtum weiterzuleben.

Was Luft und Sonne für das Gedeihen des Kindes im ersten Lebensjahr bedeuten, beleuchtet treffend eine Aufstellung Richters über Frankfurt a. M. Danach wohnten auf einem der Berechnung zugrunde gelegten Raume

in den Villenvierteln 1 Mensch, es starben 15 % der Säugl.
in den Arbeitervierteln 22 Menschen, es starben 37—43 % der Säuglinge.

Groth beobachtete in München, daß 80,8 % der von ihm behandelten Säuglinge in Wohnungen von 1—2 Räumen verstarben, obwohl diese nur 25 % aller Wohnungen ausmachten.

Ein Kölner Arzt beobachtete, daß die Säuglingssterblichkeit

in den Proletariervierteln ebensoweit über den Durchschnitt ging, als sie in den Wohnvierteln der Reichen unter ihn herabsank.

Für Dresden stellte Meinert folgendes Verhältnis fest:

Straßen mit geschlossener Bauweise (Hof- und Hinterhauswohnungen)	8,5 %
Straßen mit halboffener Bauweise	2,5 %
Mustergültige Arbeiterheime im Freien, rings von Luft umgeben	0,0 %

Auch für Halle fand Kathe, der über fünf Jahre die Säuglingssterblichkeit nach Straßen und Stadtvierteln berechnete, daß die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in hohem Maße eine Wohnungsfrage sei. In den engen, stickigen Straßen der Altstadt mit feuchten Höfen und ungesunden Wohnungen starben 47—48,5 % der Säuglinge (in einem einzigen Hause 18 Säuglinge!), während die freier gelegenen Straßen mit größeren Wohnungen, besonders die Vereinsstraßen, die eine Gartenstadt im kleinen bilden, fast gar nicht von der Sterblichkeit betroffen wurden. „Wenn den Arbeitern luftige, gesunde Kleinwohnungen an Stelle der großen Mietkasernen gebaut würden, würde sicher auch die Säuglingssterblichkeit erheblich zurückgehen."

Die englische Gartenstadt Bourneville liefert dafür den Beweis. Dort starben von 1000 Lebendgeborenen 78 gegen 170 im benachbarten Birmingham, wo Luft und Sonne in den Proletariervierteln rare Artikel sind. Ähnliche Ziffern ergeben sich in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden.

Auch die Kindersterblichkeit in Berlin während des Jahres 1911 zeigt eklatant den Einfluß der Wohnung auf Leben und Gedeihen des Nachwuchses. Es starben 7462 Kinder, davon allein 2583 an Magen- und Darmkatarrh. Sondert man die in Anstalten verstorbenen 397 Kinder ab, so verbleiben 2186

Digitized by Google

in Wohnungen verstorbene; über die Größe dieser Wohnungen liegen bei 2102 Kindern Angaben vor. Danach bestand die Wohnung nur aus Küche bei 16 Kindern, aus einer Stube bei 1327, aus zwei Stuben bei 666, so daß allein 2009 von 2102 an Magen- und Darmkrankheiten zugrunde gegangenen Kindern zu Haushaltungen mit kleinen Wohnungen gehörten. Es folgten dann die Dreizimmerwohnungen mit 71 Sterbefällen, die Vierzimmerwohnungen mit 11, also die mittleren Wohnungen mit zusammen 82. Den Rest bildeten Fünfzimmerwohnungen mit 6 Sterbefällen, Sechszimmerwohnungen mit 3, Siebenzimmerwohnungen mit 2, also größte Wohnungen mit zusammen nur 11 Sterbefällen. Bedürfen diese Zahlen noch einer Erläuterung?

Wahrhaft entsetzlich war die Überfüllung mancher der Wohnungen, in denen diese Kinder hinstarben. Unter den 16 Wohnküchen waren 7 mit je zwei Bewohnern, 3 mit je drei, 6 mit je vier. 1327 dieser Säuglingssterbefälle wurden in Einzimmerwohnungen gezählt, und von ihnen beherbergten 44 Wohnungen je zwei Bewohner, 298 je drei, 374 je vier, 271 je fünf, 179 je sechs, 99 je sieben, 31 je acht, 18 je neun, 8 je zehn, 3 je elf, 1 sogar vierzehn Bewohner. (Bei 1 Wohnung fehlt die Angabe der Bewohnerzahl.) Von 666 in Betracht kommenden Zweizimmerwohnungen hatte nur 1 zwei Bewohner, 45 je drei, 142 je vier, 145 je fünf, 129 je sechs, 87 je sieben, 48 je acht, 35 je neun, 18 je zehn, 7 je elf, 7 je zwölf, 1 dreizehn, 1 vierzehn Bewohner. Auch bei den wenigen Dreizimmerwohnungen und sogar bei den Vierzimmerwohnungen fanden sich meist so hohe Bewohnerzahlen, daß man die Haushaltungen nicht zur bemittelten Klasse rechnen darf.

Wie in den typischen Mietwohnungen der Großstadt die Sommerhitze auf die Sterblichkeit der Säuglinge wirkt, das haben die am Virchow-Krankenhause in Berlin beschäftigten Ärzte Liefmann und Lindemann beobachtet. Sie stellten fest, daß die Sterblichkeit in den Kellerwohnungen am gering-

sten, in den höheren Stockwerken am größten war. Es starben in Berlin pro Tag

1905	Im kühlen Vorsommer Säuglinge	Im heißen Vorsommer Säuglinge	Im kühlen Spätsommer Säuglinge
1. Keller	0,9	2,2	2,3
2. Parterre	3,2	7,0	14,7
3. ersten Stock	4,3	11,5	15,7
4. zweiten Stock	3,7	13,5	7,7
5. dritten Stock	4,4	13,0	11,0
6. vierten Stock	4,0	12,2	14,7

Die hohe Sterblichkeit im kühlen Spätsommer erklärt sich zum Teil daraus, daß die im heißen Sommer bewirkten Schädlichkeiten noch fortwirken, aber auch die großen Miethäuser die in den Mauern usw. aufgespeicherte Wärme noch nicht abgegeben haben und die Wohnungstemperatur noch hoch ist. Denn in den kühlen Kellerwohnungen zeigt sich nur eine verschwindend kleine Steigerung der Säuglingssterblichkeit; dafür nisten und hocken in den dumpfen Ecken und Winkeln der Kellergeschosse freilich andere bösartige Feinde der kindlichen Gesundheit.

Wie verfehlt es übrigens war, die Säuglingssterblichkeit als ausschließliche Folge der Sommerhitze zu deklarieren — (dies geschah von zahlreichen Ärzten) — haben die statistischen Feststellungen von Silbergleit für Berlin schlagend erwiesen. Während nach früheren Tabellen die größte Gefährdung der Säuglinge in die Zeit der heißen Sommermonate fiel, hat sich in den letzten Jahren herausgestellt, daß die Winterkälte auf die Säuglinge in dem gleichen Maße tödlich wirkt. Die Kohlennot hat, wie Silbergleit sagt, Hekatomben von Kindern gefordert. Es starben in Berlin von 1000 Lebendgeborenen:

	I. Quartal	II. Quartal	III. Quartal	IV. Quartal
1914:	134,68	136,19	194,42	144,49
1919:	167,66	144,49	151,40	199,32
1920:	205,47			

Digitized by Google

Die Opfer infolge der Kohlennot sind ungeheuer. Jedes fünfte Kind wurde nur für den Tod geboren! Silbergleit errechnet dabei, daß 56,3 pro Tausend an Lebensschwäche starben und sagt: „Insbesondere hat die Bedrohung durch Lebensschwäche im ersten Quartal 1920 mit 56,3 pro Tausend der Lebendgeborenen der Sterblichkeitstafel eine Höhe erreicht, wie sie auch nicht annähernd in einem der anderen 29 Kalenderquartale bestanden hat und wie sie nur erklärlich ist durch die Schwierigkeiten einer gerade für die Erhaltung der schwächlichsten Neugeborenen unentbehrlichen Erwärmung der Wohnräume." Um dieselbe Zeit waren alle Bars, Weindielen und Vergnügungslokale gut geheizt; die Kriegsgewinnler schwitzten in ihren Pelzen, und die Nackttänzerinnen schlürften Eis, um sich der Hitze zu erwehren ...

Aber wie die Säuglingssterblichkeit keine bloße Folge der Sommerhitze ist, so ist sie auch keine ausschließliche Folge der Winterkälte. Sie ist der Ausdruck allgemeinen proletarischen Elends. Alle erdenklichen sozialen Momente wirken in ihr zusammen. Eine Stadt liefert dafür ein besonders drastisches Beispiel. Es ist die bekannte Zentrumsdomäne Aachen.

In Aachen hatten 1911 43369 Personen (Haushaltungsvorstände und Angehörige) ein Einkommen von unter 900 M., von 37334 mit über 900 M. hatten 6730 ein Einkommen von 900—1050, 5554 ein solches von 1050—1500 M. Rund 80000 Personen, weit mehr als die Hälfte der Einwohner überhaupt, „lebte" nicht, sondern vegetierte nur. Die Frauenerwerbsarbeit war in der vorherrschenden Textilindustrie stark ausgebildet. 12805 Frauen und Mädchen gingen in die Fabriken. Die Wohnungsverhältnisse waren miserabel. In 4341 Wohnungen mit einem Raume hausten 6752 Personen, in 10774 zweiräumigen Wohnungen 37228, in 8404 dreiräumigen Wohnungen 38149. Und nun die Säuglingssterblichkeit? Sie stand in Aachen 1911 mit 24,1 % der Lebendgeborenen erheblich über dem preußischen Durchschnitt von

18,8. Von 912 im ersten Lebensjahre Verstorbenen erlagen den typischen Proletarierkrankheiten: Lebensschwäche 129, Lungenentzündung 44, Krämpfe 82, Brechdurchfall usw. 531. Nur 129 von den verstorbenen 912 Kindern wurden mit Muttermilch ernährt, 111 erhielten neben der Muttermilch noch andere Nahrung, 607 waren reine Flaschenkinder.

Aachen ist keine Ausnahme, keine Monstrosität; es ist nur die typische Fabrikstadt, wie wir sie in Deutschland zu Tausenden haben. Und ihre Verhältnisse sind ganz typisch. Sie zeigen, daß die Säuglingssterblichkeit nicht bloß die Folge einer Ernährungskrankheit, auch nicht bloß einer Wohnungskrankheit, schließlich auch nicht bloß einer Pflegekrankheit ist, sondern daß vielmehr alle schädlichen Momente der proletarischen Lebensweise in ihr zusammenwirken und den Tod des Säuglings herbeiführen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch den Versuchen, in der Säuglingssterblichkeit lediglich eine Folge mangelnder Brusternährung zu sehen, entgegengetreten werden. Gewiß ist Muttermilch die beste Nahrung für den Säugling, und sein Gedeihen ist am sichersten gewährleistet bei ausschließlicher Ernährung durch die Mutterbrust, vorausgesetzt, daß diese einwandfreie Milch gibt.

Nach einer Untersuchung von Boeck starben von 1000 Kindern im ersten Lebensjahr bei einer Ernährung mit

Muttermilch	7,45
Tiermilch	42,1
Tiermilch und Surrogate	125,7

Prinzing teilt im Handbuch für medizinische Statistik das Ergebnis einer in Köln veranstalteten Untersuchung mit, nach der von je 100 Lebendgeborenen verstarben bei Ernährung mit

Brustmilch, 9 Monate und länger gereicht,	3 Kinder
„ 3 „ „ „ „	12 „
„ weniger als 3 Monate „	35 „
Kuhmilch	47 „

Digitized by Google

Tugendreich nahm 176 Arbeiterfamilien unter Beobachtung, und zwar nur solche mit höchstens 30 M. Wochenverdienst und bei denen die Mütter wenigstens viermal lebende Kinder geboren hatten. Die Zahl der von der Statistik erfaßten Kinder betrug 1152; es entfielen demnach auf eine Familie durchschnittlich 6½ Kinder. Von den Kindern verstarben:

1. bei Brustnahrung in 64 Familien von 388 Kindern 77 (19,8 %);
2. bei Flaschennahrung in 33 Familien von 229 Kindern 99 (43,2 %);
3. bei Brustnahrung in 29 Familien von 85 Kindern nach durchschnittlich elfjähriger Ehe keine (0,0 %);
4. bei Flaschennahrung in 29 Familien von 109 Kindern nach durchschnittlich elfjähriger Ehe 57 (52,3 %);
5. von 155 Kindern, die in 79 Familien verstorben waren, hatten 13,7 % Brustnahrung, 54,2 % Flaschennahrung erhalten.

Die Kindersterblichkeit war demnach bei Flaschennahrung mehr als doppelt so hoch als bei Brustnahrung.

In Greifenhagen setzten sich während des Krieges die Hebammen mit besonderem Eifer für die Bruststillung der Neugeborenen ein, und da es allgemein an Milch für die Säuglinge fehlte, hatten sie bei den Müttern Erfolg. In demselben Maße nahm auch die Säuglingssterblichkeit ab, wie folgende statistische Kurve beweist:

	1914	1915	1916	1917	1918	1919
Bruststillung	69 %	79 %	82 %	87,9 %	83 %	81 %
Säuglingssterblichkeit	18,7 %	12,9 %	14,1 %	13,9 %	15,5 %	9,2 %

Der Parallelismus ist unverkennbar; niemand würde wohl auch ernstlich bestreiten wollen, daß Muttermilch die zweck-

mäßigste, ja idealste Nahrung für den Säugling sei. Leider hat die zunehmende Proletarisierung der Volksmassen und ihre Degeneration dazu geführt, daß die Ernährung der Neugeborenen durch die Mutterbrust mehr und mehr verdrängt worden ist durch die Ernährung mittels der Flasche. Einmal, weil die Erwerbsarbeit der Frau nicht gestattet, dem Kinde während der Arbeitszeit die Brust zu reichen, sodann, weil die wachsende Degeneration der Proletarierfrau die Stillfähigkeit immer mehr schwinden läßt. In Berlin bekamen von je 100 Säuglingen die Brust

1890:	50,70	1900:	32,5
1895:	43,19	1910:	30

Seitdem Stillprämien gezahlt werden, ist die Zahl wieder gestiegen. Während des Krieges, wo der Mangel an Milch keine andere Wahl ließ, wurden ebenfalls viele Kinder durch die Brust ernährt. Ob aber die Nahrung, die ein schwacher, unterernährter Körper dem Kinde darbietet, wirklich immer besser ist als Tiermilch und ob damit dem Kinde ein wirksamer Schutz vor den Gefahren der Säuglingssterblichkeit geboten ist, darf doch sehr bezweifelt werden. Meist hat ja schon das Wachstum des Kindes vor der Geburt der Mutter die beste Kraft entzogen und die milcharme, fettlose Kost der Mutter während des Krieges und noch heute reicht kaum aus, um sie selbst am Leben zu erhalten. Gohde schreibt hierzu vom Halenseer Säuglingsheim in der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege": „Die unehelichen Mütter, die sonst stets für unentgeltliche Aufnahme und Entlohnung bereit und imstande waren, anderen der Frauenmilch bedürftigen Säuglingen als Ammen zu dienen, sind trotz ausreichender Heimnahrung nicht mehr in der Lage, neben der Nahrung für das eigene Kind noch nennenswerte Mengen von Milch zu liefern. Dieser Mangel macht es oft unmöglich, elenden und kranken Säuglingen Frauenmilch zu geben, die ihnen dringend nötig wäre. Schlimm aber ist,

Digitized by Google

daß die eigenen Kinder jeder Mutter heute nur noch ausnahmsweise so gedeihen, wie man das früher bei Brustkindern gewohnt war. Die Brustkinder weisen meist ein Gewicht auf, das unter dem für das entsprechende Alter geltenden Durchschnitt liegt; ihr Gedeihen läßt oft sehr zu wünschen übrig. Oft hat die Mutter nicht mehr genügende Mengen von Milch, oft ist diese auch von mangelhafter Beschaffenheit. Der Fettgehalt beträgt oft nicht mehr als 1 % gegen 4 und mehr Prozent, die früher die Regel waren. Die Frauen, die heute Mutter werden, sind zum großen Teil Jahre hindurch ungenügend ernährt gewesen, sie haben vielleicht in der Kriegszeit schwere körperliche Arbeit verrichtet — wenn nun noch während der Schwangerschaft die Ernährung ungenügend ist, und das ist für die Mehrheit des Volkes der Fall, dann müssen die traurigsten Folgen für die Nachkommenschaft sich einstellen." Immerhin mag die Tatsache, daß während des Kriegs die Säuglingssterblichkeit sich nicht so steigerte wie befürchtet wurde, zum Teil der stärkeren Stilltätigkeit der Frauen zu danken sein.

Praußnitz hat nur künstlich ernährte Säuglinge beobachtet und festgestellt, daß an Sommerkrankheiten verstarben

bei den Reichen	0,27 %
beim Mittelstand	5,00 %
beim Proletariat	94,80 %

Die gleiche Flaschenernährung, die allen in gleichem Maße hätte gefährlich werden sollen, wenn die Säuglingssterblichkeit lediglich eine Sache der Ernährung wäre, wurde tatsächlich dem Proletarierkind 350mal gefährlicher — eben weil es Proletarierkind war.

Überhaupt gibt die Neigung, die Säuglingssterblichkeit lediglich auf das Konto von Verdauungskrankheiten zu setzen, ein völlig schiefes Bild. Brechdurchfall und Magendarmkatarrh sind wohl eine häufige Todesursache, aber keineswegs die ausschließliche.

In Bayern, das eine ungewöhnlich hohe Sterblichkeit der Säuglinge aufweist, starben 1911:

12108 (27,7%) an angeborener Lebensschwäche und Bildungsfehlern,
11180 (25,5%) an Magen- und Darmkrankheiten,
4141 (9,5%) an Brechdurchfall.

Von 62,7% der überhaupt gestorbenen Säuglinge waren also fast die Hälfte nicht an Verdauungskrankheiten zugrunde gegangen.

In Charlottenburg kamen von 100 Säuglingssterbefällen in der Zeit von 1912 bis 1920 auf:

Verdauungskrankheiten, Bildungsfehler angeb. Lebensschwäche und	28,32	(1916: 30,18, 1919: 33,33)
Magendarm-Kat., Brechdurchfall	14,87	
Lungenentzündung	10,85.	

Etwa dasselbe Verhältnis läßt sich aus den Berichten zahlreicher Säuglingsheime, Krippen usw. nachweisen; es starben dort durchschnittlich 40—45% der Säuglinge an Lebensschwäche.

In Sachsen starben:

	Säuglinge überhaupt	an angeborener Lebensschwäche
1915:	14069	2179 (14%)
1918:	7103	1437 (20%).

Bei der angeborenen Lebensschwäche handelt es sich um eine Erscheinung, die in der Hauptsache auf soziale Mißstände zurückgeht und die zu vermeiden gewesen wäre, wenn es den schwangeren Müttern nicht an der erforderlichen Nahrung, Pflege und Schonung gefehlt hätte.

Vielfach ist die geschwächte Lebenskraft der Neugeborenen bedingt durch geschlechtliche Erkrankungen der Eltern. Der Krieg hat eine ungeheure Verseuchung des Volkes mit sich gebracht.

So sagt der Berliner Frauenarzt Dr. Loeser, daß nach seinen Untersuchungen in Deutschland nach dem Kriege auf eine Million Neugeborener mindestens 40000 Kinder mit angeborener Syphilis kommen. Mindestens jedes 25. Kind ist also von Geburt an syphilitisch behaftet. Für die Berliner Säuglinge hat sich die Sterbenswahrscheinlichkeit infolge Syphilis von 2,90% im Jahre 1913 auf 4,19% im Jahre 1919 erhöht.

Im ganzen sieht das Bild der Säuglingssterblichkeit in Berlin nach Maßgabe der letzten Statistiken wie folgt aus:

	Lebendgeborene	Gestorbene bis 1 Jahr (ohne Totgeborene)
1913:	40846	5607 (13,7%)
1919:	27829	3613 (13,0%).

Von 1914 bis 1918 ist eine Abnahme der Geburtenziffer um 32% gegenüber 1910/13 zu verzeichnen. Nach aufsteigenden Zahlen geordnet ergibt sich für die letztverflossenen Jahre folgende Gefährdungsskala in Promilleziffern für die Berliner Säuglinge:

1916:	118,99	1917:	147,77
1915:	131,72	1914:	152,48
1913:	135,71	1919:	153,45
1918:	147,41		

Leider fehlen alle Angaben über die Verteilung der Sterblichkeitsziffern nach sozialen Gesichtspunkten, doch ist sicher, daß das Proletariat die übergroße Menge der Opfer liefert.

Dafür hat Peller auf dem Naturforscherkongreß in Wien den Einfluß der Lebensbedingungen der Mutter während der Schwangerschaft auf die Körperbeschaffenheit und Lebenstüchtigkeit der Neugeborenen ziffernmäßig dargestellt. Unter Berücksichtigung der andern maßgebenden Faktoren, des Alters der Mutter, des Geschlechts des Kindes und der Zahl der vorhergegangenen Schwangerschaften, verglich er Gewicht und Längenmaße von 5500 Neugeborenen, deren Mütter ver-

schiedenen Gesellschaftsklassen angehörten. Mehr als 600 dieser Kinder waren von Müttern der reichen Gesellschaftsschichten in Sanatorien geboren worden; bei den in den Kliniken geborenen Kindern unterschied man zwischen ehelichen und unehelichen, sowie zwischen jenen, deren Mütter sich mehr als eine Woche vor der Geburt in der Klinik aufgehalten hatten, den sogenannten Hausschwangeren, und jenen, deren Mütter unmittelbar vor der Geburt die Klinik aufgesucht hatten, den Nichthausschwangeren. Am günstigsten standen die Sanatoriumkinder mit höchstem Gewicht und größter Lebenstüchtigkeit. Ihnen folgten die unehelichen Hausschwangerenkinder, meist von jungen, kräftigen Mädchen geboren; sodann die ehelichen Klinikkinder und zuletzt die unehelichen Klinikkinder von Mädchen, die kein Heim hatten. Es ist klar, daß sich die kräftigeren Kinder sicherer im Lebenskampfe behaupten werden als die schwächlichen, denen die entkräftete Mutter keinen hohen Fonds an Lebenskraft mitgeben konnte.

In diesem Zusammenhange muß auch der von Hamburger beobachtete Parallelismus zwischen Geburtenhäufigkeit und Kindersterblichkeit betrachtet und bewertet werden. Dr. Hamburger hat bei 1042 Arbeiterfrauen festgestellt, wie oft jede von ihnen geboren hatte. Es ergab sich, daß ihnen mehr als die Hälfte aller Kinder durch den Tod entrissen worden war, bevor diese das 16. Lebensjahr erreichten, und daß die Verluste mit zunehmender Geburtenziffer stiegen: bei Ehen mit 2 bis 3 Kindern starben ca. $33^1/_3$%, bei Ehen mit 5 Kindern 40%, bei Ehen mit 7 Kindern 46% usw. Daraus schloß Hamburger, daß hohe Geburtenhäufigkeit, wie sie namentlich im Proletariat vorkommt, die Kindersterblichkeit begünstigt.

Ganz ähnlich fand Henneberg in:

98	Familien	mit	0— 5	Kindern	38%	Gesamtsterblichkeit
302	„	„	5—18	„	42,3%	„
93	„	„	10—18	„	50%	„

Tugendreich veröffentlicht in „Krankheit und soziale Lage" folgende interessante Statistik:

	In Familien, darin geboren wurden							
	1—3 Kinder		4—5 Kinder		6 und mehr Kinder		Summa	
	Stadt	Land	Stadt	Land	Stadt	Land	Stadt	Land
starben Kinder im Alter von 1—4 Jahren pro 100 Lebendgeborene nach Abzug der im 1. Lebensjahr Gestorbenen:								
bei den Reichen	3,7	1,4	3,1	2,5	6,7	3,3	5,2	2,8
bei Wohlhabenden	5,4	4,2	9,1	4,5	10,3	5,6	9,4	5,2
bei weniger Wohlhabenden	5,6	3,1	8,7	5,1	11,0	7,2	10,3	6,4
bei Armen ..	7,4	4,9	8,8	6,1	12,1	7,5	11,5	7,1

Unverkennbar eine direkte Beeinflussung der Sterblichkeit auch der Kleinkinder durch die Kinderzahl, und zwar in Stadt und Land.

Allerdings hat die Ansicht Hamburgers Widerspruch erfahren, besonders Dr. Geißler hat bei seinem Versuch einer Gegenbeweisführung auf den Landbezirk Zittau verwiesen, der trotz niedriger ehelicher Fruchtbarkeit eine äußerst ungünstige Sterblichkeitsziffer aufweist. Dieses Faktum spricht indes eher für Hamburger als gegen ihn. Bei dem notorischen Weberelend in der Oberlausitz ist es sehr wahrscheinlich, daß die geringe eheliche Fruchtbarkeit durch dieselbe Degeneration und physische Erschöpfung verschuldet ist, die auch den lebendgeborenen Kindern schon das Todesmal aufdrückt. Daß zahlreiche, rasch aufeinanderfolgende Geburten den Körper der Mutter so zu schwächen vermögen, daß diese gar nicht mehr imstande ist, lebensfähige Kinder zur Welt zu bringen, bedarf nach all dem, was über Ernährung und Lebenshaltung der Proletarierin gesagt ist, keines Beweises mehr.

Hamburgers Behauptung wird überdies ausdrücklich durch

Digitized by Google

eine von Reiter und Helm an 1000 Rostocker Familien vorgenommene Beobachtung bestätigt. Sie teilten die Familien in zwei Gruppen ein: 500 mit unter, 500 mit über 3000 M. Friedenseinkommen, und verfolgten die Entwicklung der Kinder bis zur Erreichung des 16. Lebensjahres. Resultat: Höhere Geburtenzahl bei der Mutter geht parallel mit größerer Sterblichkeit der Kinder. Je mehr Kinder in der einzelnen Gebürtigkeitsklasse festgestellt wurden, desto ungünstiger wurde durch sie die Sterblichkeitsstatistik dieser Klasse beeinflußt. Auch der Einfluß der Einkommenshöhe war in bestimmten Berufsklassen, in denen zwei deutlich verschiedene Schichten auftraten, unverkennbar. Hamburger behält also recht mit seiner Behauptung: daß die gesteigerte Fruchtbarkeit des Schoßes der proletarischen Mutter nur den Kirchhofsacker segnet.

Zum Schluß noch ein Wort über die Wirkungen des Krieges und der Kriegsfolgen auf die Säuglingssterblichkeit. Sie lassen sich in ihrem ganzen Umfange noch nicht übersehen und kommen sicher nicht entfernt in den Ziffern der Statistik zum Ausdruck. Doch soviel steht fest, daß sie ungeheuerlich sind. Die starke Unterernährung der Schwangeren, der große Mangel an Milch, die teilweise enorme Zunahme der Frauenerwerbsarbeit, die in der Munitionsindustrie unter besonders unhygienischen Verhältnissen geleistet wurde, alle diese Faktoren haben auf die während des Kriegs zum Leben erwachte Generation eine geradezu mörderische Wirkung gehabt. Nach dem Frieden von Versailles hat man von gewisser Seite mit sehr geräuschvoller Demagogie besonders die von Frankreich verlangte Ablieferung der Milchkühe für das Massensterben der Säuglinge verantwortlich gemacht. Dieser Ausfall an Milch kommt jedoch für den Gesamtbedarf kaum ernsthaft in Betracht. Überdies entzieht die deutsche Bourgeoisie, die sich in Konditoreien und Restaurants tagaus tagein an Milchkaffee, Kuchen, Schlagsahne, Schokolade und anderen Leckereien ergötzt, der Säuglingsernährung ungleich größere Mengen

Milch, Zucker usw., als die Reparationsforderungen des Friedensvertrags. Und wenn schon die Urheber dieses Friedens eine Schuld trifft, nun wohl! — wieviel größer erst muß die Schuld der Urheber des Krieges sein?!

Lauter noch als die Ziffern der Säuglingssterblichkeit schreien ihnen die Sterblichkeitstabellen der zwei- bis fünfjährigen Kinder die Anklage auf Mord ins Gesicht.

Alter	Sterbeziffer in den Jahren					
Jahre	1913	1914	1915	1916	1917	1918
1—2	29,5	28,6	34,6	33,9	34,3	52,3
2—3	10,8	10,8	14,9	13,8	16,1	22,9
3—4	7,0	6,9	9,9	9,0	10,1	14,8
4—5	5,1	5,3	7,4	6,7	7,3	10,4

	Sterbeziffer, wenn die des Jahres 1913 gleich 100 gesetzt wird					
1—2	100	96,8	117,2	115,0	116,1	177,4
2—3	100	100,5	137,9	128,2	149,5	212,5
3—4	100	99,3	142,3	128,9	144,3	211,8
4—5	100	104,0	144,9	131,7	143,7	203,8

Altersjahr	Überlebende des nebenstehenden Altersjahres					
	1913	1914	1915	1916	1917	1918
1	10000	10000	10000	10000	10000	10000
2	9706	9718	9660	9667	9663	9490
3	9601	9613	9517	9534	9508	9275
4	9534	9546	9419	9448	9412	9140
5	9486	9496	9349	9384	9344	9045

	Gestorben					
1	—	—	—	—	—	—
2	294	282	340	333	337	510
3	105	105	143	133	155	215
4	67	67	98	86	96	135
	48	50	70	64	68	95

Digitized by Google

Die Sterbeziffer des zweiten Lebensjahres war im Jahre 1913 gleich 29,5, im Jahre 1918 dagegen 52,3. Während also im Friedensjahr 1913 von 1000 im zweiten Lebensjahr befindlichen Kindern noch nicht 30 starben, sind im Jahre 1918 von ebensovielen Kindern 52 gestorben.

Die Sterbeziffer des dritten Lebensjahres war im Jahre 1913 gleich 10,8, 1918 dagegen 22,9. Die Sterbeziffer des vierten Lebensjahres ist in dieser Zeitspanne von 7,0 auf 14,8 und die Sterbeziffer des fünften Lebensjahres von 5,1 auf 10,4 angestiegen. Die Sterbeziffern der vier Altersjahre sind demnach der Reihe nach 1918 um 77, 112, 112 und 104 v. H. höher gewesen als 1913. Überblickt man die Sterblichkeit der ersten fünf Lebensjahre von 1914 und 1918, so ergibt sich eine Steigerung von 25% in Hessen, 30% in Lübeck, 34% in Sachsen-Meiningen, 36% in Anhalt, 47% in Mecklenburg-Schwerin. Die Sterblichkeit der 5—10jährigen erhöhte sich in denselben Jahren um 96% in Preußen, 124% in Hessen, 128% in Mecklenburg-Schwerin, 158% in Sachsen-Altenburg. Kinder im Alter von 5—15 Jahren starben in Preußen 1914: 25730, 1918: 50391, in Mecklenburg-Schwerin 1914: 360, 1918: 819.

Opfer fallen hier,
Weder Lamm, noch Stier —
Aber Menschenopfer unerhört...

Für die nächsten Jahre und Jahrzehnte ist eine wesentliche Verbesserung der Sterblichkeitsverhältnisse bei den Neugeborenen in Deutschland nicht zu erwarten. Hunderttausende werden geboren, nur um nach Tagen oder Wochen wieder zu sterben. So vergeudet ein armes Land, ein hungerndes, erschöpftes Volk in einem hoffnungslosen Danaidentum den besten und letzten Teil seiner Kraft, den schönsten Reichtum seiner Lebenswerte.

Der Tod aus der Milchflasche ist ein tragisches Geschick, dem das proletarische Kind erliegt.

Der Tod aus der Schnapsflasche ist ein soziales Verbrechen, das an ihm verübt wird.

„Schwindsucht und Lustseuche," schreibt Prof. Sticker, „richten furchtbare Verheerungen an der Nachkommenschaft an; aber sie sind milde Völkerfeinde im Vergleich zum Alkohol." Diese Erkenntnis deckt sich mit einer Erklärung Darwins: „Durch meine, meines Vaters und meines Großvaters lange Erfahrungen, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstrecken, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß keine Ursache soviel Krankheit, Unglück und Elend hervorruft als der Genuß alkoholischer Getränke."

Man überschaue das Heer seiner verderblichen Wirkungen: er macht das im Mutterleibe vergiftete Kind kränklich, nervenschwach, reizbar, lebensuntüchtig, verhilft ihm zu Störungen der Verdauung, der Sinnestätigkeit, des Wachstums und der Entwicklung, ruft Schwächezustände der Atmungswerkzeuge, der Nervenbahnen, des Gehirns hervor. Stumpfheit und geistige Trägheit bilden sich heraus, mangelnde Auffassungskraft und Gedächtnisschwäche zeigen sich, Nervosität, Kopfschmerzen, Migräne, Hysterie treten auf, Krämpfe und Epilepsie stellen sich ein; allerhand Charakterfehler, Verirrungen des Geschlechtstriebes und verbrecherische Neigungen folgen. Unzählig sind die Formen der Entartung, die der Alkohol erzeugt, und unzählig die Übel und Schädigungen, mit denen sich die mißhandelte Natur an der Unvernunft und Gewissenlosigkeit der Menschen rächt. Unheilschwer reckt sich die zornige Faust Jehovas in das Schicksal der Menschen. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied...

Tatsachen sind harte Dinge, die eine eindringliche Sprache

führen. Gegen die Beweiskraft von Tatsachen sind Argumente von Worten machtlos. Nichts ist auch so rücksichtslos als sie. Lassen wir also die Tatsachen reden, die von der Statistik als beweiskräftigste Ankläger und Zeugen gegen den Alkohol und sein Verhältnis zum Kinde ermittelt worden sind.

Daß die Kindersterblichkeit in Trinkerfamilien größer ist als bei Enthaltsamen und Mäßigen, haben zahlreiche Forscher nachgewiesen.

So hatten nach Laitinen (Finnland):

	Todesfälle auf 100 lebendgeb. Kinder	Fehlgeburten
Enthaltsame	13,45 %	1,07 %
Mäßige	23,17 %	5,26 %
Trinker	32 %	7,11 %

Nach Ruhs (Barmen):

	blieben Kinder am Leben	hatten Fehlgeburten
in nüchternen Familien	74,7 %	8,5 %
in Trinkerfamilien	62,7 %	14 %

Schlesinger (Straßburg) berechnete für:

	Fehlgeburten	frühverstorbene Kinder
nüchterne Familien	4,8 %	30 %
Trinkerfamilien	12,5 %	38,8 %

Sullivan (England) beobachtete trunksüchtige Mütter mit 725 und nüchterne Mütter mit 138 Kindern und stellte fest, daß von den Kindern der ersteren über 55 %, der letzteren nur etwa 30 % vor Ablauf des 2. Lebensjahres verstarben.

Bekannt ist die Feststellung von Demme (Bonn), nach der sich von 57 Kindern aus 10 Trinkerfamilien nur 10 (17,5 %), dagegen von 61 Kindern aus 10 mäßigen Familien 50 (82 %) normal entwickelten.

Endlich eine Statistik von Arrivé:

	Fehlgeburten	Totborene	Früh gestorben	Das 6. Jahr erreichten
Trinkerfamilie (433 Kinder)	11,5%	4,6%	33,5%	50,4%
Mäßige Familie (847 Kinder)	6,6%	2,6%	21,1%	69,7%

Trinker erzeugen also lebensschwache und lebensuntüchtige Geschöpfe. Die Trunksucht der Eltern bedingt eine Schwächung und Vergiftung des Lebenskeimes schon in der Stunde der Zeugung. Und da der Alkohol immer im Gefolge der sozialen Not anzutreffen ist — (der Alkoholismus ist ein soziales Phänomen!) —, leidet insonderheit das Kind der Ärmsten und Schlechtestgestellten unter seinem Fluche.

Wie körperlich, so geistig. Die Erzeugung im Rausch ist nach der Überzeugung vieler Mediziner, besonders Psychiater, die sicherste Ursache der Geistesschwäche und psychischen Minderwertigkeit des Nachwuchses.

So fand Bourneville unter 1000 Idioten Alkoholismus des Vaters in 471, der Mutter in 84, beider in 65 Fällen; insgesamt also in 62% der Fälle den Alkoholismus als Schädiger der Geistesverfassung. Dabei konnte in 57 Fällen mit Sicherheit, in 24 mit Wahrscheinlichkeit Trunkenheit während des Zeugungsaktes nachgewiesen werden. Bei einer anderen Beobachtung ergab sich, daß von 2554 schwachsinnigen, blöden und hysterischen Kindern der Vater in 933, die Mutter in 80, beide in 40 Fällen dem Trunk ergeben waren.

Dahl fand, daß 50—60% der Idioten von trunksüchtigen Eltern abstammen. Hove berechnete 48,3%.

Die Insassen der deutschen Irrenanstalten sollen bis zu 60% Kinder von Trinkern sein.

Nach Kraepelin und Plauts waren von 98 Kindern aus

29 Trinkerfamilien 35,7% krankhaft nervös, 12,2% schwachsinnig, 3% idiotisch und 59% psychisch nicht gesund.

Legrain zählte unter den 814 Nachkommen aus 215 Trinkerfamilien 6,6% früh gehirnkranke, 9,7% moralisch perverse, 20,4% epileptisch-hysterische, 50,3% idiotische und 22,7% geisteskranke; zahlreiche Kinder litten an mehreren Gebrechen.

Demme, dessen Beobachtungen bereits erwähnt wurden, fand in den Trinkerfamilien 10 Idioten, in den mäßigen keinen einzigen. Ferner stellte er fest, daß von 114 Personen 54% schwachsinnig waren infolge Keimzellenvergiftung durch Alkohol, desgl. Bayerthal (Worms) 56%, Legrain (Frankreich) 50,3%, Leubuscher (Meiningen) 40%, Koller (Appenzell) 30%, Wilker (nach Schularztberichten) in Leipzig 16,9%, Bonn 20,6%, Hamburg 28,9%, Berlin 29%, Straßburg 30% usf.

Bezzola (Schweiz) erbrachte an den Zeugungsdaten von 8000 schwachsinnigen Kindern den Nachweis, daß während der Weinernte allein soviel Idioten erzeugt werden als sonst im ganzen Jahr.

Helenius berichtet aus Norwegen, daß dort die Trunksucht stark zunahm und die Zahl der Idioten um 150% stieg, als 1816 das Branntweinbrennen freigegeben wurde. Als später jedoch der Schnapskonsum wieder abnahm, sank auch die Zahl der Idioten um 16% (bis 1815), obwohl die Bevölkerung um 14% gestiegen war.

Trinker erzeugen auch Epileptiker, wie folgende Nachweise ergeben:

Ärzte	Untersuchte Personen	Trinkereltern
Mönkemöller	161	24,2%
Bleuler	—	70%
Jödicke	309	31,9%
Martin	83	72%
Eine Züricher Statistik	369	46%

Für den Zusammenhang zwischen Alkohol und Tuberkulose liefert v. Bunge in seinen sehr gründlichen Untersuchungen folgenden Nachweis:

Alkoholkonsum des Vaters	Zahl der Fälle	Tuberkulose bei den Kindern
		% der Fälle
nicht gewohnheitsmäßig	149	8,7
gewohnheitsmäßig mäßig	169	10,7
gewohnheitsmäßig unmäßig	67	16,4
Säufer	60	21,7

Weiter setzen Trinker vielfach Gebrechliche, Krüppel und Sieche in die Welt, die der Allgemeinheit zur Last fallen. So stellten als Alkoholbelastung fest: Demme von 61 Fällen Veitstanz 31%, König von 70 Fällen zentraler Kinderlähmung 23%, Bourneville von 22 Fällen Wasserkopf 81%, v. Bunge von 60 Fällen Geisteskrankheit 25%. Eine erschütternde Liste schrecklichen Elends in trockenen Zahlen!

Welch ungeheuer großen Anteil der Alkoholismus an den Ursachen jugendlicher Verwahrlosung und Abwegigkeit hat, mag man in späteren Kapiteln nachlesen.

Hier sei nur noch registriert, wie sich nach Konstatierungen der wissenschaftlichen Beobachtung das Laster der Trunksucht von den Erzeugern auf die Nachkommen vererbt. Es hatten trunksüchtige Eltern nach Beobachtungen von

	Personen	%
Koller (Zürich)	—	34,4
Kern	1500	50,3
Chrothers (Amerika)	4400	70,0
Baer (Preußen)	8306	22,5
Baer (Bayern)	1503	34,6

	Personen	%
Anton (Graz)	—	59,0
Legrain (Frankreich)	814	40,8
Mönkemöller	53	45,3

Elend über Elend! Und doch nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der unübersehbaren Fülle der Verwüstungen, die der Alkohol in Verbindung mit Krankheit, Not, Entartung und Vertierung über die Menschheit ausschüttet. Krankenhäuser und Spitäler, Fürsorgeanstalten, Gefängnisse, Zuchthäuser und Irrenhäuser bestätigen durch grauenhaftes Tatsachenmaterial tausendfältig die Beweiskraft und den furchtbaren Ernst der statistischen Ziffern.

Nun wird freilich auch in wohlhabenden Kreisen Alkohol in reichlichen Mengen konsumiert, so daß der Einwand naheliegt: die durch den Alkoholismus bewirkten Schädigungen an Körper und Geist treffen nicht bloß die proletarische Jugend! Nun wohl — die zahlreichen Trottel und Mißgeburten aller Art aus wohlhabenden Familien beweisen, daß die Natur eine harte, aber demokratische Vergelterin ist. Doch damit ist's nicht abgetan. In der heutigen Gesellschaft, in der das Geld die alles beherrschende Macht ist, vermag der reiche Kretin durch seinen Reichtum alle Mängel seines Körpers und Geistes auszugleichen; wir sehen komplette Idioten in hohen Staatsstellungen, als Inhaber großer Werke, als Repräsentanten und Nutznießer bedeutender Institutionen, obwohl ihre persönlichen Leistungen gleich Null sind. Das Geld arbeitet für sie. Der Arme aber kann das Geld nicht für sich arbeiten lassen. Er ist auf seine Hände, seinen Kopf, seine Gesundheit, sein Wissen und Können angewiesen. Versagt er, so bleibt er im Wettlauf des Lebens zurück, kommt zu spät, hat keinen Erfolg, erleidet Nachteile und Verluste, geht vor der Zeit zugrunde. Der Alkohol, der ihn schwächt und lähmt, ist sein tückischer Feind. Ein viel gefährlicherer Feind als

dem Reichen. Der Alkoholismus, diesem nur ein Schönheitsfehler, wird ihm zum Verderben, dem er rasch und völlig erliegt.

Wo nicht Keimvergiftung durch Alkohol die körperliche und geistige Minderwertigkeit bewirkt, schafft sie vielfach der **Alkoholgenuß**. Auch unter den Kindern gibt es schon leistungsfähige Wein-, Bier- und Schnapskonsumenten. Die Natur rächt sich an ihnen, indem sie die Köpfe mit dem Dummenbeutel schlägt. Was sich bei Erwachsenen nach Alkoholgenuß beobachten läßt: die verwirrten Sinne, die schwere Zunge, die herabgesetzten Gehirnfunktionen — muß sich naturgemäß beim Kinde, dessen zarter Organismus auf jeden Reiz stärker reagiert, in erhöhtem Maße einstellen. Und öfterer oder gar gewohnheitsmäßiger Alkoholgenuß muß ungleich größere Verwüstungen an Körper und Geist anrichten. Den Lehrern, die das Geistesleben der Kinder täglich beobachten, fielen diese Zusammenhänge zuerst auf. Um sicher zu gehen, nahmen sie die Statistik zu Hilfe. Sie ermittelten durch Umfrage, welche Kinder mehr oder weniger Alkohol genossen, und verglichen damit die Schulleistungen und Zensuren der Kinder. Das Ergebnis war: zwischen Alkoholgenuß und **verminderter Geistesfähigkeit** besteht unverkennbar ein ursächlicher Zusammenhang. Hier ein paar Beispiele als Belege dafür:

Schuldirektor Bayer fand bei 591 Knaben und Mädchen einer Wiener Volksschule:

	es hatten in Leistungen		
es tranken Alkohol	gut	genügend	schlecht
niemals (134 Kinder)	41,8 %	49,2 %	9 %
gelegentlich (164 Kinder)	34,2 %	56,7 %	9,1 %
täglich (219 Kinder)	27,9 %	58,4 %	13,7 %
täglich zweimal (71 Kinder)	23,9 %	57,8 %	18,3 %
täglich dreimal (3 Kinder)	—	33,3 %	66,7 %

R. Hecker stellte an 4652 Kindern Münchener Volksschulen fest:

es tranken Alkohol	sehr gut	es hatten in Leistungen gut	genügend	schlecht
niemals (638 Kinder)	16,3%	51,3%	29,7%	2,7%
gelegentlich (1380 K.)	12,3%	52 %	33,3%	2,4%
täglich (1926 Kinder)	9,7%	51,7%	35,6%	3 %
tägl. zweimal (659 K.)	10,7%	54,3%	31 %	4 %
tägl. öfter (211 K.)	4,3%	43,3%	48 %	4,4%

Wilker machte in Zella St. Blasii an 529 Knaben der Bürgerschule folgende Feststellungen:

es tranken Alkohol	es hatten in Leistungen gut	genügend	schlecht
niemals (55 Knaben)	32,7%	50 %	16,3%
gelegentlich (451 Knaben)	22,6%	56,1%	21,2%
täglich (23 Knaben)	13 %	56,5%	30,4%

Ebenso bei 544 Mädchen derselben Schule:

niemals (44 Mädchen)	43,1%	45,4%	11,3%
gelegentlich (462 Mädchen)	39,6%	45 %	15,3%
täglich (38 Mädchen)	31,5%	44,7%	23,6%

Weiter beobachtete Wilker an 243 Knaben der Bürgerschule in Gotha:

es tranken Alkohol	es hatten in Leistungen gut	genügend	schlecht
niemals (43 Knaben)	23,2%	26 %	7 %
gelegentlich (175 Knaben)	34,2%	54,8%	10,8%
täglich (25 Knaben)	12 %	80 %	8 %

Und bei 324 Mädchen ebenda:

niemals (71 Mädchen)	25,3%	52,1%	22,5%
gelegentlich (234 Mädchen)	23 %	64,5%	12,3%
täglich (19 Mädchen)	10,5%	68,4%	21 %

Der Holländische Verein abstinenter Lehrer stellte bei 1790 Kindern fest:

niemals (453 Kinder)	34,6%	48,8%	16,6%
gelegentlich (1262 Kinder)	23,6%	52,8%	23,6%
täglich (75 Kinder)	14,7%	40 %	45,3%

Die Anzahl der statistischen Nachweise ließe sich vermehren, aber es könnte nur immer wieder die Feststellung wiederholt werden: daß mit zunehmendem Alkoholgenuß eine zunehmende Schwächung der Kapazität und Herabsetzung der geistigen Leistungsfähigkeit parallel geht.

Zum Schluß sei noch eine Statistik von Zelle aus dem Kreise Lötzen, dem dunkelsten Teile Masurens mit starkem Schnapskonsum, erwähnt. Dort hatten 1913 getrunken:

Bier von	7172 Schülern	5532	(76%)
Grog von	5487 „	2934	(53%)
Schnaps von	6708 „	1686	(25%)

„Zu Zehntausenden, die getötet werden," sagt Herbert Spencer, „zähle man Hunderttausende, die mit schwächlicher Gesundheit weiterleben und Millionen, die mit einem Körper aufwachsen, der nicht so stark ist wie er sein sollte, und man wird eine Ahnung von dem Fluche haben, mit dem Eltern, die die Gesetze des Lebens nicht kennen, ihre Nachkommen belasten." Der Fluch heißt Alkoholismus, Lebensuntüchtigkeit, hundertfaches Elend, und am schwersten und bittersten keucht unter ihm das proletarische Kind.

Heimatlos und ohne Heim

Poeten singen vom Kindheitsparadies.

Dem Proletarierkinde ist es ein Land Nirgendwo.

Was könnte ihm Paradies sein?

Heimat, Haus, Garten, Wälder, Hecken, Wiesengründe, Spielplätze ....

Es war das Erziehungsideal der jungen bürgerlichen Klasse, daß der heranwachsende Mensch, ehe er den Fuß in die große

Welt setzte, vertraut gemacht sein sollte mit dem Grund und Boden, dem er erwuchs, dem heimatlichen Dorfe, dem väterlichen Hause, dem elterlichen Garten.

Nichts war der traditionellen Vorstellungswelt des Bürgertums selbstverständlicher als daß jeder rechtschaffene Mensch seine Heimat, sein Vaterhaus, seine Scholle, seine letzte Zuflucht habe. Selbst der Ärmste verfügte über ein Fetzchen Land, ein Hüttchen, ein paar Tiere, „eine Kleinigkeit, an die er sein Herz hängen konnte". Oft waren die Besitztitel über viele Generationen hinweg aus grauer Vorzeit überkommen. Auch Beruf und Gewerbe bildeten häufig ein Stück Erbteil und Tradition. Sie nährten ihren Mann redlich und auskömmlich, verliehen gesellschaftliche Achtung und Würde, verbürgten im Daseinskampfe eine sichere Position. Die tägliche Pflichterfüllung erfuhr durch das Bewußtsein, Eigenes zu schaffen und zu mehren, wie durch den Vorteil individueller Bewegungsfreiheit, der sich aus Besitz und Selbständigkeit ergab, eine angenehme Würze. Der Familienverband mit engen und herzlichen Beziehungen sorgte, daß der Fonds an Gefühlswerten nicht versiegte. Und nach der Jahre Arbeit und Mühe winkte ein beschauliches Rentnertum, ein behagliches Ausruhen auf dem Altenteil, den Lebensabend im Kreise der Kinder und Enkel vergoldend.

In diesem friedlich-harmonischen Gleichmaß verlief das Leben der Kleinbürger — verläuft es vielfach noch heute.

Wie anders steht das Proletariat da! Ihm sind all diese Werte und Besitztümer leere Begriffe geworden. Fürs erste entbehrt seine Existenz der Seßhaftigkeit und Bodenständigkeit. Der Proletarier ist fast immer ein Fremdling, ein Zugezogener in dem Orte und in der Gegend, wo er lebt und schafft. Eines Tages war er da, hergespült von einer Welle, die ihn hier absetzte; eines Tages wird er wieder fort sein. „Seine Heimat ist die Welt. Er ist ein Allerweltsmensch. Er hat den Erdgeruch verloren, die Konkretheit eingebüßt. Kaum,

daß er noch die besondere Sprache bewahrt. Und auch diese verliert er." (Sombart) Er hat kein Haus, keinen Hof; oft nicht einmal einen eigenen Herd. Seine Habe geht auf einen Handkarren, vielleicht gar in ein armseliges Bündel, das man am Stocke über der Achsel trägt. Wand an Wand mit hundert Familien, in Mietkasernen, die hoch zum Himmel emporragen, in kahlen, öden Straßen, deren Name ihm gleichgültig ist, haust er. Er ist ganz arm, lebt von heute zu morgen, aus der Hand in den Mund. Einen bestimmten Beruf, der ihn befriedigen könnte, treibt er nicht. Lernte er wirklich ein Handwerk, so kann er es nicht ausüben, weil ihm die Mittel zur Selbständigkeit fehlten. Nun rackert und tagelöhnert er in der Fabrik. In tausendfältiger Wiederholung mechanischer Handgriffe, deren grausame Monotonie alle Gefühlsbande zerreißt, erschöpft sich seine Kraft. Dabei sind ihm der karge Lohn, die lange Arbeitszeit und die soziale Niedrigkeit seiner Stellung noch nicht das Bedrückendste. Viel schlimmer ist die Unsicherheit der Existenz. Täglich, stündlich ist er abhängig vom Zufall, ein Spielball der Laune seines Vorgesetzten. Wie ein Damoklesschwert an dünnem Faden hängt über ihm das Schicksal der Arbeitslosigkeit. Trifft es ihn, dann muß er weiter wandern. Die Straße, den Ort, das Land verlassen. Dieser ewige Wechsel der Arbeitsstätte zerstört jeden Beginn materieller und ideeller Konsolidation. Das bißchen Hausrat wird ruiniert, die paar Spargroschen werden aufgezehrt, neue Aufwendungen sind unumgänglich. Dreimal umgezogen, sagt der Volksmund, ist so gut wie einmal abgebrannt. Dauernde Freundschaften können nicht entstehen, die Bande der Familienverwandtschaft werden immer lockerer. Der Stammbaum ist meist beim Vater schon, spätestens beim Großvater zu Ende. „Arme Leute haben keine Ahnen." Die Beziehungen zur Natur erschöpfen sich in den flüchtigen Eindrücken von ein paar Sonntagsausflügen. Er fühlt sich heimatlos, ruhelos, enterbt, um das Glück betrogen, von Gott und Welt verlassen.

Grau in Grau malt sich sein Leben. Kein Ausblick, daß es besser werde; daß es die Kinder wenigstens einmal besser haben werden. Kein Hoffnungsstrahl in dieser Öde des Daseins. Kein Ende der Pein. Ach, und das Furchtbarste ... der Gedanke an das Alter ...

Nach einer Berechnung aus der Vorkriegszeit wechselten in Deutschland alljährlich etwa vier Millionen Menschen ihren Wohnsitz. Die Zahl der umgezogenen Personen betrug 1899 in Breslau 194602, Hamburg 212783; in Hamborn, dem großen rheinischen Industrieort, zogen bei 106990 Bewohnern 1911/12 nicht weniger als 37601 Personen zu und 32240 Personen ab. Das Statistische Landesamt Bayerns stellte durch eine Untersuchung fest, daß von der 1900 in Bayern gezählten und hier auch gebürtigen Bevölkerung, die 5870000 Menschen umfaßte, rund 2800000 (mehr als 40 %) außerhalb ihrer Geburtsgemeinde wohnten. Aus den Bezirksämtern waren 43,6 % der Münchener und 39,6 % der Nürnberger Bewohnerschaft ausgewandert; die ortsgebürtige Bevölkerung betrug in München 36,1 %, in Nürnberg 40,2 %. In der Zeit von 1885 bis 1905 sind aus den 12 ländlichen Kreisen des Regierungsbezirks Wiesbaden 61493 Menschen mehr aus- als eingewandert. Von der Einwohnerschaft Wiesbadens stammten 29423 aus der Provinz Hessen-Nassau. In der Provinz Pommern sind in den Jahren 1895 bis 1900 aus den ländlichen Kreisen 96000 Menschen abgewandert, von 1900 bis 1905 rund 62300, in 10 Jahren also 155000. Nach einer Berechnung des Reichsstatistischen Amtes unter Zugrundelegung des Quittungskartenaustausches der Invaliditäts-Versicherungs-Anstalten für das Jahr 1909 verlor Schlesien 101066 Personen, Ostpreußen 75500, Posen 74325, Westpreußen 65480, Anhalt 51600.

Wo sind aber diese Menschen geblieben? Wohin sind sie gegangen? In die Großstädte und Industriegebiete. Nahm doch allein Berlin im genannten Jahre 119930, die Provinz Bran-

denburg 115150 Personen auf. Berlin wuchs in zehn Jahren um fast eine halbe Million Bewohner ohne die Vororte. Recht erheblich ist auch der Wanderungsgewinn der Rheinprovinz mit 96050, der Hansastädte mit 56900, Westfalens mit 38000 und Hessen-Nassaus mit 37430. Die Bewohnerschaft Gelsenkirchens — um eins der augenfälligsten Beispiele zu nennen — vermehrte sich in fünf Jahren von 35000 auf 185000. Welche Unruhe und Unstetigkeit, welche Heimatlosigkeit spricht aus diesen Zahlen! Die Flut einer ungeheuren Völkerwanderung schickt ihr Wogen und Rauschen aus diesen Zahlen an unser Ohr. Wir sehen im Geiste Menschenströme ziehen und wandern — landauf, landab; sehen sie kommen und gehen, bepackt und beladen mit Kisten und Kasten, armseligen Hausrat schleppend und schreiende Kinder nach sich ziehend; sehen die schmutzigen und dumpfen IV. Klasse-Wagen der Eisenbahn, vollgepfropft von Menschen; die Trupps der Sachsengänger, wie sie auf Stationen und Bahnsteigen um ihre Habseligkeiten herumliegen; die Elendsbilder der Auswandererstationen, wo eine letzte Hoffnung Ankergrund in ungewisser Ferne sucht... Unablässig treiben die Scharen heimatloser, sorgengepeitschter, erwerbsuchender Menschen hin und her.

Vaterlandslose — hat man einst die Massen gescholten. Heimatlose — könnte man sie besser nennen. Was ist die Heimat dieser Jugend? Ostpreußen, wo sie geboren wurde? Bromberg, wo der Vater als Flößer hauste? Berlin, wohin sie der Strom der Abwandernden trieb? Mitteldeutschland, wo sie als Bergarbeiter landete? Westfalen, wo sie die Schule verließ? Flandern, wo man zwei Jugendjahre dem Kriegswahnsinn opferte? Polen oder Mazedonien? Oder gar Sibirien, die zweite Heimat der Kriegsgefangenen? Heimat ist ihr ein leerer Schall, eine Vision, die sich von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt, von Mietkasernen zu Mietkasernen ändert. Ist ein Klang aus allen Tonarten der Welt; ein Wort aus einer internationalen Sprache. Was ist die

Heimat dem proletarischen Kinde? Ein Nichts, ein toter Landstrich, eine Wüste. Was bietet sie dem Gemüt an Gefühlswerten, der Willensbildung an sittlichen Impulsen? Nichts, nichts!

Wie das moderne Zugvogeltum auf die Jugend wirkt, hat Lehrer Weiskopf in Fürth durch eine Statistik festzuhalten und darzustellen versucht. In seiner von 45 Knaben besuchten Schulklasse wechselten innerhalb vier Schuljahren die Wohnung 11 Schüler einmal, 12 Schüler zweimal, 9 Schüler viermal, je 1 Schüler sechs-, sieben-, acht- und zwölfmal. Von 60 Kindern im ersten Schuljahr waren Ende des vierten Schuljahres nur noch 30 in der gleichen Klasse im gleichen Schulhaus. In den Oberklassen der Fürther Schulen waren kaum 6—10 Schüler, die während ihres siebenjährigen Schulbesuchs nicht umgezogen waren. In anderen Städten liegen die Verhältnisse teilweise noch ungünstiger. So wohnten:

	im Geburtshaus		im Vaterhaus
in Leipzig	2,3 %	Schüler	2,3 %
„ Breslau	12 %	„	2,3 %
„ Gotha (Bezirksschule)	11,1 %	„	14,7 %
„ „ (Bürgerschule)	17,2 %	„	31,0 %
„ „ (Durchschnitt)	13 %	„	19,9 %

Seit Eintritt in die Schule waren in Gotha von 1996 Schülern 612 (30%) nicht umgezogen; dagegen 458 Schüler einmal, 318 zweimal, 231 dreimal, 119 viermal, 64 fünfmal, 25 sechsmal, 20 siebenmal, 5 achtmal, 2 neunmal, 4 zehnmal und öfter. Ein Schüler des 5. Schuljahres hatte es in vier Jahren auf 12 Umzüge gebracht.

Muthesius (Weimar) veranstaltete eine Umfrage, die sich auf 8500 Volksschüler der oberen Schuljahre in einem ländlichen Bezirk mit 69 Schulorten und in den Städten Weimar, Apolda, Jena und Ilmenau erstreckte. Danach wohnten:

	im Geburtshaus	im Vaterhaus	in derselb. Wohnung	in verschied. Wohnungen
auf dem Lande	65%	77%	76%	8%
in der Stadt	14%	26%	37%	35%

In einem auf dem Thüringer Wald gelegenen Bezirke, wo neben Land- und Forstwirtschaft auch Industrie betrieben wird, wohnten:

im Geburtshaus	im Vaterhaus	in derselb. Wohnung	in verschied. Wohnungen
43%	67%	65%	17%

Interessant ist ein Vergleich zwischen den Kindern der ersten und zweiten Bürgerschule in Weimar, also sozial besser gestellten und minderbemittelten Schichten, und weiter zwischen den Kindern Weimars, einer Kleinstadt mit ländlichem Einschlag, und den Kindern des rheinischen Industrieortes Hamborn, der sich in kaum zwei Jahrzehnten von 1000 Einwohnern auf 100000 entwickelt hat. Es wohnten in:

	im Geburtshaus	im Vaterhaus	in derselb. Wohnung	in verschied. Wohnungen
Weimar I	15%	32%	43%	30%
„ II	11%	14%	33%	40%
Hamborn	7%	7%	29%	47%

Je stärker die Industrialisierung der Gegend und die Proletarisierung der Bevölkerung, desto auffälliger das Zigeunertum unter der Arbeiterschaft.

In Berlin schließlich haben 1908 insgesamt 40789, 1909: 37872, 1910 noch 36880 Schulkinder ihre Schule vor vollendeter Schulpflicht vertauscht oder verlassen.

In den Oberklassen der Chemnitzer Volksschulen blieben von durchschnittlich 40 Schülern nur 20—50% im gleichen Klassenverband während des Besuchs der Schule.

Die Nachkriegszeit mag in den äußeren Erscheinungsformen der modernen Völkerwanderung manches geändert haben, schon

weil die große Wohnungsnot den Ortswechsel vielfach verbietet. Aber gerade die Wohnungsnot hat wiederum rückwirkend andere Formen hervorgerufen, in denen sich nun die Binnenwanderung vollzieht. Die Unsicherheit aller Verhältnisse, der schroffe Wechsel der Konjunktionen, die Vernichtung ganzer Industrien, das Aufkommen neuer Erwerbszweige, die ewige Beunruhigung des gesamten Wirtschaftslebens haben die Ursachen des Wohnungswechsels vermehrt und die Unstetigkeit der Bevölkerung verschlimmert.

Besonders haben auch politische Vorgänge dazu beigetragen, das Zugvogeltum zu erhöhen. Allein aus den besetzten Gebieten, aus Schleswig, Oberschlesien, Polen usw. sind Hunderttausende nach dem Innern des Reichs verzogen, besonders nach den großen Städten, die infolgedessen an nie dagewesener Überfüllung leiden. Eine einzige Stadt im Osten, Bromberg, gab im Verlaufe von 1½ Jahren 35000 Bewohner ab, um nur 9000 dafür aufzunehmen. Ferner bewirken politische Unruhen, Streiks usw. eine fortgesetzte Zu- und Abwanderung in hohem Maße. So sind immerzu unübersehbare Scharen von Menschen unterwegs, ohne Wurzelboden, ohne Stetigkeit, ruhelos wandernd, treibend ... heimatlos und ohne Heim.

Denn Heimatlosigkeit bedeutet für unendlich viele dieser Unglücklichen zugleich Wohnungslosigkeit.

Die typische Wohnstätte des modernen Menschen ist das Miethaus. Die typische Behausung des Proletariers die Mietkaserne. In dem Wort Kaserne liegt alles: grau, kahl, unwirtlich, schmutzig, viele Stockwerke hoch, im rohen Backsteinbau, mit trostlosen Fensterfronten, hart an der Straße in eintöniger Reihe, Wand an Wand mit vielen fremden Menschen.

Unter den sozialen Nöten gehört die Wohnungsnot, besonders in den Großstädten, zu den fürchterlichsten und quälendsten. Sie ist eine Quelle unsäglichen und unversieglichen Elends, ein Pfuhl, in dem Krankheit, Siechtum, Schande, La-

Digitized by Google

ster und Verbrechen aufs üppigste gedeihen, eine Brutstätte von Epidemien, Alkoholismus, Verwahrlosung und Verderbnis. Jemand hat gesagt, man könne einen Menschen durch eine schlechte Wohnung töten wie durch eine Axt; vielleicht wird das Bild zutreffender, wenn man sagt: wie durch eine schleichende qualvolle Vergiftung.

Nach den Forderungen der Hygiene soll das Mindestmaß der Bodenfläche für ein Wohnzimmer 16—20, für ein Schlafzimmer 20—25 qm betragen. Der „Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege" hat in seinem „Entwurf zu reichsgesetzlichen Vorschriften zum Schutze des gesunden Wohnens" den Vorschlag gemacht, daß als Schlafraum benutzte Gelasse für jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 5 cbm, für jede ältere Person mindestens 10 cbm Luftraum enthalten solle. Danach müßte eine Wohnung für eine normale Familie von 4—5 Personen 80—100 cbm Luftraum umfassen.

Wie aber sieht es in der Wirklichkeit aus?

Zunächst entsprechen alle Kellerwohnungen und Dachgeschosse ausnahmslos nicht den hygienischen Ansprüchen, ferner fast sämtliche Portierwohnungen und ein großer Teil der Hofwohnungen — Millionen von Menschen, die in diesen Löchern und Höhlen Unterschlupf suchen müssen, kommen hierfür in Betracht. Im Jahre 1900 lebten in Berlin 91000, in Hamburg 43000, in Breslau 15000, in Altona 12000 Menschen in Kellerwohnungen.

Nach Kuczinski gab es in Berlin:

	1875	1912
Kellerwohnungen	21500	30000
Dachwohnungen	20000	200000
Hinterhauswohnungen	37%	45%

Eine Wohnungsenquete der Leipziger Ortskrankenkasse von 1904 ergab, daß 50,5% der Männer und 53,6% der Frauen in Wohnungen lebten, die unter 15 qm Bodenfläche hatten.

Nimmt man als notwendige Mindesthöhe der Aufenthaltsräume 2,85 m an, so bewohnten 35,9% der Männer und 43,2% der Frauen unhygienische Wohnungen. Bei 9,2% der Männer und 12,3% der Frauen betrug die Wohnungshöhe sogar unter 2,50 m.

Die Berliner Polizeiordnung verlangt für Wohnräume eine Mindesthöhe von 2,80 m. Nach einer Enquete der Ortskrankenkasse der Kaufleute und Apotheker, also einer sozial gehobenen Kategorie, blieben 1909 die Wohnungen von 1626 Männern und 1471 Frauen hinter dieser Forderung zurück. Legt man die oben angeführte Bodenfläche als Normalmaß zugrunde, so entsprechen die Wohnungen von 4197 Männern und 3992 Frauen nicht den Anforderungen der Hygiene. In der Enquete dieser Ortskrankenkasse von 1918 heißt es: „Das Wohnungselend Berlins ist so furchtbar, die Zustände sind so schrecklich, daß sie offenbar nur deshalb ertragen werden, weil sich Hunderttausende dieses Elends gar nicht bewußt sind, weil leider auf keinem anderen Gebiete größere Bedürfnislosigkeit herrscht als hier."

Cornet gibt an, daß sich in Berlin in einer besseren, nach neuer Bauordnung gebauten Straße unter 805 Arbeiterwohnungen mit 3383 Einwohnern 58 einzimmerige und 657 zweizimmerige befinden, von denen 302 von mehr als vier Personen bewohnt waren. In 42,75% der Wohnungen fielen auf einen Bewohner durchschnittlich weniger als 20 cbm Luft, in $2^1/_2$% nicht einmal die Hälfte des geforderten Minimums von 20 cbm.

Nach einer Feststellung des Statistischen Amtes der Stadt Berlin gab es Wohnungen in:

	klein (2 Zimmer mit oder ohne Küche)	mittel (3—4 Zimmer)	größer (5—7 Zimmer)	groß (8 und mehr Zimmer)
Zehlendorf	31,62%	28,08%	23,15%	17,12
Wedding	85,79%	12,33%	1,71%	0,17

Bockelmann beschrieb ein von 250 Familien bewohntes Haus in einem Arbeiterviertel. Es heißt da: „Von den Bewohnern leben 17 Frauen in wilder Ehe, 22 sind Dirnen, 4 Frauen sind geschieden. Auf einem Korridor liegen 30 Wohnungen. Die Fensterscheiben sind mehrfach durch Papier, Holz, Tuch ersetzt. Die Zimmer haben rohe Kalkwände, sind gelegentlich auch mit Zeitungen tapeziert. Der Fußboden hat Löcher. Meist haben die Familien nur ein Zimmer, 16 Fuß lang, 10 Fuß breit; die Ausstattung besteht in 1—2 Betten, 1 Paar Stühlen und 1 kleinen Eisenofen. Ein Bett muß für drei bis vier Personen genügen, andere schlafen auf dem Boden, günstigenfalls auf einigen alten Lumpen. Manchmal wohnen 2—3 Familien in einem Raum."

Stadtrat Steinborn hat auf die traurigen Zustände der Portierwohnungen hingewiesen und folgende Schilderungen gegeben: Ein Ehepaar mit zwei Kindern im Alter von zwei und acht Jahren bewohnt einen Raum von ca. 30 cbm Luftinhalt, der seine Belichtung nur durch die Scheiben der nach dem Hof führenden Tür erhält. Der Raum dient zum Wohnen, Schlafen und Kochen; zu lüften ist er nur durch Öffnen der Tür. — Eine Portierfrau, die schwer tuberkulös ist, bewohnt mit zwei Kindern und einer 76jährigen Mutter eine nach dem Hof gelegene Stube von ca. 40 cbm Luftraum und hat nur noch eine kleine Küche außerdem zur Verfügung.

Prof. Weyl schilderte im Berl. Tagbl. einige typische Proletarierhöhlen: In der Togostraße, eine Treppe hoch, im Quergebäude, wird eine Wohnung, aus einer Stube und kleinen Küche bestehend, von zehn Personen, Mann, Frau und acht Kindern im Alter von 3—17 Jahren, bewohnt. Sie haben insgesamt nur drei Betten zur Verfügung. In der Manteuffelstraße dient eine nur $2^1/_2$ m hohe dunkle und feuchte Stube einer an Lungenkatarrh leidenden Frau als Wohnung. An den Fenstern läuft das Wasser herunter. Der Fußboden ist verfault. Die Patientin besitzt als einziges Möbel

ein altes zerlumptes Sofa. Auf diesem schläft sie und muß sich mit ihren Röcken und einem alten Sacke zudecken, da sie Betten nicht besitzt. In der Reichenberger Straße bewohnt eine an Bronchialkatarrh leidende Frau vier Treppen hoch im Seitenflügel mit fünf anderen Personen eine einzige feuchte Stube. Nur drei Betten sind vorhanden, außerdem ein Kinderwagen, der zum Zeitungholen benutzt wird, einige Stühle usw. Der Ehemann hat seit einem Jahre nur stundenweise und vorübergehende Beschäftigung. Daher ist die Not so groß, daß sich häufig nicht einmal ein Stück Brot im Hause befindet.

Dr. Wulff ergänzt, ebenfalls im Berl. Tagbl., das düstere Gemälde durch folgenden Fall: „... der obere Teil der Fenster, der über die ebene Erde des Hofes sich erhebt, ist mit Packpapier vernagelt, damit abends, wenn ein spärliches Petroleumflämmchen den Raum etwas erhellt, die Vorübergehenden nicht hineinschauen können. Nur die Nase nimmt einen atemraubenden Dunst wahr. Als die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, sieht man in der Mitte einen Tisch, der nachts zwei Kindern als Lagerstätte dient, einen einzigen Stuhl, auf dem die Mutter, in eine Ecke gedrückt, die Nacht verbringt, und zwei Bettkäfige, in denen vier andere kleine Kinder schlafen. Kein weiteres Möbelstück befindet sich in dem Raum, und hier verleben sechs Kinder ihre Jugend! Unterhaltung verschaffen ihnen die Ratten, die auch am Tage über den Tisch und die Betten hin- und herjagen. Die Mutter hat die Schwindsucht in vorgeschrittenem Stadium, und schon bei vieren der Kinder ist das Vorhandensein der tödlichen Keime mit Sicherheit festgestellt worden."

Aber nicht nur in Berlin liegen die Wohnverhältnisse so grauenhaft. So waren in München 1907 mehr als 25% aller Wohnungen sogenannte Teilwohnungen, in denen 105510 Menschen hausten. Nicht weniger als 14990 Räume empfingen nur indirektes Licht. In 4455 Fällen mußte ein Abort für fünf und mehr Wohnungen genügen. In Fürth waren

13,7% aller Wohnungen überfüllt; 12,9% der Einzimmerwohnungen, 40,4% der Zweizimmerwohnungen usw. Die Gesamtzahl der fensterlosen, also ganz dunklen oder nur ganz ungenügend belichteten Räume betrug fast 14%. 22 Grundstücke mit 66 Wohnungen und 200 Bewohnern waren ohne eigene Abortanlage, so daß die Bewohner auf Nachbargebäude, Hof und Straße angewiesen waren. „Wer würde es glauben," fragte Sombart vor 15 Jahren, „daß eine ganze Anzahl Menschen bei uns heutigentags in Wohnungen kampiert, die überhaupt kein heizbares Zimmer haben? Und doch belehrt uns die Statistik, daß es deren in Berlin über 15000, in Barmen über 8000 usw. gibt. In den meisten deutschen Großstädten wohnt die Hälfte oder annähernd die Hälfte aller Menschen in Wohnungen, die nicht mehr als ein Zimmer umfassen. Von 1000 Bewohnern nämlich in Barmen 490, Berlin 430, Breslau 409, Chemnitz 551, Dresden 374, Görlitz 462, Halle 429, Königsberg i. P. 505, Magdeburg 454, Plauen i. V. 641. Mehr als zwei Zimmer, darf man annehmen, bewohnt nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der arbeitenden Bevölkerung." Die Ziffern sind heute veraltet — allein in Groß-Berlin sind gegenwärtig mindstens eine Million Menschen verurteilt, je zu vieren in einem einzigen Zimmer zu hausen. Das Proletariat darf die Häuser bauen, die Wohnungen vorrichten, die Räume wohnlich und schön gestalten — aber es darf sie nicht bewohnen.

Wenn man mit der Weitherzigkeit der Reichsstatistik das Zusammenwohnen bis zu fünf Familien in einem Hause noch als „normal" ansieht und erst Grundstücke mit mehr als 20 Wohnungen als „Mietkasernen" bezeichnet, dann hatte 1905 Berlin 39%, Schöneberg 38%, Rixdorf 36%, Breslau 28%, Charlottenburg 25%, Posen 15% Mietkasernen unter allen vorhandenen Häusern. Alle übrigen Großstädte verzeichneten weniger als 10%; Stuttgart, Elberfeld, Frankfurt a. M., Essen, Köln, Lübeck usw. wiesen nach der Statistik

überhaupt keine Mietkasernen auf. Nun muß man die Gassen und Gäßchen von Alt-Frankfurt, die licht- und sonnenlosen Schächte zwischen den Häuserreihen des Kölner Domviertels, die Massenquartiere Essens und die Höfe und Twieden Lübecks, die „malerischen" Hütten an Nürnbergs Mauern kennen, um den grotesken Spott dieser amtlichen Feststellungen zu begreifen und um zu wissen, wie das arme Volk auch da wohnt, wo offiziell keine Mietkasernen existieren. Wenn man nicht die Weitherzigkeit der Reichsstatistik walten läßt und neben den Durchschnittsziffern auch absolute Zahlen und konkrete Verhältnisse berücksichtigt, ergibt sich ein ungleich düstereres Bild von dem Wohnungsjammer der großen Städte und der ärmeren Massen.

So hatten in Berlin bei der letzten Zählung 309 Grundstücke mehr als 200, 159 Grundstücke mehr als 225, 105 mehr als 250, 64 mehr als 275, 106 mehr als 300, 12 mehr als 400, 34 mehr als 500 Bewohner, darunter eins mit 1300! Ein Grundstück in der Weberstraße wies 180 Wohnungen mit 590 Einwohnern, in der Königsberger Straße 142 Wohnungen mit 616 Menschen, am Schlesischen Bahnhof 160 Wohnungen mit 830 Einwohnern auf. Etwa 50% aller Berliner Einwohner lebten in Wohnungen von nur einem heizbaren Zimmer; in manchen Stadtteilen bis zu 70%. Volle 3317 Wohnungen bestanden aus nur einem heizbaren Raum und beherbergten bis zu 14 Bewohnern; 4068 Wohnungen bestanden nur aus einer Küche ohne jeden Nebenraum. 9000 Wohnungen mit Küche hatten je 7 Bewohner und mehr, 3500 je 8 und mehr, 100 sogar 10 und mehr. In Wohnungen von nur einem Wohnraum wurden insgesamt 76000 Personen festgestellt. Von diesen teilten 6300 den Raum noch mit Schlafleuten und Einmietern. In 570 befanden sich außerdem noch Kinder. Insgesamt mußten jahraus jahrein in Berlin rund 600000 Menschen in Wohnungen hausen, bei denen mehr als 5 Personen auf jedes Zimmer kamen.

Die Statistik bezeichnet solche Zimmer als übervölkert, während Böckh in seinem klassischen Werke über die Berliner Wohnungsaufnahme von 1875 bereits eine starke Übervölkerung als vorliegend erachtete, wenn mehr als 4 Personen in einem heizbaren Zimmer untergebracht sind. „Trotz alledem," sagt Tews, „sind in Berlin die Wohnungsverhältnisse für die Arbeiterbevölkerung im allgemeinen nicht schlechter, sondern sogar wesentlich besser als in Dorf und Kleinstadt."

Vor dem Kriege betrug die Durchschnittszahl der auf ein Gebäude kommenden Wohnungen in Lübeck 2,1, Nürnberg 3,5, Essen 3,7, Fürth 4,2, Augsburg 4,3, Altona und Stuttgart 4,5, Halle 4,7, Münden 5,4, Leipzig 6, Dresden 6,6, Breslau 9,3, Berlin 11,9, Charlottenburg 12,1. In Berlin kamen auf ein Grundstück durchschnittlich 75,90 Bewohner.

Infolge des Bauverbots während der Kriegsjahre hat die Übervölkerung der Wohnungen allgemein zugenommen, damit hat sich das Wohnungselend ungeheuer verschärft. Die Menschen müssen immer mehr zusammenrücken, auch diejenigen, die früher schon fast aufeinander hockten. Die große Zunahme der Heiraten und der Zustrom der Flüchtlinge haben den Mangel weiter gesteigert. Dazu kommt die Heizfrage. Selbst wenn mehrere Räume vorhanden sind, wird nur der eine benutzt, der geheizt wird. Also wiederum mehr Ansteckungsgefahr, größere Häufung des Schmutzes, stärkeres Abwohnen der seit vielen Jahren ohnehin nicht vorgerichteten Räume. „Die Einzelheiten des Schreckens," schreibt Graf Keßler, der in seiner „Kinderhölle in Berlin" mehrere solcher Elendsbaracken im Bilde wiedergibt, „sind in jedem dieser Totenhäuser des Berliner Ostens und Nordens, dieser Totenhäuser eines Volkes, die gleichen. In luftloser Enge, in viel zu wenigen Räumen viel zu viele Menschen. Daß vier oder fünf Erwachsene und Kinder durcheinander in einem Zimmer wohnen, ist fast die Regel. Ebenso daß drei oder mehr Menschen in einem Bette schlafen. Das Mobiliar, die Tapeten,

die Wände und Decken sind fast überall in einem Zustande fortgeschrittener Verwahrlosung. Die Wohnung ..., wo die Tapete von den Wänden hängt und die Feuchtigkeit bereits einen Überzug von Schimmel und von Pilzen an der Wand gebildet hat, ist keine Ausnahme; sondern im Gegenteil: diese Verwahrlosung ist die Regel. ... auch diese fürchterliche Spelunke, wo Fußboden, Wände und Decke in der Auflösung begriffen scheinen, ist noch nicht das letzte. Kaum in einer einzigen Wohnung sind alle Scheiben ganz; man sieht von außen in den langen Straßen der Arbeiterviertel ganze Reihen von Fenstern, die bloß mit Pappe oder Holz geflickt sind."

Der kolossale Wohnungsmangel infolge des Krieges hat bewirkt, daß heute ca. eine Million Menschen *in Deutschland ohne Wohnung* sind. In allen Städten sind viele Tausende von Familien teilweise seit Jahren schon bei den Wohnungsämtern vorgemerkt, ohne daß es ihnen möglich wäre, eine Wohnung zu erhalten.

Nach einer Mitteilung des Magistrats von Berlin beträgt die Zahl der Wohnungsuchenden in Groß-Berlin etwa 150000.

In Hamburg sind 16000 Familien ohne Wohnung.

Aus einem Bericht des Leipziger Wohnungsamtes vom Sommer 1921 war zu ersehen, daß in dieser Stadt 9501 Wohnungen fehlten. Unter den Wohnungsuchenden waren allein 2497 Familien mit Kindern, „deren Wohnverhältnisse geprüft und unhaltbar befunden worden sind". Doch wird bemerkt, „daß *auf Jahrzehnte hinaus* damit zu rechnen ist, daß vielen Tausenden Familien in Leipzig ein Unterkommen zu beschaffen *unmöglich* sein wird".

In Gotha gab es Frühjahr 1921 etwa 1700 wohnungsuchende Familien; davon hatten 650 überhaupt keine Wohnung. Sie bewohnten in 350 Fällen mit anderen Familien zusammen eine Wohnung, in 300 Fällen hatten sie den eigenen Hausstand noch nicht gegründet oder aufgelöst. Von den erstgenann-

Digitized by Google

ten 350 mußten 200 sofort eine Wohnung haben, da die von ihnen mitbenutzten Wohnungen stark übervölkert sind. Etwa 600 der 1700 Wohnungssuchenden hatten entweder eine vom hygienischen Standpunkt unbewohnbare oder aber eine für die Kopfzahl der Familie ganz unzulängliche Wohnung.

Diese Ziffern aus nur vier Städten beleuchten die Wohnungsnot, wie sie allenthalben besteht. Im Auftrage der Sozialisierungskommission des Reichstages unternahm J. Noack eine Besichtigungsreise, um die Wohnungsverhältnisse zu studieren; er schreibt darüber in seinem Bericht: „In nur sieben Städten bin ich gewesen, die sich aber nach Zahl und sozialer Zusammensetzung ihrer Bevölkerung voneinander unterscheiden. Auch einige Güter habe ich mir angesehen. Es war eine rechte Elendswoche voll trauriger Eindrücke. Der Krieg hat Deutschland auch dort ruiniert, wo kein Geschütz lärmte, keine Granate explodiert ist. Die schleichende Not hat dem Menschen das Dach über dem Kopfe, Wände und Diele zernagt."

Schmoller sagte einmal bei der Schilderung der Wohnverhältnisse des Fabrikproletariats vor dem Kriege, daß die unteren Schichten dieses Fabrikproletariats durch das Wohnungselend mit zwingender Notwendigkeit auf ein Niveau der Barbarei und Bestialität, der Roheit und des Rowdytums zurücksinken müssen, welches unsre Vorfahren schon seit Jahrhunderten überwunden haben. Unter den heutigen Verhältnissen wissen wir, daß dieser Zustand nicht nur den unteren Schichten, sondern jedem Proletarier droht.

Parallel mit der Zunahme der Wohnungsnot geht die Zunahme des Schlafstellenwesens, eines der schlimmsten sozialen Übel. „Die Schlafstellenvermieter," schreibt Hildegard Böhme, „rekrutieren sich vorwiegend aus den ärmsten Schichten. Die im Wohnraum schon stark beschränkte Familie rückt noch mehr zusammen, gibt womöglich die letzten Betten ab und räumt den Fremden das beste Zimmer ein. Manchmal schlafen

die Kinder mit den Fremden zusammen. Die mangelhaften, feuchten und dunklen Räume werden von der Familie benutzt."

1880 gab es in Berlin 59087 Schlafgänger, die sich auf 32298 Haushaltungen verteilten (15,3%). Eine Haushaltung hatte 34, eine 11, eine 10, 1663 je einen Schlafgänger. 15065 Familien besaßen nur einen heizbaren Raum, gleichwohl hatten 6953 von ihnen noch einen Schlafburschen, 4132 je ein Schlafmädchen, 1790 je zwei männliche, 607 je einen männlichen und einen weiblichen, 721 je zwei weibliche, 357 je drei männliche Schlafgänger. In einem Falle kampierten bei einem mit Kindern reich gesegneten Ehepaar in einem Raume sieben Schlafburschen und ein Schlafmädchen. In einem andern Falle hatte eine Frau in ihrem Wohnraume zehn Schlafburschen. 1885 war die Zahl der Schlafgänger in Berlin auf 84687, 1890 auf 95365 angewachsen. 1895 kamen auf 1000 männliche Personen 77,2, auf ebensoviel weibliche 26 Schlafgänger. Davon waren 39,2% in Wohnungen aufgenommen, die nur aus einem heizbaren Raume bestanden; 50% in Wohnungen mit zwei, 7,7% mit drei und 2,5% mit vier Zimmern. Im ganzen Reiche zählte man 1895 mehr als 5,8 Millionen in anderen Familien lebende Fremde. Sie verteilten sich in Leipzig auf 30%, in Berlin auf 23%, in München auf 31%, in Breslau auf 20,7% der Wohnungen. In Leipzig waren 27137 Kinder dem Einfluß des Schlafgängerunwesens ausgesetzt; 5000 Familien hatten Schlafburschen in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer. Höchstens ein heizbares Zimmer und sechs oder mehr Bewohner gab es nach der Volkszählung von 1900 in Berlin 7060, Hannover 3238, Magdeburg 4501, Charlottenburg 1723, Königsberg i. Pr. 5302, Altona 2001, Halle a. S. 3390, Barmen 4399, Posen 2961. In Chemnitz waren in ca. 5000 Fällen bis zu 13 Personen gezwungen, in je einem Zimmer zu schlafen. In München beherbergten 1907 über 29000 Wohnungen Aftermieter, dabei herrschte bei einem Drittel dieser Wohnungen Bettman-

gel. In Fürth betrug die Zahl der Schlafburschen 64,2% der Untermieter (3,63% der Bevölkerung). Sie hausten vielfach in Wohnungen, die nach der Wohnungs-Instruktion für Mittelfranken wegen ihrer beschränkten Räume nicht einmal für einfache Familien groß genug galten, während über 75% aller Schlafgänger in Wohnungen von höchstens 4 Räumen ihre Unterkunft hatten, in denen immer auf 4 Wohnungen schon 5 Schlafgänger kamen. Der Zugang zu dem Schlafraum erfolgte bei 386 männlichen (18,4%) und 63 weiblichen Schlafgängern (15,5%) durch Schlafräume des anderen Geschlechts.

Das sind höchst ungesunde Zustände, die sehr große sittliche Gefahren in sich bergen.

Die Zentrale für Jugendfürsorge führt in ihrem Jahresbericht von 1912 noch einige besonders krasse Fälle an: Eltern und 4 Söhne haben 2 Zimmer und Küche, beherbergen im zweiten Zimmer zwei Schlafburschen. Ein taubstummes Ehepaar mit 3 gesunden Kindern gibt 2 seiner 4 Betten an Schlafburschen ab; die Sauberkeit der Zimmer-Küchen-Wohnung läßt viel zu wünschen übrig. Eltern, 5 Söhne über, 6 Kinder unter 14 Jahren, haben eine Wohnung aus Stube, Küche und Kammer und vermieten noch an 2 Schlafburschen; für 15 Personen stehen 8 Bettstellen zur Verfügung. Drei Bäckergesellen, die nachts auf Arbeit gehen, wohnen bei einer Familie von vier Köpfen und schlafen tagsüber in deren Betten.

Genug der Zahlen und Tatsachen!

Wißt ihr jetzt, die ihr satt seid und wohlgepflegt, die ihr in schönen Räumen wohnt und die Annehmlichkeiten des „trauten Heims" mit Behagen genießt — wißt ihr jetzt, wie das proletarische Kinderparadies aussieht? Es heißt: kein Heim, kein Obdach, keine Unterkunft haben! Heißt: in Kellern und feuchten Höhlen stecken, Moderluft atmen, Sonne und Licht entbehren, im Schmutz vegetieren, von Ungeziefer geplagt sein. Heißt: den engen, dunklen Wohnungskerker, jeden Fußbreit Boden und jeden Schluck Luft mit modernden,

hustenden, schmutzigen, verlausten und vertierten Menschen teilen müssen! Fürwahr, ein infernalisches Paradies!

Mit Bellamys Helden könnte man in den entsetzlichen Aufschrei einstimmen: „Ich bin auf Golgatha gewesen und habe die Menschheit am Kreuze gesehen! Weiß denn keiner von euch, auf welche Szenen die Sonne und die Sterne dieser Stadt herabblicken? Wißt ihr nicht, daß dicht vor euren Türen eine große Menge Männer, Weiber und Kinder, Fleisch von eurem Fleisch, Blut von eurem Blut, ein Leben lebt, das von der Wiege bis zur Bahre ein einziger Todeskampf ist? Horcht, ihre Wohnungen sind so nahe, daß, wenn ihr euer Lachen etwas dämpft, ihr die schmerzlichen Stimmen hören könnt: das jämmerliche Geschrei der Kleinen, die mit der Muttermilch Armut einsaugen, die heiseren Flüche der Männer, die, im Elend versunken, halb zum Tier geworden sind, das Gejammer der Weiber, die ihren Leib ums Brot verkaufen!, Womit habt ihr eure Ohren verstopft, daß ihr diese klagenden Töne nicht hört? Ich kann nichts anderes mehr hören!"

In der Öde des mutterlosen Haushalts

Irgendeine Mietkaserne ist die sogenannte Heimat des proletarischen Kindes. Die enge, dumpfe Stube sein Aufenthalt. Der kahle Hof sein Ausblick. („Spielen, Hausieren und Musizieren ist verboten! Der Hauswirt.") Die Straße sein Tummelplatz.

Kein Garten mit Blumen, Sandhaufen, Lauben und Spielgeräten. Keine Wiese am Bach. Kein Wald mit seinen lockenden Wundern und Geheimnissen.

Der Vater in der Fabrik. Die Mutter in der Fabrik. Die älteren Geschwister in der Fabrik. Zu Hause Unordnung, Schmutz, Öde. Der Ofen kalt. Der Brotschrank verschlossen. Kein liebes Wort. Keine milde Hand. Es geht in die Schule, da hat es keinen Spielplatz und keinen Garten. Es geht in die

öffentlichen Gärten, da hat es keine Spielplätze, muß korrekt einhergehen, darf nichts abpflücken, keinen Rasen betreten, kaum daß es stehen bleiben darf. „Es geht in sein Haus zurück, das ist ein trostloses Miethaus. Da sind enge Zimmer und dunkle Gänge. Da hängt ein kleines, winziges Himmelsstück über einem kleinen, offenen Raume, den man Hof oder Garten nennt. Da sind rechts und links, oben und unten Menschen, die bei jedem Laut des Kindes zusammenzucken und Ruhe! Ruhe! schreien. Weil sie selber müde und unlustig sind. Und weil sie vergessen haben, was sie selber als Kind gebraucht haben“ (W. Mohr). In dieser Trostlosigkeit bleibt ihm nur die Straße.

Wie unsagbar traurig es um die Pflege und Wartung der proletarischen Jugend bestellt ist, welche ungeheure Vernachlässigung und Verwahrlosung auf diesem Gebiete des häuslichen Pflichtkreises der Frau besteht, bestehen muß, weil die Verhältnisse dazu zwingen, das hat mit wuchtiger Eindringlichkeit eine Untersuchung Dr. Felds über die Kinder der in Fabriken arbeitenden Frauen der erschrockenen Mitwelt vor Augen geführt.

Feld ist durch den großen Crimmitschauer Streik um die Jahreswende 1903/04 angeregt worden, den Arbeitsverhältnissen in der Textilindustrie sein Augenmerk zuzuwenden; besonders war es ihm darum zu tun, die Versorgungs- und Verpflegungsverhältnisse derjenigen Kinder kennen zu lernen und genau festzustellen, deren Mütter sich infolge ihrer Fabrikarbeit nicht selbst um die Beaufsichtigung, Wartung und Erziehung des Nachwuchses kümmern konnten. Er ermittelte nun, daß in den Spinnereien und Webereien Crimmitschaus ca. 2000 Arbeiterinnen tätig waren, und zwar etwa 800 Ledige, 971 Verheiratete, 242 Verwitwete, Getrenntlebende und Geschiedene. Von 1209 für die Zählung in Betracht kommenden Frauen hatten 732 insgesamt 1462 Kinder, während 477 kinderlos waren. Dazu kamen noch Kinder von Ledigen, so daß

die Gesamtzahl der zu versorgenden Kinder 1605 betrug. Von den 1462 Kindern waren 567 (38,8%) noch nicht 6 Jahre alt, 895 (61,2%) standen im Alter von unter 14 Jahren. Die Feststellungen über Art und Umfang der Versorgung dieser Kinder ergaben, daß 39,2% von Großmüttern und 26,5% von fremden Personen (benachbarten Frauen usw.) beaufsichtigt und verpflegt wurden. Das heißt: in zahlreichen Fällen sah die Großmutter, die nicht in demselben Hause, oft nicht einmal in derselben Straße wohnte, nur ab und zu einmal nach dem Rechten; in anderen Fällen gestattete eine entferntere Verwandte oder gutherzige Nachbarin, die selbst einen Haushalt und Kinder zu versorgen hatten, daß die fremden Kinder bei schlechtem Wetter oder wenn sonst die Verhältnisse es geboten, sich in ihrer Wohnung mit aufhalten durften. Von einer wirklichen Überwachung und sorgfältigen Pflege konnte weder so, noch so die Rede sein. Darauf deutet auch schon der Umstand hin, daß diese Versorgung bei 32,2% der Familien ganz unentgeltlich, bei 23,6% gegen eine Vergütung von höchstens 2 M. wöchentlich erfolgte. Dabei war ein Fünftel der auf diese Weise „versorgten" Kinder noch nicht ein Jahr alt, ein Sechstel 2—3 Jahre, fast ein Drittel 4—6 Jahre, ein weiteres Drittel 7—10 Jahre, fast ein Viertel 11—14 Jahre.

Etwas günstiger lagen die Verhältnisse bei den Kindern, die im frühesten Alter sich in „Ziehe" befanden, später „tagsüber Verpflegung" erhielten und erst mit zunehmendem Alter unter „Aufsicht" gestellt wurden, bis sie auch dieser entwuchsen. Aber auch bei ihnen blieb noch unendlich viel zu wünschen übrig; denn bei einem wöchentlichen Verpflegungssatze von 1—3 M. und einem Ziehgelde von 2—4 M., wie sie die Statistik als durchweg üblich feststellte, waren den Aufwendungen für das Wohl des Pfleglings naturgemäß sehr enge Grenzen gezogen. Zumal dann, wenn die Verpflegung, wie hier, noch einen Gewinn für die Pfleger abwerfen sollte. Und wäre die Fürsorge auch die unter solchen Umständen denkbar beste, sie könnte die

von der mütterlichen Liebe und Geduld getragene Pflege im eigenen Heim nie ersetzen.

Während von Verwandten 49,7% der Kinder unter 6 und 31,5% der Kinder von 7—14 Jahren versorgt wurden, befanden sich 39,3% der Kinder unter 6 und 17,2% der Kinder von 7—14 Jahren in fremden Händen. Den Kinderbewahranstalten wurden nur 4,6 resp. 2,6% der Kinder anvertraut. Die geringe Inanspruchnahme dieser Einrichtung ist auffällig. Sie hat ihren Grund darin, daß die Anstalten vielfach von den Wohnungen der Eltern zu weit entfernt liegen, und daß ihre Tore sich den Kindern erst öffnen, wenn die Mütter längst in der Fabrik sind. Auch müssen die Kinder sauber gewaschen und gekleidet in der Anstalt erscheinen, — wer aber soll diese Arbeit besorgen, wenn die Mutter früh schon vor sechs Uhr in die Tretmühle muß, während das Kind noch im Schlummer liegt. Aufgeklärte Arbeiter werden auch von dem frömmelnden und muffigen Geiste abgestoßen, der die meist unter kirchlichem Einfluß stehenden, von privater Wohltätigkeit begründeten Bewahranstalten beherrscht. Zur Kennzeichnung dieses Geistes bestand z. B. in Crimmitschau die unglaubliche Bestimmung, daß unehelichen Kindern — die der Wohltat der Bewahranstalt in erster Linie bedürften — die Aufnahme zu versagen sei. Infolgedessen befanden sich, als Dr. Feld seine Untersuchungen anstellte, 6,3% der unehelichen Kinder von Fabrikarbeiterinnen ohne alle und jede Aufsicht und Pflege.

Dasselbe entsetzliche Los hatten 50% der Kinder von Verwitweten und 30,9% aller Kinder überhaupt. 5,8% der über Tag sich völlig selbst überlassenen Kinder standen in dem zarten Alter von noch nicht einem Jahre. Grausamste Tatsache: Säuglinge in der Wiege Tag für Tag ohne Pflege, ohne Wartung, ohne mütterliche Versorgung! Kein Hauch von Liebe darf sie wärmen, keine zärtliche Hand sie streicheln, kein Mund sie küssen. Niemand, der sie in den Schlaf

wiegt, der ihnen Lieder singt, der mit ihnen lacht; niemand, der sie reinigt, ihnen die Kissen rückt, ihre kleine hungernde Seele durch Spiele und Tändeleien belebt und erquickt. Die Wohnung ist leer und verschlossen. Kein Mensch atmet in ihr außer dem kleinen, hilflosen Wurm. Die Mutter rackert in der Fabrik...

Von den übrigen völlig unversorgten Kindern standen 5,2% im Alter von 2—3, 7,6% im Alter von 4—6, 32% im Alter von 7—10 und 64,6% im Alter von 11—14 Jahren. Auch für sie gab es keine sorgende und behütende Mutterhand den ganzen langen Tag. Kein wohliges Heim, keine traute Häuslichkeit. Und keine Hilfe, keinen Rat in den vielen kleinen Sorgen dieser jungen Jahre. Keinen Beistand bei den Schularbeiten. Keine verständnisvolle Seele, zu der ein übervolles Herz einmal seine Zuflucht nimmt...

Was ist für sie Ordnung? Was verstehen sie unter geregelter Lebensführung? Wer erzieht sie zu Sauberkeit, Pünktlichkeit, ernsthafter Pflichterfüllung? Wie soll ein Kind unter solchen Verhältnissen körperlich gedeihen? Wie soll in dieser liebearmen Sphäre eine Gemütsbildung möglich sein? Und wie eine Erziehung zur Sittlichkeit, zur Willensstärke, zum Charakter.

Sie ist ein Heer früh Enterbter und Ausgestoßener, diese arme Proletarierbrut. In den Ecken und Winkeln kauert und steht sie herum. Bei fremden Leuten sucht sie Unterschlupf. Auf Märkten und Bahnhöfen, in Speichern und Markthallen, am Hafen, in Parks, vor Schaubuden treibt sie sich umher. Wie Blätter, die der Wind zu Haufen zusammentreibt und wieder zerstreut. Wie Sperlinge, die überall und nirgends sind. Die Straße ist ihre Welt...

Die Lehrer klagen über schlechtes Betragen, mangelhaften Fleiß, Schulversäumnisse... Wer ist daran schuld? Etwa die Kinder?

Die Spießbürger schreien über Verwahrlosung und Verrohung der Jugend, und die Pfaffen beklagen die allgemeine

sittliche Verwilderung... Wer trägt die Verantwortung? Etwa jene Unglücklichen, die das Leben zu früh zwischen seine Fäuste nahm?

Die Gerichte brechen den Stab über Unredliche und Unsittliche, die, noch der Schule nicht entwachsen, mit allen Lastern vertraut sind... Wer stieß sie in den Sumpf? Und was habt Ihr, was hast Du getan, um sie zu bewahren? —

Crimmitschau ist nicht der einzige Ort, wo solche Abgründe gähnen. Zwar hat es ein besonders rücksichtsloses Fabrikantentum, und die Ausbeutung, die von ihm geübt wird, steht im Geruche äußerster Schrankenlosigkeit und brutalster Härte. So haben seine sozialen Tatbestände den Charakter von Schulbeispielen angenommen. Doch anderwärts liegen die Verhältnisse nicht besser.

Bei einer Bevölkerung von mehr als 60 Millionen hatte 1907 das Deutsche Reich etwa 31 Millionen weibliche Personen, wovon fast der dritte Teil, nämlich 9492881, auf eigenen Erwerb angewiesen war. Das ist seit 1895 eine Zunahme von 2814519. Von der Gesamtzahl der arbeitenden Frauen war fast die Hälfte (46,2%) Ehefrauen; und ferner gab es 278387 verheiratete Fabrikarbeiterinnen, gegen 1895 eine Zunahme von 97,7%. 2808864 arbeitende Frauen lebten noch in ehelicher Verbindung, die anderen waren verwitwet, verlassen oder geschieden. Zu diesen Frauen gehörten mindestens ebensoviele Kinder im schulpflichtigen Alter. Nach früheren Gewerbeinspektionsberichten betrug die Zahl der unter sechs Jahre alten, von Fabrikarbeiterinnen zu versorgenden Kinder in Oppeln 46,3%, Magdeburg 40,6%, Zittau 44%, Kassel 51,6%, Wiesbaden 51,2%, Gießen 47,5%, Erfurt 48,9%, Hildesheim und Lüneburg 42,3%, im ganzen Reiche durchschnittlich 47,1%.

Ohne jegliche Aufsicht, Wartung und Pflege waren nach den Berichten von 1899 in Liegnitz 13,1%, Kassel 17,4%, Offenbach 13,1%, Magdeburg 18,2% und Darmstadt 26,6%.

Der vierte bis sechste Teil aller Arbeiterinnenkinder hatte also kein Heim, keine Pflege und Erziehung, keine Mutter.

Kaupe schätzte 1914 die Zahl allein der Kleinkinder, deren Mütter erwerbstätig waren, auf 2½ Millionen, darunter solche, denen die Aufsicht fehlte, auf ½ Million.

In Darmstadt mußten von 522 Familien 139 (26,6%) ihre Kinder ohne jede Aufsicht lassen, darunter 50 mit vorschulpflichtigen Kindern.

Von 150 Familien in den Dörfern um Schwetzingen und Mannheim, wo die Frauen vorwiegend in der Tabakindustrie erwerbstätig sind, stellte Diesel fest, daß in 36 Familien die Kinder ohne jede Aufsicht waren; in 7 Familien wurden sie von Schmutz starrend angetroffen. Unter Aufsicht der Großmütter standen die Kinder von 15 Familien, doch war eine dieser Großmütter blind, eine geisteskrank und eine überaus schmutzig. In 100 Familien mußten die Kinder tagsüber die Mutter entbehren. Von den ganz aufsichtslosen Kindern der erwähnten 36 Familien waren in 6 Fällen die Kinder von morgens bis abends eingesperrt, in 3 Fällen mußten sie den ganzen Tag im Bett verbringen. In 5 Fällen wurden die Kinder von anderen Frauen bewacht, doch war von diesen Frauen eine tuberkulös, eine andere sehr unsauber. 2 Familien erhielten ihre Kinder von der Nachbarin ohne Entgelt beaufsichtigt; nur 7 Familien brachten ihre Kinder in die Krippe oder Spielschule.

Im Bezirk Hildesheim-Lüneburg waren nach den Ermittelungen der Gewerbeinspektion 19,5% der noch nicht schulpflichtigen Kinder während der Arbeitszeit der Mutter ohne alle Aufsicht und Pflege.

In Jena hielten sich tagsüber 4384 Kinder in der Küche, 1475 in der Wohnstube, 52 in der Schlafstube, 66 bei fremden Leuten, 57 in einer Anstalt, 52 auf der Straße und 4 im Laden und in der Werkstatt auf.

Je geringer der Verdienst der Mutter und je dürftiger ihre Lebenshaltung, desto weniger Neigung und Möglichkeit besteht für die zwar notwendige, aber doch kostspielige Unterbringung der kleinen Kinder in Anstalten oder private Pflege. Kommt sie, die Vielgeplagte, am Abend aus der Fabrik nach Hause, beginnt für sie die zweite Arbeitsschicht. Der vernachlässigte Haushalt verlangt ihre Kraft. Bei 75%, wie die Crimmitschauer Statistik zeigt, bei 55—75%, wie Dr. Rose Otto in ihrer Untersuchung über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen festgestellt hat, muß er von ihr allein versorgt werden. Für die Kinder, deren verlangende Arme sich ihr entgegenstrecken, bleibt nur ein Bruchteil der Fürsorge und Mühewaltung übrig. Und unter der Last der endlosen Arbeitsplage erstickt gar oft im Mutterherzen selbst die Güte und Liebe...

Aber nicht nur in den Städten, schreibt Dr. Käte Mende, befinden sich Hunderte von Müttern unter dem Zwang, wegen Überlastung mit anderer Arbeit die Pflege ihrer Kinder hintansetzen zu müssen. Die Arbeit der Frau auf dem Lande ist von jeher eine Doppellast gewesen. Legt doch die Wirtschaft in Klein- und Mittelbetrieben der Frau stets eine Fülle von Pflichten auf, die, weil oft räumlich nahe der Häuslichkeit, nicht als außerhäusliche aufgefaßt wurden, aber die Frau an der Pflege der Kinder behinderten. Durch die starke Abwanderung namentlich der Männer in die Städte — ganz besonders während des Krieges, der die Männer ins Feld rief — wurde zudem viel neue Arbeit auf die Frauenschultern gewälzt, die zum Teil auch draußen auf dem Felde lag. Dazu kommt die Not der Frauen, die nicht in der eigenen Wirtschaft, sondern in der Hofarbeit tätig sind, welche sämtliche arbeitsfähigen Familienglieder in den Arbeitsvertrag einschließt. Dadurch fällt auch die Beaufsichtigung der Kleinen durch die größeren Geschwister fort. Die größere Bewegungsfreiheit der Kleinkinder auf der Dorfstraße, auf dem Hofe, in den Ställen, in der Nähe der neuerdings immer mehr angewandten Ma-

Digitized by Google

schinen, zusammen mit der stärkeren Tätigkeit und wohl auch der größeren Sorglosigkeit der Mütter bergen eine Fülle von Gefährdungen, deren Schäden infolge der Abführung möglichst aller Erzeugnisse der Milchwirtschaft an den städtischen Handel noch erhöht werden. Dr. Tugendreich schätzte 1912 die Zahl der Kleinkinder, deren Aufzucht hygienischen und pädagogischen Mindestforderungen nicht genügte, auf $5^1/_2$ Millionen.

Ganz abnorm waren die Zustände während des Krieges, der den Frauen — außer der ihnen sonst zufallenden Tätigkeit — nicht nur die Erwerbsarbeit zuwies, die sonst der Mann für die Erhaltung der Familie leistet, sondern sie auch in ungeheuren Massen für die Kriegs- und Munitionsindustrie heranzog und dort einer beispiellosen körperlichen Ausbeutung und seelischen Zerrüttung unterwarf. In diesen furchtbaren Jahren haben unzählige Proletarierkinder nicht bloß draußen im Felde ihren Vater, sondern auch daheim ihre Mutter verloren.

Hohe Sterblichkeit — Krankheit — Verfall in Stumpfsinn — Straffälligkeit — Verunglückung: das sind die Antworten, womit das Kind auf die Verwahrlosung reagiert. Lehrer beobachten auffällige geistige Versimpelung und sprachliche Verarmung bei Kindern, die sich viel selbst überlassen sind; in Kinderbewahranstalten fand man, daß scheinbar blödsinnige oder taubstumme Kinder ganz normal waren und ihr Zustand nur auf Mangel an Pflege beruhte. Marie Borchers schildert das eingeschlossene Kind, dem daheim jede geistige Pflege gefehlt hat: „Es kommt scheu, verschüchtert, mit mangelhaften Sprachkenntnissen, wenig geübten Sinnen, meist träge und eigensinnig zur Schule. Ihm fehlt die Selbstbelehrung, da es täglich im gleichen Raume seine Zeit zubrachte. Für die Betätigung der Sinne fand es nur wenig Gelegenheit. Für die Wahrnehmungen, die es durch das Fenster mit Auge und Ohr machte, fehlte ihm meist die nötige Erklärung, die dem Kinde hilft, neue Wahrnehmungen in seinem Vorstellungskreis einzuordnen. Es

fehlte diesem Kinde auch die Belehrung durch andere, da es niemand fragen konnte. Darum blieb auch seine Sprachentwicklung zurück. Sein Tätigkeitstrieb erhielt keine Anregung. Es sah niemand daheim an der Arbeit. Es lernt auch nicht, sich mit andern Kindern vertragen. Es hat keine Pflichten zu erfüllen. So fehlen die Grundlagen der sozialen Erziehung. Tatenlos, verängstigt, in sich gekehrt, verbringt das Kind die Lebensjahre, in denen es soviel durch Spiel und Beschäftigung lernen könnte und sollte."

Ungleich erschütternder noch als diese Schilderung wirken die Ziffern der Unglücksfälle, deren Opfer in erster Linie die eingeschlossenen Kleinkinder sind.

Von 100000 der lebenden Bevölkerung Preußens verunglückten tödlich 1913: 40,6, aber von 0—5jährigen Kindern 51,47.

	Preußen	Bayern	Sachsen
Von 100 Gestorb. waren 1—5 Jahre	8,57	7,31	6,44
von 100 Verunglückten waren 1—5 Jahre	13,45	22,18	15,77

Es verunglückten:

von 100 Gestorbenen	2,72	1,85	2,02
von 100 Gestorbenen im Alter von 1—5 Jahren	4,27	5,62	4,94

Die Verhältnisse zwischen Stadt und Land beleuchtet folgende Statistik von Preußen 1907:

Von 100 Gestorbenen (1—5 Jahre) waren verunglückt:

Großstädte (über 100000 Einwohner)	27,9
Land	32,5
Staat im ganzen	31,5

Unter 100 tödlich Verunglückten (0—5 Jahre) waren in:

Digitized by Google

	1913	1909–13
Ostpreußen	19,5	18,6
Westpreußen	19,6	18,1
Brandenburg (ohne Berlin)	12,2	13,0
Westfalen	14,1	15,3
Staat im ganzen	15,5	15,8

Die hauptsächlichsten Todesarten waren in Preußen 1913 bei 0—5jährigen Verunglückten:

Ertrinken	658
Verbrennen und Verbrühen	821
Ersticken	295
im ganzen	2622

Der Anteil der 0—5jährigen betrug an je 100 Verunglückten bei:

		Ostpreußen	Westpreußen
Ertrunkenen	20,2	43,1	40,8
Verbrannten und Verbrühten	54,8	26,6	50,0
Erstickten	34,0	—	—

Wir sehen bei diesen Ziffern im Geiste sich selbst überlassene Kinder, die zu Streichhölzern gelangen und Feuer anstecken, an geheizten Öfen spielen, sich an Kochherden zu schaffen machen, von heißem Wasser überschüttet werden, in Waschwannen stürzen, Gashähne öffnen, zum Fenster hinausklettern und auf die Straße fallen, in Schränken oder Truhen ersticken usw.

„Traurig und höchst bedauernswert ist das Los der kleinen Kinder aus den niedrigen Volksklassen, dem sie bei Entfernung der Eltern nach Broterwerb ausgesetzt sind." Diese Worte stehen in einer preußischen Statistik über Kleinkinderbewahranstalten aus dem Jahre 1852. Sie schließen noch heute — ja heute mehr als damals — ein großes und düsteres Kapitel von Mutternot und Kindeselend ein.

Digitized by Google

In der christlichen Mythe knien die Frommen vor dem Kindlein im Staube, es anzubeten und mit den Ehren eines himmlischen Königtums zu überschütten.

In der Wirklichkeit dieses Lebens tritt die christliche Gesellschaft der Armen Kind, das in Ställen geboren wird und in Krippen gebettet liegt, mit Füßen, reißt ihm die Mutter fort und gibt es rücksichtslos allen Zufälligkeiten, Nöten und Gefahren preis.

Kein Bett, ohne Hemd und Schuhe

Die Füchse haben Gruben, die Vögel haben Nester, ... der Menschen-Sohn aber, der nichts hat, wohin er sein Haupt lege, er wandelt alle Tage unter uns.

Keine Heimat, kein Dach über dem Kopfe, kein Bett ... das Schicksal der Armut ist vieler Steigerungen fähig.

Schon in der Vorkriegszeit fehlte einem erheblichen Teil des proletarischen Nachwuchses die Wohltat einer eigenen und regelmäßigen Schlafstelle. Sei es, daß man in Anbetracht der hohen Wohnungsmieten nicht genügend Räume hatte, um Betten in ausreichender Anzahl aufzustellen, sei es, daß der Erwerb von Betten überhaupt für Unzählige der Armen und Ärmsten unerschwinglich war.

In Berlin stellte Dr. Bernhard fest, daß 33 % der von ihm befragten Kinder in einem Bett allein, 63,5 % zu zweien, 3,4 % zu dreien, 0,1 % zu vieren schliefen. 2 % der Kinder waren mit mehr als 6 Personen in einem Zimmer. In der achten Klasse der 84. Gemeindeschule schliefen von 55 Kindern 16 mit zwei, eins mit drei Personen in demselben Bett. Ebenso in der 8. Gemeindeschule ein Kind mit drei Geschwistern. Dr. Philippsohn berichtet über 200 Kinder, von denen 40 % allein, 60 % mit 1—4 Personen schliefen, und zwar 5 Knaben von 6—13 Jahren mit der Mutter, zwei Mädchen von 6—13 Jahren mit dem Vater, 11 Knaben mit der Schwester und um-

gekehrt, 17 Mädchen mit den Müttern, 8 Knaben mit den Vätern, 29 Mädchen mit Schwestern, 35 Knaben mit Brüdern, 2 Kinder mit Großmüttern und ein Kind mit drei Brüdern und einer Schwester. Der Kontrolleur einer Krankenkasse fand einen 16jährigen an Influenza und Halsentzündung erkrankten Jungen in einer kleinen Stube, wo zwei Betten von vier Personen benutzt wurden. Er selbst teilte sein Bett mit einem Scharlachkranken.

Wenn in München Grieser konstatierte, daß 17000 Personen kein Bett haben, so handelt es sich dabei sicher meist um Kinder. „Das Bett," sagt er, „erhält der Untermieter oder Schlafgänger (deren im 15. und 16. Bezirk ein Sechstel aller Wohnungen beherbergt); die Familienmitglieder richten sich auf dem Fußboden eine Lagerstätte her." Dabei wohnen in den Arbeitervierteln 52—57 % der Bevölkerung in ein- bis zweiräumigen Wohnungen.

In Magdeburg stellte der Schularztbericht 1907/08 fest, daß von 703 Kindern aller Stufen 39,2 % allein, 58 % zu zweien, 2,4 % zu dreien und 0,3 % zu vieren im Bett schliefen.

In Stuttgart hatten 1904 von 10100 Volksschülern mehr als die Hälfte (56,9 %) kein Bett für sich allein.

Aus einer Statistik des Kölner Wöchnerinnen-Asyl-Vereins über die Wohnungsverhältnisse der Familien der in seiner Anstalt behandelten Wöchnerinnen und über die jenen zur Verfügung stehende Zahl von Betten ergibt sich, daß neun Zehntel der in Betracht kommenden Familien in unzureichenden Wohnungen, viele aber unter den denkbar elendesten Verhältnissen wohnten und schliefen. Von den 738 gezählten Familien hatten 64 ein einziges, 432 zwei, 211 drei, 27 vier, und 4 fünf Zimmer. Betten waren vorhanden: ein einziges Bett für 69 Familien von drei Köpfen, für 16 Familien von vier Köpfen und je einmal für Familien von fünf, sechs, sieben und acht Köpfen. Insgesamt hatten 214 Familien nur ein einziges Bett. Zwei

Betten hatten 321 Familien, darunter 42 Familien von fünf Köpfen, 16 Familien von sechs, 3 Familien von sieben und eine von acht Köpfen. Drei Betten hatten u. a. 16 Familien von sieben, 9 Familien von acht, 5 Familien von neun und eine Familie von zehn Köpfen. Vier Betten hatten 5 Familien von neun, 5 von zehn und eine von elf Köpfen. In allen Fällen kommt noch das Neugeborene hinzu. Aber auch ohne dies kommen in 194 Fällen auf ein Bett mehr als zwei Personen, darunter in 115 Fällen drei und mehr, bis zu acht Personen!

Dem „Naturarzt" schrieb ein Volksschullehrer: „Von meinen 50 Schülerinnen schlief die Mehrzahl, etwa 32, mit den Eltern zusammen; 11 zu je 3, 4 zu je 4 in einem Bette. In einem Falle lagen 5 in einem Bette. In einer Familie fand ich in einem Bett 4 Kinder, von denen ein Mädchen, meine kleine blasse Schülerin, schwer lungenkrank war. In der Nacht hustete das Kind so stark, daß es die anderen Geschwister im Schlafe störte. Eine verdorbene übelriechende Luft, wie sie in diesem Raume herrschte, mußte Gift für die kranke Lunge des Kindes sein. Am Heiligabend starb das Kind im Krankenhause. An demselben Tage gebar die Mutter einen Knaben, der ebenfalls im Säuglingsalter starb. In dieser Familie kamen 30 Pf. Tagesverdienst auf den einzelnen Kopf."

Noch grausiger ist das Elendsbild, das ein Krankenkontrolleur von einer Hofwohnung in Berlin schildert: Die Wohnung besteht aus Stube (4 m lang, 3,60 m breit, 3 m hoch) und Küche. Die Luft ist fast unerträglich, der Fußboden ohne Farbe und schwarz von Schmutz. Lumpen und Abfälle lagen in den Ecken. In der Stube schlafen sieben Personen. Auf dem Sofa, auf dem ein Strohsack liegt, und das durch zwei davorstehende Stühle verbreitert ist, schlafen vier Knaben, je zwei nebeneinander, mit einem leichten Bett ohne Bezug zugedeckt, während in dem einen Bett Mann und Frau liegen. In einem Kinderwagen liegt ein Kind von vier Wochen, an Tuberkulose erkrankt. Es schreit Tag und Nacht, die Geschwi-

ster fahren den Wagen, an Pflege fehlt es gänzlich. Der Mann ist an Rheumatismus erkrankt und arbeitsunfähig. Die Frau näht in der Küche Säcke, um Brot zu verdienen.

Aus Fürth berichtete Lehrer Weiskopf, daß von 60 sieben- bis neunjährigen Knaben seiner Klasse nur 14 allein im Bett schliefen, darunter waren neun Waisenhauskinder. Es muß, wie Weiskopf sarkastisch meinte, ein Kind erst Waise sein, um ein Bett für sich zu haben. Die übrigen 46 Knaben genossen die Wohltat eines bequemen Nachtlagers und einer ungestörten Nachtruhe nicht. Es schliefen sechs Knaben beim Vater, sechs bei der Mutter, 15 bei den Brüdern, drei bei Schwestern bis zu acht Jahren, sechs bei Schwestern bis zu 14 Jahren, zwei bei Schwestern von über 14 Jahren, vier bei sonstigen Hausgenossen; zwei Knaben schliefen mit Brüdern zu dreien, einer mit Bruder und Schwester, und einer — der schwächste und kleinste — zu vieren, nämlich mit zwei Schwestern und einem Bruder.

In Danzig ergab eine Untersuchung über 578 Kleinkinder aus 426 Familien:

ungeteilt genügende Schlafstätten hatten	276 Kinder
„ ungenügende „	33 „
es schliefen zu zweien	202 „
„ „ „ dreien	44 „
„ „ „ vieren	18 „
„ „ „ fünfen	5 „

Es waren also genügend: 47,7%, ungenügend 52,3% der Schlafstätten. Von den Kindern mit ungeteilten aber ungenügenden Schlafstätten schliefen 26 auf zusammengestellten Stühlen, 6 auf dem Fußboden, 1 auf dem Strohsack an der Erde. Von den Kindern mit genügenden Schlafstätten, die sie nicht mit anderen teilen mußten, schliefen im Bett nur 37, auf dem Sofa 14, im Wagen 52, in der Wiege 8, im Korb 3, auf einer Matratze 2.

Digitized by Google

Eine Untersuchung in Remscheid 1916 umfaßte 71 Familien mit 105 Kindern. Davon hatten

genügende Schlafstätten	18 %
ungenügende "	82 %
es schliefen allein	20,9 %
" " zu zweien	52,3 %
" " zu dreien	26,8 %

Mit einem Erwachsenen zusammen schliefen 26, mit 2 Erwachsenen zusammen 2, mit einem Erwachsenen und einem Kind 15, mit einem Kind zusammen 22, mit zwei Kindern zusammen 11; zweimal schliefen 2 Kinder zusammen in einem Wagen, in 5 Fällen blieb unbekannt, mit wem die Kinder schliefen, 22 Kinder schliefen allein.

Diese ungünstigen Verhältnisse sind nicht bloß auf die Großstädte beschränkt. In kleinen Städten, selbst auf dem Lande, besonders wo infolge industrieller Entwicklung die Wohnungsmieten rasch gestiegen sind, liegen sie nicht oder kaum besser.

So ermittelte in Menden, einer kleinen Stadt bei Iserlohn, Lehrer Michel, daß nur 11,67 % der Kinder ein Bett für sich allein hatten; 6,67 % schliefen beim Vater, 8,33 % bei der Mutter, 45 % bei Geschwistern gleichen, 8,33 % bei Geschwistern des andern Geschlechts, 3,33 % bei sonstigen Hausgenossen; 15 % benutzten das Bett zu dreien, 1,67 % gar zu vieren.

In den Dörfern um Schwetzingen in Baden, wo starke Zigarrenindustrie herrscht, machte Diesel bei 150 Familien folgende Feststellungen: 82mal schlief ein Kind mit der Mutter, 47mal mit dem Vater. In 42 Fällen konnte die Trennung der Geschlechter nicht durchgeführt werden. In 88 Fällen schliefen Gesunde mit Kranken, darunter mit sieben an Tuberkulose Erkrankten zusammen.

Im Waldenburger Bergrevier (Schlesien) bilden zwei Betten in der Regel die einzige brauchbare Schlafgelegenheit für

die Familie. Sie sind für Vater und Mutter. Und wo schlafen die Kinder? Als Antwort wird auf einen Haufen Lumpen in einem Winkel der Stube gedeutet. Dort verbringen die sechs, sieben oder mehr die Nacht.

Wer denkt da nicht an Nexös Pelle der Eroberer, wo Lasse von einem Besuche bei dem kindergesegneten Bruder berichtet: „Na, hier ist ja ein Segen Gottes an Kindern! sagte Lasse, indem er sich umsah. Da lagen drei in der Bettbank unterm Fenster, zwei kleinere an dem einen Ende und ein langer zwölfjähriger Junge an dem andern; seine schwarzen Füße guckten zwischen den Köpfen der kleinen Mädchen hervor. Außerdem waren Lagerstätten auf Stühlen, in einem alten Backtrog und auf dem bloßen Fußboden aufgemacht. Alles war von den schlafenden Kindern in Anspruch genommen ...“ Das düstere Elendsbild, von vielen als dichterisch übertriebene Ausnahme gewertet, ist allnächtlich leider tausend- und abertausendfältige Wirklichkeit. Besonders heute, inmitten der aufs höchste gesteigerten Schrecken der Nachkriegszeit! Aus der Menge des hierüber vorliegenden statistischen Materials seien nur einige besonders gravierende Konstatierungen wiedergegeben.

So wurde in München ermittelt, daß 40—50% der Schulkinder kein einziges Bett hatten. Eine im September 1920 von Fürsorgeschwestern angestellte Erhebung bei 305 unbemittelten Familien mit 2800 Personen ergab, daß nur 2051 Betten vorhanden waren. 1329 Schlafgelegenheiten waren mehr oder weniger vollständig; 141 Betten waren unüberzogen; in 565 Fällen diente ein Sofa, eine Matratze, ein Strohsack oder dergleichen als regelmäßige Schlafstätte; 14 Personen hatten überhaupt kein Lager. Es fehlten 1430 Matratzen (51%), 744 Deckbetten (26%), in 133 Fällen gab es keinerlei Zudecke.

Auf der Tagung „Das Münchner Kind nach dem Kriege“ 11.—14. Januar 1921 in München berichtete Oberschwester Woerner: „Gesundheitlich besonders schwerwiegend ist der

Digitized by Google

Mangel an Bettwäsche, namentlich an Bettüchern in 45% aller Fälle. Schon heute ist mit Sicherheit auszurechnen, daß in den nächsten Jahren in der ärmeren Bevölkerung kaum noch brauchbare Bettwäsche zu finden sein dürfte. Auch Ungeziefer und besonders Wanzen nehmen mehr und mehr zu und sind bei der Verwahrlosung der Kleinwohnungen, selbst in reinlichen Familien, nicht mehr auszurotten. So zieht manche Familie ihrem gänzlich zerfressenen Bett den Fußboden vor. Wegen der unerschwinglichen Bettenpreise müssen die Kinder in dem für Infektionen anfälligsten Alter zusammenschlafen oder sie liegen viel zu lange mit verkrümmten Gliedern in zu klein gewordenem Säuglingskorb. So fanden wir noch ein 6jähriges in einem Waschkorb, 3 und 4jährige in Reisekoffern, 1 Einjähriges in einer Hutschachtel."

Von den Schulkindern in Jena schliefen 2406 in einem besonderen Bett, 3041 hatten kein eigenes Bett. In Apolda, wo die Verhältnisse — wie in ganz Thüringen — eher schlechter als besser liegen, wird über den schädlichen Einfluß des Zusammenschlafens von Kindern geklagt.

In Passau hatten von ca. 3000 Kindern 857 kein eigenes Bett.

Im Erzgebirge findet man nach zuverlässigen Berichten in 80% der Haushaltungen kein Bettuch über dem lose in der Bettlade liegenden Strohsack, die Bettwäsche ist zerschlissen, durch Kriegswaschmittel verdorben oder fehlt ganz. Ein eigenes Bett für das Kind gilt als Seltenheit und Luxus.

Von Berlin sagt Graf Keßler in seiner „Kinderhölle": „Wäsche, auch Bettwäsche ist überall eine Seltenheit. In Betten, die für drei oder vier Kinder als Lagerstatt dienen, besteht der nackte Bezug oft nur noch aus Lumpen."

Die Folgen solcher Zustände sind in jeder Hinsicht erschreckend. Ein Kind, das nachts sechs, acht oder zehn Stunden auf unbequemer Lagerstätte liegt, beengt, gekrümmt, in Bewegung und Atmung behindert, neben weinenden, hustenden, schwit-

zenden oder schnarchenden Bettgenossen, vielleicht in dunstiger Kammer, in überfüllter Schlafstube und an lärmvoller Straße, kann am Morgen nicht ausgeschlafen haben und durch die Nachtruhe gestärkt und erquickt sein. Es fühlt sich übernächtig, abgeschlagen, ist unlustig zu Spiel und Arbeit, leidet an Blutarmut und Stoffwechselstörungen, wird empfänglich für Infektionskrankheiten und bleibt im Wachstum zurück. In der Schule gehört es zu den schwachen, müden — die Lehrer sagen: trägen — Kindern. Das Zusammenschlafen leistet der Übertragung von Krankheiten, besonders von Masern, Scharlach, Diphtherie, Tuberkulose usw. in hohem Maße Vorschub. Auf der erwähnten Münchner Tagung wies Oberarzt Husler auf die starke Zunahme der erworbenen Kontaktsyphilis beim Kinde hin, meist eine Folge des Zusammenschlafens und des zu engen Beisammenwohnens. Ganz zu schweigen von den Gefahren, die dem Kinde — besonders aus dem Zusammenschlafen mit erwachsenen oder im Pubertätsalter befindlichen Personen — in moralischer Hinsicht erwachsen. Hier wird die Familie in zahllosen Fällen zu einer Brutstätte der Unzucht und schlimmsten sittlichen Verderbnis.

Kein Bett zu haben ist aber nur eine Seite des Elendsbildes. Eine andere heißt: kein Hemd, keine Kleider, keine Schuhe haben. Tausende, viele Tausende Proletarierkinder sind ohne Hemd und Schuhe, ohne genügende Wäsche, ohne ausreichende warme Kleidung. Zu einer Zeit, da die Mode der Bourgeoisie sich in einem bisher nie gekannten Luxus überbietet, die Reichen sich in Seide und Brokat, herrlichste Spitzen und kostbarste Pelze hüllen, entbehrt der Nachwuchs der Armen und Ärmsten buchstäblich des armseligsten Fetzens, der seine Blöße deckt. Welch ein Wahnsinn!

Der Stadtrat von Dessau stellte fest, daß ein Drittel der Volksschulkinder so gut wie gar keine Unterwäsche hatte oder nur Lappen. 40% der Kinder, besonders Mädchen, waren völlig verlaust.

In Glatz wurde konstatiert, daß von 1842 Volksschulkindern 940 noch zwei ganze Hemden hatten, 446 nur ein Hemd, 129 gar kein Hemd; 489 hatten zwei Paar ganze Strümpfe, 703 ein Paar, 297 überhaupt keine Strümpfe; 669 hatten weder einen Mantel noch eine warme Jacke, 147 nur Holzschuhe oder Stoffschuhe (Patschen), 21 überhaupt keine Schuhe.

In neun Schulen von Kaiserslautern waren von 8214 Kindern 2784 mittelmäßig, 917 schlecht angezogen, 8 besaßen kein einziges Hemd, 220 nur ein Hemd, 345 hatten keinerlei warme Unterkleider, 438 keine Schuhe, 169 sehr schlechte Schuhe.

In einer Schule in Sonneberg waren von 920 Kindern 138 mangelhaft bekleidet, 67 besaßen kein Schuhwerk. In einer anderen Schule dieser Stadt waren von 1343 Kindern 530 schlecht mit Kleidern versorgt und 398 hatten keine Schuhe.

In einem Bericht des Gesundheitsamtes der Stadt Berlin vom 9. April 1921 heißt es: „Die Kleidung der Kinder, vorwiegend die Unterkleidung, ist in einem erbarmungswürdigen Zustande. In manchen Schulen hatte kein Kind ein ganzes Hemd an, vielfach waren aus alten Decken, Gardinen u. dgl. in der dürftigsten Weise Kleidungsstücke zusammengeflickt. Auch Verlausung und Schmutzkrankheiten (Krätze, Pockenflechte usw.) sind in erschreckender Weise verbreitet." Ähnlich schreibt Graf Keßler in seiner „Kinderhölle von Berlin": „Die Leibwäsche fehlt in zahlreichen Fällen fast völlig. Ebenso, namentlich bei den Kindern, Schuhzeug und warme Kleidung. Die (photographierten) Kinder eines Klempnermeisters, die keine Wäsche, keine Socken, keine Schuhe besitzen, und von denen das kleine in der Wiege sitzende fast nackt war, sind nicht etwa Ausnahmefälle, sondern durchaus normale Berliner Erscheinungen. Es gibt Kinder, die, weil sie überhaupt keine Wäsche, keine Schuhe, keine Kleidung irgendwelcher Art besitzen, nur in Tüchern gehüllt über die Straße getragen werden können! Selten sind Handtücher und Seife. Reinlichkeit ist in den früher so

peinlich sauberen Berliner Arbeiterfamilien ein Luxus geworden, um den sie mit Verzweiflung ringen müssen. Ergreifend ist, wie trotzdem fast überall dieser Kampf geführt wird und wie über dem durchbrechenden Elend in so vielen dieser traurigen Zimmer ein falscher, schmerzlicher Schimmer früherer Sauberkeit und Behaglichkeit fortbesteht."

In einem Bericht des Ministeriums für Volksbildung in Thüringen über die Not der Schuljugend heißt es: „Der Mangel an Wäsche, Kleidung und Schuhwerk macht sich überall bemerkbar. Da vielfach alle Mittel durch die Anschaffung von Lebensmitteln aufgezehrt werden, bleibt zumeist nichts für die Anschaffung für Wäsche, Kleidung und Schuhwerk. Nach den übereinstimmenden Berichten ist es keine Seltenheit, daß Kinder nur ein oder überhaupt kein Hemd haben. Im Gebiet Sondershausen hat es sich bei den schulärztlichen Untersuchungen gezeigt, daß in vielen Fällen bei den Schulkindern der Zustand der Hemden ein ganz trostloser ist."

Kinder, die vom Schularzt untersucht oder beim Eintritt in ein Ferien- oder Erholungsheim einer Musterung unterzogen wurden, hatten — nach Berichten aus vielen Städten und Gebieten — nur in den seltensten Fällen ein brauchbares Wäschestück auf dem Körper. „Man sieht Knaben, die mit Mädchenhosen bekleidet sind, Kinder, die Frauenhemden auf dem Leibe tragen; und vielfach ist diese Wäsche in einem so schlechten Zustande, daß man kaum noch von Lumpen sprechen kann."

In einer ganzen Anzahl von Schulen wurde festgestellt, daß 40—50% der Kinder nur ein einziges Hemd hatten.

In Passau versäumten im Oktober 1920 von ca. 3000 Schulkindern 359 die Schule, weil sie keine warme Kleidung, und 324 die Kirche, weil sie keinen Sonntagsanzug hatten; 524 Kinder waren ganz arm an Wäsche, 661 ganz arm an Strümpfen.

In den höheren Schulen weigern sich die Kinder oft, sich

zu entkleiden, weil sie vollständig zerrissene Unterwäsche haben; aus demselben Grunde erscheinen die Kranken vielfach nicht zur ärztlichen Untersuchung.

Wie groß die Not in den badischen Städten ist, geht aus einem Bericht aus Pforzheim hervor. Dort wurden Fälle bekannt, in denen Kinder monatelang ihre Hemden auf dem Körper trugen, weil sie keine zum Wechseln besitzen. Im Sommer gehen zwei Drittel bis vier Fünftel der Kinder barfuß, und im Winter haben viele nur Pantoffeln. Wintermäntel besitzen die wenigsten Kinder. Vielen Frauen fehlt selbst das notwendigste Material wie Garn und sonstiges Nähgerät, um die zerrissene Kleidung und Wäsche wieder auszubessern. Die Not ist so groß, daß oft die Kranken nackt in städtische Krankenhäuser eingeliefert werden und für die Säuglinge nur Papierwindeln vorhanden sind.

Auch die Anstalten haben schwer unter dem Mangel an Wäsche, besonders an Bettwäsche zu leiden. So war der Rekonvaleszenten-Verein in Elberfeld gezwungen, ein Schlafhaus, in dem immer 48 besonders schwächliche und blutarme Kinder auch des Nachts in der gesunden, frischen Waldluft bleiben konnten, zu schließen, weil es am allernotwendigsten fehlte; viele Anstalten befinden sich in der gleichen Lage.

In einer Gemeindeschule Berlins fand man unter 650 Kindern 161, die keine Schuhe besaßen, 142 waren ohne Mantel oder warme Überkleider, 305 ohne Wäsche oder hatten nur elende Lumpen auf dem Leibe. Bei 370 gab es daheim während der kalten Jahreszeit keinen geheizten Raum, 341 waren ohne einen Tropfen Milch all die Jahre schon, bei 106 konnten die Eltern nicht einmal die offiziellen Lebensmittelrationen kaufen.

In einer Düsseldorfer Schule wurde durch Stichproben festgestellt, daß von 620 Kindern 50 Kinder nur einen, meist ziemlich zerlumpten Anzug hatten, 40 hatten nur ein Hemd, 124 nur ein Paar, teilweise sehr mangelhafte Strümpfe, 8 hat-

ten überhaupt keine Strümpfe, 40 keine Schuhe, 180 ein Paar, die meist sehr defekt waren.

Das Statistische Amt in Nürnberg teilt in seinem Bericht vom 6. Mai 1921 mit, daß von 46638 Schulkindern 16,8% keine Schuhe hatten.

Aus Freiberg i. Sa. liegen über die Bekleidungsnot in der IV. Bürgerschule folgende Angaben vom 15. Oktober 1920 vor: Von 328 Kindern besaßen 27 gar keine, 42 ganz schlechte Schuhe, nur ein brauchbares Hemd hatten 29 Kinder.

Nach einem Bericht aus München waren mindestens 75% der Schulkinder ungenügend mit Schuhwerk versorgt; 30 bis 40% kamen im Winter 1919 sogar bei Schneegestöber barfuß in die Schule.

Das sind nur einige Beispiele aus der unübersehbaren Fülle menschlichen Elends. Dieses Elend in statistischen Ziffern zu erfassen, ist überhaupt nicht möglich, einmal, weil unzählige Familien in falscher Scham ihren Mangel zu verbergen suchen, sodann, weil die herrschende Gesellschaft in instinktiver oder bewußter Erkenntnis ihrer Schuld an einer völligen Erfassung und Feststellung des Elends kein Interesse hat. So bleiben alle positiven Angaben weit hinter dem Bilde der Wirklichkeit zurück. Einer, der mitten in dem Elend steht und es tagtäglich vor Augen hat, ein Schulleiter in Mittelfrohna in Sachsen, gibt von seinem Umfange — wenn wir nur an die Schuh- und Kleidernot der Kinder denken — folgende summarische Schilderung: „Bei den Untersuchungen, Wägungen und Messungen der Kinder und auch im Unterricht habe ich die bittere Beobachtung machen müssen, daß die Bekleidung vieler Kinder in solch traurigem Zustande ist, daß sie nicht mehr menschenwürdig genannt werden kann. Mehrere Kinder kamen ohne Hemden zur Untersuchung, darunter auch größere Mädchen; sie waren nur mit zerrissenem Leibchen und Rock bekleidet, Mädchen, die in zwei Jahren die Schule verlassen sollen. Mehrere Kinder, Knaben und Mädchen, trugen als Hemd

eine vom Vater oder Bruder abgelegte und zerrissene blaue Arbeitsbluse, die so kurz war, daß die Kinder nicht wagten, Rock und Hose fallen zu lassen. Dem Zustande nach mußten diese Wäschestücke monatelang am Körper gewesen sein. Bei verschiedenen Kindern waren Hemd, Unterhose, Rock, Hose und Jackett nur Kleiderfetzen mit vielen kleinen und großen Löchern, aus allerhand farbigen Stoffen zusammengesetzt. Schuhe besaßen die wenigsten Kinder. Sie trugen sogar im Winter leichte selbstangefertigte Stoffschuhe oder liefen in Holzpantoffeln. Die Möglichkeit, bei durchnäßter Fußbekleidung das Schuhwerk zu wechseln, fehlte vollständig. Ja, es kam sogar vor, daß Kinder bei naßkalter Witterung nicht zur Quäkerspeisung kommen konnten, weil es ihnen an passender Fußbekleidung fehlte."

Die Not der Ärmsten schreit zum Himmel.

Sie schreit den Triumph dieser gepriesenen Kultur uns allen in die Ohren: Proletarier bauen Häuser und ihre Kinder haben kein Dach über dem Kopfe, Proletarier weben Tuch und ihre Kinder gehen in Lumpen, Proletarier spinnen Leinwand und ihre Kinder haben elende Fetzen auf dem Leibe, Proletarier fertigen Schuhe an und ihre Kinder gehen barfuß durch den Schnee ...

Arm sein heißt krank sein

In der ärztlichen Wissenschaft ringt eine Auffassung um Anerkennung, die in der Erkenntnis gipfelt, daß Entstehung und Verlauf der Krankheiten von sozialen Bedingungen abhängig sind, unter denen die Menschen leben. Sei es, daß diese sozialen Bedingungen — das Milieu — Krankheiten direkt hervorrufen, sei es, daß sie ihre Entstehung und Verbreitung begünstigen.

Daß bestimmte Berufe und Verrichtungen ganz bestimmte Krankheiten und Verbildungen nach sich ziehen, wußte man

schon längst. Aber erst allmählich hat sich die Einsicht Bahn gebrochen, daß Ernährungs-, Wohnungs-, Arbeits-, kurz Lebensverhältnisse bestimmenden Einfluß auf Entstehung, Verlauf und Folgewirkungen der Krankheit ausüben. Der Krieg, der den Hunger, die Unterernährung, die Frauen- und Kinderausbeutung und hundertfaches anderes Elend zu Massenerscheinungen machte und im Verfolg davon, als Elendsfolge selbst für den Laien sichtbar, Krankheiten aller Art über die Menschheit brachte, hat hier viele Befangenheiten zerstört und Vorurteile beseitigt.

Soziale Lage und Krankheit stehen im innigsten Zusammenhange.

Indem der Kapitalismus die alten Produktionsformen überwand, die moderne Industrie gewaltig entwickelte und damit eine Konzentration der Arbeitsstätten und Anhäufung vieler Arbeitskräfte auf engem Raume verlangte, hob er die alten Bevölkerungs- und Siedlungsgesetze auf und schuf neue. Eine neue Bauweise entstand, neue Lebens- und Verkehrsformen bildeten sich heraus; das platte Land wurde entvölkert, die Großstadt wuchs aus der Erde. Die moderne Großstadt mit ihrer Übervölkerung, ihrer Wohnungsnot, ihren unhygienischen Daseinsbedingungen, ihrem Lärm, Staub, Mangel an Sonne, ihren tausend neuen Krankheitserregern und Gesundheitsschädigern.

Reichtum und Armut grenzen in der Großstadt hart aneinander. Überfluß, Schwelgerei, Trägheit können mit der Zeit auf die Gesundheit wirken und Leiden hervorrufen; wir kennen die „Krankheiten der reichen Leute".

Aber viel unheilvoller bestätigt sich die Milieu-Theorie bei den Armen. Hunger, Entbehrung, Luft- und Lichtmangel, Schmutz, Ungeziefer usw. lassen in den Elendsquartieren und Mietkasernen ein Heer von Krankheiten entstehen, die man in Villen und Palästen kaum dem Namen nach kennt. So wird Armut zur Krankheitsursache — arm sein heißt krank sein.

Man bleibe uns vom Halse mit der satten Spießerweisheit, daß man arm und doch sauber sein könne — jede Sauberkeit kostet heute Zeit und Geld. Die als Fabrikarbeiterin, Mutter und Hausfrau dreifach geplagte Proletarierin, die ihr Geld für Seife dem Munde abdarbt, wird euch sagen, daß man in drei Wohnräumen, drei Arbeitsstunden und mit drei Pfund Seife sauberer sein kann als in einem Zimmer, einer Stunde und mit einem Pfund Seife.

Betreten wir die Wohnhöfe, Dach- und Kellerwohnungen, die Höhlen der Armut, so grinsen uns vom Unrat der Treppen, vom verfallenden Putz der Wände, von verkümmerten Leibern, aus verpesteter Luft und blassen Gesichtern die typischen „Krankheiten der armen Leute" an. Hier keimen und wuchern in ewiger Erneuerung die Leiden und Gebrechen der Proletarierjugend.

Da ist die Skrofulose — ein Kainsmal der Abstammung und wahres Klassenattribut. „Wo Kinder mit Zeichen von Skrofulose geboren werden," sagt Dr. Braun, „ist die Annahme berechtigt, daß die Mutter während der Schwangerschaft in ungesunden Verhältnissen gelebt hat, denn es ist kein Zweifel, daß die Entstehung einer Anlage zu Skrofelkrankheit des Kindes dadurch begünstigt wird, daß die Mutter während der Schwangerschaft hinsichtlich ihres Aufenthalts, der Lebensart, der Speisen und Getränke solchen Einflüssen ausgesetzt war, welche als Ursachen der Skrofulose anerkannt sind." Man betrachte das meist erbarmungswürdige Los der proletarischen Mutter, lese aus ihrem Gesicht das gehäufte Leid der Schwangerschaft, vergegenwärtige sich, unter welchen Verhältnissen das Neugeborene ins Leben tritt und heranwächst, wie es ihm — besonders heute, wo Millionen aus Mangel an allem zugrunde gehen — an Nahrung, Wäsche, Pflege, Luft, Licht und Sauberkeit fehlt: und man wird begreifen, daß die Zahl der skrofulösen, mit körperlichen Defekten belasteten, lebensuntüchtigen Kinder im Proletariat Legion sein muß.

In Berlin stellte bereits 1908 Dr. Ritter bei 90% aller von ihm untersuchten Kinder Skrofulose fest.

In Altena i. W. bezifferte der Kreisarzt Dr. Thomalla die Zahl der skrofulösen Schulkinder auf 50—85%.

In Radebeul, einem Vorort von Dresden, gab es unter 200 Kindern 185 skrofulöse.

In Mannheim kamen nach dem Bericht der Armenverwaltung 1906 nicht weniger als 277 Kinder unter 14 Jahren wegen Skrofulose in stadtärztliche Behandlung.

Alles dies sind Angaben aus der Vorkriegszeit. Wie heute, nach vier Kriegsjahren, nach einer schrecklichen Hungerblockade, nach mehreren Kohlrübenwintern, nach dem furchtbaren Mangel an Butter und Fett, Milch und Eiern, Wolle, Schuhwerk, Leinwand, Seife, Heizmaterial — wie heute in dem ausgehungerten und verelendeten deutschen Volke die Skrofuloseziffern bei der Jugend des Proletariats aussehen, kann sich jeder ohne statistische Nachweise vorstellen.

Lassen wir anstelle von Zahlen und Tabellen die lebendige und erschütternde Schilderung sprechen, die eine Mitarbeiterin des „Berl. Lokal-Anz." von dem schrecklichen Kinderelend in Thüringen gab:

Man stelle sich das Bild vor: tuberkulöser Vater und nun zehn bis zwölf Kinder in einer engen Stube mit dem vielleicht leicht Erkrankten zusammen. Denn das ist das Charakteristische dieser Gegend: der Kinderreichtum ist außerordentlich groß. In der Schulklasse in Ilmenau und später in Gehren bei den 300 Kindern, die in Badeorte verschickt werden sollten, sagten die Kleinen auf die Frage nach der Zahl der Geschwister Zahlen, die geradezu erstaunlich waren. Jedenfalls waren sieben Kinder beinahe der Durchschnitt. Die niedrigste Zahl waren vier, und, wie gesagt, zehn Kinder in einer Familie schienen keine Seltenheit zu sein. Bei solcher Kinderzahl kann der beste Arbeitslohn nicht ausreichen, um auch nur die notwendigsten Bedürfnisse sicherzustellen. Als die Heimindustrie noch stärker

als jetzt das Gebiet kennzeichnete, war jedes Kind Mitverdiener. Viele Kinder hoben die Lebensmöglichkeit einer Familie. Heute, da Lebensmittelpreise und Arbeitslohn für das, was die kleinen, armen Hände leisten, überhaupt in keinem irgendwie erträglichen Verhältnis mehr stehen, stehen können, ist der Kinderreichtum die Last, die diese Thüringer Arbeiterfamilien zu Boden drückt.

Man kann eine Steigerung der schweren Verhältnisse feststellen von Arnstadt über Ilmenau, Gehren nach dem Kreise Königsee. Die dicht von Wald umgebenen, oft jeden Ackerlandes entbehrenden Industriedörfer ergeben eine Besiedelung, die in ihrer Dichtigkeit nur mit den großen Industriezentren im Westen verglichen werden kann: 335 Einwohner auf einen Quadratkilometer (in Westfalen 282). Diese dichte Bevölkerung sitzt in einem Gebiet, das über fast keinerlei Ackerland verfügt und dessen nächste Nachbarflächen wiederum nur Wald, schöner, wundervoller Tannenwald sind — in den nicht einmal Vieh zur Grasweide getrieben werden kann.

Die Zahl der Kinder unter zwei Jahren beträgt im Kreise Königsee 1257, während 1945 Kinder im Alter von 2 bis 6 Jahren vorhanden sind. Von diesen Kindern sind nach den Feststellungen des Kreisarztes etwa 25% rachitisch! Die schulärztlichen Untersuchungen in 13 Gemeinden haben bei 3548 untersuchten Kindern ergeben, daß 2818 als unterernährt bezeichnet werden müssen. Ganz besonders trostlos ist die Lage in Katzhütte. Von den 372 Kindern des Gebirgsdorfes, dessen Häuser an die Abhänge geklebt sind, zeigen 370 Zeichen von Skrofulose. Bei 115 Kindern sind lungenkranke Angehörige bekannt. Wenn man weiß, wie oft zehn Menschen in den niedrigen und engen Stuben zusammen hausen, kann man sich die Wirkung der Tuberkulose auf die Kleinen darstellen.

Das, was die Gesundheit der Kinder so stark angreift, ist die Heimarbeit. Viele Auswüchse sind beseitigt. Das Thermo-

meterfüllen darf nicht mehr in den Häusern vorgenommen werden; aber es bleibt noch genug anderes übrig.

Einige Bilder bleiben für immer im Gedächtnis: Die Frau im Krankenhaus. Sieben Kinder. Eine Stube so groß wie ein Badezimmer, dahinter eine fensterlose Schlafkammer. Auf dem Tisch stehen ein paar Vogelkäfige mit Kreuzschnäbeln. „Die Kinder haben sie so gerne," sagte der Vater. In diesen Kinderaugen steht schon das Wissen um das große Elend dieser Welt. Sie haben noch nichts von der frühen Verderbtheit der Großstadtkinder an sich, sie singen noch mit Inbrunst: „Thüringerland, du mein grünes Heimatland". Aber in den matten Augen steht die Geschichte dieser überschweren Jugend.

Die Notwohnungen in Arnstadt: Zwölf Menschen in einem Zimmer. Erwachsene und Halberwachsene zusammen. Es ist ein Wunder, daß die Kinder nicht früher verdorben sind, bei dem, was sie bei den sechzehnjährigen Brüdern und Schwestern mit ansehen.

In Gehren waren ein paar hundert Kinder zusammen, um in Bäder verschickt zu werden. Erschütternde Bilder. Noch ist die Knospe kaum entfaltet, und schon senkt der Todesengel die schweren Flügel. Skrofulose, Schwindsucht und Unterernährung. Blasse Gesichter, trotz der guten Thüringer Waldluft und der freundlichen Sonne. Weinende Mütter. Sie haben das Haus voll Sorge und Kinder, aber sie weinen, daß eines ihrer Kinder fort soll. Auch aus dem Elend ist der Abschied schwer.

Die Berge haben für den, der durch dies Elend gegangen ist, ihren herzerhebenden Glanz verloren. Sie lehnen wie drohende, unerbittliche Riesen über den niedrigen Häusern, den zusammengeduckten Dörfern.

Hier nur die Tatsachen. Angesichts einer gleichgültigen Welt leiden drei Jahre nach dem Kriege die Kinder Elend, hausen in furchtbaren Löchern mit Kranken zusammen. Ihre armen klei-

nen Körper müssen mit an den Lasten tragen, die man Deutschland aufpackt. Aus diesen Kinderaugen sieht nur eine Anklage gegen die Welt, daß jedes Herz, das noch fühlen kann, in Erschütterung schlagen muß.

So wie in Thüringen oder doch ähnlich liegen die Verhältnisse überall: im Erzgebirge, im Riesen- und Eulengebirge, die schon vor dem Kriege sprichwörtliche Hungergebiete waren, in der Lausitz, im Harz, in der Rhön usw.

Zur Skrofulose gesellt sich die Rachitis. Auf krummen Beinen und gewölbtem Rücken schleppt sie sich gespenstisch durch die Proletarierquartiere. Die muffig-kühle Luft der engen, sonnenlosen Gassen schafft ihr Gedeihen, in dunklen Kellerlöchern und feuchten Hinterhöfen hat sie ihre Niststätten und Brutherde. Die Mietkaserne ist ihre eigentliche Domäne. „Wenn die Rachitis," sagt Fürst, „auch zuweilen in bessergestellten Familien beobachtet wird, so kann sie doch nach unserer Erfahrung als eine exquisit soziale Krankheit aufgefaßt werden, die ganz besonders häufig auf das Wohnungselend der unteren Klassen bezogen werden muß." Und v. Hansemann kommt auf Grund langjähriger und gründlicher Spezialforschungen zu der Anschauung, daß die Rachitis hauptsächlich auf Mangel an frischer Luft und Sonne und freier Bewegung zurückzuführen ist.

Vor Jahren stellte in Berlin Dr. Levy unter 314 Erstimpflingen 122 (38,8%) mit meist schwerer Rachitis fest. In einer Berliner Poliklinik hatten 65% aller in Behandlung gewesenen Kinder Rachitis; in einer Wiener Klinik sogar 89%. In Dortmund von 66 zurückgewiesenen Schulanfängern 25 (38%). Je dichter bewohnt eine Stadt ist, je enger und lichtärmer ihre Straßen, je stärker die Industrialisierung einer Gegend, je größer die Wohnungsnot — desto verbreiteter die Rachitis, die ihre Opfer nicht bloß mit den charakteristischen Knochenverkrümmungen zeichnet, sondern ihnen noch vielerlei andere Plagen auferlegt. So haben rachitische Kinder meist hart-

näckige Brustkatarrhe, viele Durchfälle, geschwollene Lymphdrüsen, Milzentzündungen, krankes Nervensystem, Krämpfe und andere Leiden mehr. Schon beim Säugling macht sich die Rachitis als furchtbare Quelle für Nervenleiden geltend, indem sie die Schädel- und Gehirnentwicklung stört und zu Gehirnerkrankungen führt, deren Folgen als Belastungserscheinungen und Nervenschwäche durch das ganze Leben hindurch bemerkbar bleiben.

So fanden Looft und Ziehen bei Idiotie und Schwachsinn in 19% der Fälle, Dr. Krayatsch in 15,9%, Hillenberg in 13,2% der Fälle Rachitis als unverkennbare Ursache.

Kroener-Neustadt sagt: „Wenn Rachitis auch nicht immer als ein zu geistiger Schwäche prädestinierendes Moment bezeichnet werden kann, so muß doch zugegeben werden, daß mit dem körperlichen Zurückbleiben, wie es diese Krankheit mit sich bringt, sehr wohl ein solches auf geistigem Gebiet Hand in Hand gehen kann. Wir müssen dabei denken an die schweren Verdauungsstörungen, die diese Kinder manchmal an den Rand des Grabes bringen und deutliche Spuren schwerer Störungen des Gesamtorganismus zurücklassen. Laufen und Sprechenlernen erfolgt des öfteren beträchtlich später als normal und gibt Aufschluß über das Zurückbleiben einmal geschädigter geistiger Funktionen."

Wie ungeheuer der Krieg die Zahl der rachitischen Kinder vermehrt hat, darüber geben — in Ermangelung einer generellen Statistik — gelegentliche Feststellungen Aufschluß.

So veröffentlicht Graf Keßler in seiner „Kinderhölle" Bilder von Berliner Kindern, 8 und 7 Jahre alt und 90 cm groß, die erst vor kurzem laufen gelernt haben. Er schreibt dazu: „Es gibt heute in der Charité fünfmal soviel Kinder mit Tuberkulose und Rachitis wie vor dem Kriege. Auch sind die Fälle gleichzeitig viel schwerer geworden. Vor dem Kriege war die Hälfte leicht, jetzt sind drei Viertel sehr schwer. Man sehe sich die Gesichter der Kinder an: das aufgeschwemmte, wässerig

blasse Fleisch, den form- und kraftlosen Körper, die rachitisch verkrümmten Arme und Beine. Das ist der Typus des Nachwuchses. So endet in diesen tragischen, unendlich rührenden Kranken, deren Seele nur ein Dostojewski schildern könnte, das einst so kräftige und schaffensfreudige Arbeitsvolk."

Prof. Gocht, der Direktor des Berliner Universitäts-Instituts für Orthopädie, schrieb in der Voss. Ztg.: „Wir haben im Institut täglich Gelegenheit, durch die Kriegsernährung in der Entwicklung und Gesundheit schwerst gefährdete Kinder zu untersuchen, zu begutachten und zu behandeln. Dabei treten die schrecklichen Folgen der allgemeinen Unterernährung und die durch die Wohnungsnot erheblich verschlechterten Gesundheitsverhältnisse unserer Großstadtkinder in Erscheinung. Die englische Krankheit hat an Zahl der Fälle, an Schwere und Hartnäckigkeit in schlimmster Weise zugenommen. Knochenerweichungen, Knochenbrüchigkeit und verzögerte Knochenheilungen nach Brüchen und Operationen haben sich stark vermehrt, ebenso die Fälle von Knochen- und Gelenktuberkulose."

Geheimrat Krohne sagte in einem Bericht: „Seit Kriegsende hat sich der Ernährungszustand nicht gebessert. Geradezu erschütternd ist er bei Kindern. Skrofulose, Rachitis und Tuberkulose treten in erschreckendem Maße auf. Katastrophal ist der Zustand der Klein- und Schulkinder. Hier nehmen Anämie, Skrofulose und Tuberkulose in ihren schwersten Formen und die englische Krankheit immer mehr zu. Nicht nur bei Kleinkindern, sondern auch bei Jugendlichen von 14 bis 18 Jahren treten Knochenverbiegungen und Verkrümmungen plötzlich ein, und Kinder brechen ohne Anlaß auf der Straße oder zu Hause mit gebrochenen Beinen zusammen. Die Schulkinder im Alter von 8 bis 12 Jahren sind im Wachstum vielfach um 2 bis 3 Jahre zurück. Infolge der Blutarmut hat auch die geistige Veranlagung sehr gelitten."

In Singen i. Baden erwiesen sich von 400 Säuglingen 75% als rachitisch.

Digitized by Google

In Rothenburg o. T. hatten Rachitis:

	1913 leicht	1913 schw.	1919 leicht	1919 schw.	1920 leicht	1920 schwer
Kinder bis zu 1 Lebensjahr	2	1	3	2	15	6
Kinder vom 2.—6. Lebensjahr	4	1	4	3	10	9
Kinder vom 6.—10. Lebensjahr	10	5	13	10	13	10

In einer Mütterberatungsstelle in Sitzendorf in Thüringen wurde festgestellt, daß sämtliche Säuglinge an Rachitis erkrankt waren. Ein Arzt aus Ruhla berichtet, daß die Rachitis früher in seinem Bezirk fast unbekannt war, daß sie aber jetzt unter den Arbeiterkindern in sehr schwerer Form auftritt.

Da die wesentlichste Erscheinung der Rachitis darin besteht, daß eine mangelhafte Ablagerung von Kalksalzen in die harten Körperbestandteile, Knochen und Zähne, erfolgt, ist der Zusammenhang zwischen Rachitis und schlechtem Gebiß ohne weiteres gegeben. Es entstehen Verbiegungen der Kiefer, die eine falsche Stellung der Zahnreihen hervorrufen, so daß sich diese beim Biß nicht völlig berühren. Die Folge sind mißbildete Zähne von zu weicher Substanz mit Furchen und Gruben, die der Karies als Ansiedlungspunkt dienen.

In der ersten Schulzahnklinik in Straßburg i. E. wurde 1902 festgestellt, daß von 10661 untersuchten Kindern nur 165 ein gesundes Gebiß hatten. 252552 Zähne hätten vorhanden sein müssen, nur 67,3% waren da, davon nur 43% gesund. Eine zweite Untersuchung in Straßburg ergab, daß bei 2000 Mädchen 31,9%, bei 2000 Knaben 30,5%, also etwa ein Drittel aller Zähne, krank waren. Ein völlig gesundes Gebiß hatten nur 42 Mädchen (2,1%) und 62 Knaben (3,1%). In einem anderen Jahre waren von allen Zähnen, die vorhanden sein sollten, zwei Drittel krank oder nicht vorhanden. Gesunde Gebisse waren eine Seltenheit.

In Dresden wurden von der zahnhygienischen Zentralstelle 47000 Schulkinder untersucht, auf jedes Kind kamen im

Durchschnitt $7\frac{1}{2}$ kranke Zähne, d. h. jeder dritte Zahn war krank.

In Hagen i. W. stellten zwei Zahnärzte fest, daß von 5000 Schulkindern nur 254 (5%) ein gesundes Gebiß hatten; alle übrigen zählten zusammen 30000 erkrankte Zähne, das sind durchschnittlich 6 bis 7 bei jedem Kinde.

Weiter betrug die Prozentzahl der Kinder mit erkranktem Gebiß in Aschaffenburg 99% (der erkrankten Zähne 33%), Berlin 99% (31%), Freiburg 99% (35%), Halle 94% (22%), Hamburg 98%, Hannover 93% (27%), Rudolstadt 93% (28%), Schleswig-Holstein (19 Städte) 92%, Straßburg (1903) 97,5% (31%), Augsburg 99,4%. Alles in allem haben die schul- und zahnärztlichen Untersuchungen ergeben, daß 78—99% aller Schulkinder kranke Zähne haben.

In Straßburg fand man sogar in Kleinkinderschulen bei 646 Kindern von 3 bis 6 Jahren nur 91 gesunde Gebisse, wohl aber 2949 kranke Zähne, darunter 778 mit eiternden Wurzeln. 17 Kinder hatten schon 30 kariös bleibende Zähne, die sich erst ein halbes Jahr im Munde befanden. Bei 3 Kindern waren sämtliche 20 Zähne krank, und 27 hatten je 10 bis 15 kranke Zähne. 15 Kinder waren mit eiternden Schwellungen und 4 mit Fisteln behaftet.

Wahrhaft verwüstend hat auf den Zahnbestand und die Zahnbeschaffenheit der Kinder der Krieg mit seiner Surrogatkost, seiner Rübenmarmelade, seiner Unterernährung gewirkt. Alle Zahnärzte bestätigen die geradezu trostlose Verfassung der Gebisse. In manchen Schulen gibt es nicht ein einziges Kind mit gesunden Zähnen; es ist gar keine Seltenheit mehr, daß junge Mädchen von 14 oder 15 Jahren buchstäblich keinen einzigen Zahn mehr im Munde haben. Dieser erschreckende Mangel, der durch künstlichen Zahnersatz immer nur unvollkommen ausgeglichen werden kann, hat nicht nur zur Folge, daß die Ernährung erheblich leidet, viel größer

ist die Gefahr, daß kariöse Zähne im Kindesalter eine Haupteintrittspforte für den Tuberkelbazillus bilden.

Auch für das Stottern schaffen Skrofulose und Rachitis unverkennbar Prädispositionen. Klencke meint, daß das Stottern eine Symptom- und Reflexerscheinung offenen oder versteckten Skrofelleidens sei. Coën stimmt ihm bei. Noch weiter geht Berkhan, der die Rachitis als Hauptursache des Stotterns bezeichnet und dies ein Leiden der ärmeren Bevölkerung nennt.

Ebenso geht die Taubstummheit nach den Untersuchungen von Moos, Lemcke und Uchermann vielfach auf Rachitis und Skrofulose zurück. Brauckmann erklärt: „Was die sozialen Verhältnisse angeht, so ist es eine Tatsache, daß die ärmeren und ungebildeten Volksschichten einen größeren Prozentsatz Taubstummer liefern als die wohlhabenden und gebildeten. Mangelhafte Ernährung und ungesunde Lebensweise der Eltern und der Kinder, überhaupt schlechte hygienische Verhältnisse, schaffen im erhöhten Maße Disposition zu Krankheiten, welche Ohrenleiden im Gefolge haben, und mangelhafte Pflege der Kinder läßt die Verheerungen weiter um sich greifen, um so mehr, als es an Ärzten, welche mit der Behandlung von Ohrenleiden genügend vertraut sind, noch vielfach fehlt."

Mit Bezug auf Ohrenerkrankungen und Gehörleiden stellte Prof. Rabe fest, daß diese Krankheiten bei Volksschülern verbreiteter sind als bei Schülern höherer Lehranstalten. Die Ursache hierfür erblickte er in den elenden sozialen Verhältnissen, in denen das Proletariat zu leben gezwungen ist. Zu der Gruppe der schwersten und hartnäckigsten Ohrenleiden stellt das Kindesalter gegen 40%, fast ausschließlich Proletarierkinder.

Prof. Ostmann-Marburg fand, daß in den von einer starken Arbeiterbevölkerung bewohnten Dörfern der nächsten Umgebung Marburgs verhältnismäßig die meisten Ohrenerkrankungen unter allen von ihm untersuchten Bezirken vorhanden

waren. Die Bevölkerung ist arm und in hohem Grade unsauber. Eine Folge dieser Verhältnisse ist das häufige Auftreten von Infektionskrankheiten, in deren Verlauf sich nicht selten Ohrenkrankheiten entwickeln. So stieg in einzelnen Ortschaften die Zahl der Ohrenerkrankungen bis auf 55%.

Von der Blindheit sagt ein altes Sprichwort, daß sie die Tochter der Armut sei. In der Tat entstammen von sieben blinden Kindern immer sechs armen Eltern. Von den Ursachen stehen nach Prof. Magnus körperliche Leiden, in erster Linie Typhus, Masern und Scharlach, sodann Verletzungen und Unachtsamkeiten in der Handhabung gefährlicher Instrumente obenan. Das meist nur schlecht behütete Kind proletarischer Eltern ist infolgedessen der Gefahr der Erblindung in viel höherem Maße ausgesetzt als das Kind begüterter Stände.

Läßt man die Kinder der Armut mit all ihren Leiden und Gebresten im Geiste versammelt sein zu einer großen, in ihrer grotesken Buntheit unheimlichen Schar, so erhebt sich vor dem Auge etwa das Bild, das Strindberg in seiner „Beichte eines Toren" von den Schülern der Klaraschule zeichnete: „Alle diese Kinder, deren Eltern nur mit dem Körper arbeiteten, sahen kränker, schwächlicher, unvernünftiger aus als die Kinder der höheren Klassen. Eine oder die andere Muskel konnte stärker entwickelt sein, ein Schulterblatt, eine Hand, ein Fuß, — aber das Blut, das durch die bleiche Haut schimmerte, sah schlecht aus. Manche hatten auffallend dicke Köpfe, die von Wasser angeschwollen zu sein schienen, aus Ohren und Nasen lief es, und die Hände waren erfroren. Man konnte beobachten, wie die Gewerbekrankheit des Stadtarbeiters sich weiter vererbt: hier beobachtete man Lungen und Blut des Gasarbeiters, das durch die Schwefeldünste verdorben war, hier bemerkte man die hervortretenden Füße und Schultern des Schmieds, das Gehirn des Malers, das durch Firniß und giftige Farben zersetzt war, den skrofulösen Ausschlag des Schornsteinfegers, die eingefallene Brust des Buchbinders; hier hörte man das Echo

von dem Husten des Metall- und Asphaltarbeiters, man roch die Gifte des Tapetendruckers, man bemerkte die Kurzsichtigkeit des Uhrmachers ..."

Arbeit und Armut überall schwächend, lähmend, zerstörend, zum doppelten Fluche den dreifachen häufend: mit Arbeit belastet, durch Armut geschändet, von Krankheit gequält ...

Die Zwerghaften und Verkümmerten

Nicht da ist das Schicksal des proletarischen Nachwuchses am grausamsten, wo es mit jähem Ruck Daseinshoffnungen auslöscht und Menschenblüten knickt, sondern da, wo es dem Überlebenden alles verweigert oder entreißt, was nötig wäre, um ihn ein ganzes volles Menschenleben ausleben zu lassen. Wo es das Dasein zu einem jahrzehntelangen Ringen mit dem Hunger, dem Siechtum, dem Tode macht, um den endlichen Sieg des Lebenskämpfers schließlich in einen Pyrrhussieg zu verkehren.

Die Zwerghaften, Verkümmerten, Engbrüstigen, Siechen, Minderwertigen sind solche Sieger im Lebenskampfe. Sie entgingen dem frühen Tode. Aber ein unbegreiflich hartes Schicksal straft sie dafür mit lebenslänglicher Daseinsqual ...

Seit Jahrzehnten nehmen Mediziner und Pädagogen an Schulkindern Längenmessungen, Untersuchungen und Gewichtsprüfungen vor, um die Wachstums- und Entwicklungsverhältnisse während der Schuljahre festzustellen. Die Resultate haben überraschende, zum Teil erschreckende Aufschlüsse darüber gegeben, in welch hohem Maße die proletarische Jugend in ihrer körperlichen Entwicklung unter der Ungunst der sozialen Verhältnisse zu leiden hat und infolgedessen hinter den von der bürgerlichen Jugend erreichten Zielen zurückbleibt. Am deutlichsten sprach dies zuerst der Schwede Axel Key aus,

der im Auftrage einer Kommission schulhygienische Untersuchungen in großem Umfange vorgenommen hatte. Wörtlich erklärte er: „Daß die Kinder ärmerer Klassen in Länge und Gewicht geringer sind als die gleichalterigen besserer Stände ist erwiesen. Überall ist der Unterschied zugunsten der Bessersituierten vorhanden." Bei den Knaben betrug nach seinen Tabellen der Längenunterschied vom 8. bis 10. Lebensjahr bis zu 6 cm, vom 11. bis 15. bis zu 5 cm, bei den Mädchen bis zu 3 cm. Der Gewichtsunterschied belief sich bei den Knaben auf 3 bzw. 5 kg, bei den Mädchen bis zu 3 kg.

Vor Key schon hatte Quetelet ähnliche Aufnahmen mit ähnlichen Resultaten gemacht. Auch eine dänische Kommission, die 29000 Kinder untersucht hatte, war zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Weiter hatten früher bereits Florence Keller und Bowditsch-Boston in Amerika Körpermessungen an Kindern vorgenommen; letzterer in 24595 Fällen mit Unterscheidung der Nationalität und des Standes der Eltern. In England unterzog sich Ch. Roberts dieser Arbeit an 22000 Erwachsenen und Knaben unter Berücksichtigung der sozialen Bedingungen; auch er fand, daß die Kinder wohlhabender Familien durchweg höhere Längenmaße zeigten als die armen. In geringerem Umfange führte Prof. Pagliani-Turin Messungen an 2000 Personen im Alter von drei bis neunzehn Jahren aus; auch er fand den verderblichen Einfluß ungünstiger Lebensverhältnisse auf die Entwicklung der Kinder bestätigt.

In Deutschland nahmen zuerst Kotelmann-Hamburg, Landsberger-Posen und Carstädt-Breslau Schülermessungen vor. Ihnen folgten, angeregt durch Axel Key, Michailow-Erismann in Zentralrußland, Kosmorski in Warschau, Schmid-Monard in Halle a. S., Schmidt in Saalfeld, ferner Oppenheimer, Zeising, Russow, Reuter, Ranke, Samosch usw.

Fast alle Beobachter und Forscher stimmen darin überein, daß die Kinder ärmerer Bevölkerungsschichten in Bezug auf Längen- und Brustmaße wie die gesamte Körperkonstitution

den Kindern wohlhabender Klassen gegenüber entschieden benachteiligt sind.

Einige Messungen und ihre Ergebnisse verdienen besondere Beachtung.

Im Jahre 1886 untersuchten Medizinalrat Dr. Geißler und Kandidat Uhlitzsch im Schulinspektionsbezirk Freiberg i. S. die Größenverhältnisse der Schulkinder. In dem Bericht hierüber findet sich eine Tabelle, die die Größe der Bergmannskinder mit der von Freiberger Bürgerschülern vergleicht. Sie zeigt augenfällig, daß die armen Proletariersprößlinge ohne Ausnahme dürftiger entwickelt waren als der Nachwuchs des bessersituierten Bürgerstandes. Sie waren mit zehn Jahren durchschnittlich 5,1 cm, mit vierzehn 4,7 cm, in den anderen Jahren mindestens 2,3 cm kleiner; die Mädchen durchgängig bis zu 5,1 cm. „Es dürfte zu ersehen sein," sagt der Bericht, „welchen Einfluß die Lebensverhältnisse, in denen die Kinder aufwachsen, auf die Entwicklung des Körpers auszuüben imstande sind ... Es bestätigt sich wieder die Äußerung des französischen Statistikers und Arztes Villermé, daß nämlich der Mensch um so größer wird und sein Wachstum um so schneller seine Vollendung erreicht, je reicher unter sonst gleichen Umständen das Land, je allgemeiner der Wohlstand ist, je besser die Kleidung, die Wohnung, besonders aber die Nahrung, und je geringer die Not, die Anstrengungen, die Entbehrungen sind, die man in der Kindheit und Jugend erfährt."

Weniger wertvolle Aufschlüsse bietet eine von Hasse in Leipzig aufgenommene Statistik über die Wachstumsverhältnisse der Volksschüler in Leipzig-Gohlis, weil sie auf einen Vergleich zwischen Proletarierkindern und Kindern bürgerlicher Familien nicht eingeht. Immerhin stellt Hasse die Tatsache fest, daß ein Gohliser Volksschüler hinter einem Berliner Bourgeoiskind im Längenmaß um zwei volle Jahreswachstume zurückstand.

Für Wien konstatierte Telecky, daß die Kinder armer Leute

Digitized by Google

3 kg weniger wiegen, durchschnittlich 7½ cm kleiner sind und 5 cm schmäleren Brustumfang haben als die Kinder vermögender Eltern.

Unter den Dresdner Schulkindern hat Lehrer Graupner sehr sorgfältige Messungen vorgenommen. Nach seinem auf dem Schulhygiene-Kongreß in Nürnberg 1904 erstatteten Bericht betrug die durchschnittliche Länge

für das erste Schuljahr:

	Wohlhabende Kinder der Bürgerschule	Minderbemittelte Kinder der Bezirksschule
Knaben	117,4 cm	112,7 cm
Mädchen	116,2 cm	112,3 cm

für das achte Schuljahr:

Knaben	150 cm	147 cm
Mädchen	153 cm	150 cm

Im allgemeinen sind die Bürgerschüler den Bezirksschülern um ein Jahreswachstum voraus, in Stadtteilen mit großen sozialen Unterschieden sogar zwei Jahreswachstume. Die Bezirksschüler erreichen erst im dritten Schuljahr die Länge der Bürgerschüler beim Schuleintritt. Der Parallelismus von Körperentwicklung und sozialem Milieu ist durch diese Untersuchung überzeugend erwiesen.

Quirsfeld (Böhmen) stellte bei seinen Untersuchungen fest: Kinder von sozial bessergestellten Eltern wiesen am Ende des 4. Schuljahres gegenüber ärmeren Kindern, die mit ihnen gleichalterig waren und beim Schuleintritt das gleiche Körpergewicht besaßen, eine um 7% größere Körperlänge, einen um 4% stärkeren Brustumfang und ein um 6% größeres Körpergewicht auf. Bei den Kindern der Minderbemittelten war schwache Muskulatur dreimal häufiger, Rückgratsverkrümmung um 5% zahlreicher, Blutarmut um 4%, Zahnfäule um 23%, schlechte Auffassung und schwaches Gedächtnis um 8% häufiger.

Zu ähnlichen Feststellungen kamen Engelsberger und Ziegler in München.

Besonders gründlich geht Niceforo in seinen Gegenüberstellungen von armen und reichen Kindern zu Werke. Auf Grund sorgfältig vorbereiteter und ausgearbeiteter Tabellen kommt er zu dem Ergebnis, daß eine sehr große körperliche Differenz zwischen den einzelnen sozialen Klassen besteht. Seine Messungen, Wägungen usw., die Körperlänge, Körpergröße, Gewicht, Brustumfang, Brustausdehnungsweite, Lungenstärke, Körperkraft, Kopfumfang, Stirnhöhe, wahrscheinliches Gehirngewicht, Kapazität usw. betreffen, bestätigen durchweg, daß die reichen Kinder bei jedem wichtigen physischen Merkmal einen Vorsprung haben, daß die armen Kinder dagegen viele Stufen unter ihnen stehen und daß die Söhne der Kleinhändler und Bauern die Mitte zwischen ihnen halten. Die verschiedenen Grade körperlicher Entwicklung entsprechen genau den verschiedenen Graden der sozialen Lage.

Eine sehr gründliche Arbeit hat auch Dr. Rietz über Berliner Verhältnisse geliefert. Er untersuchte die Schüler und Schülerinnen von drei Gymnasien, einer höheren Mädchenschule und vier Gemeindeschulen, insgesamt 5134 Kinder, auf Längenmaß, Brustumfang und Gewicht. Da er die einschlägige Literatur kannte und sich über die Verschiedenartigkeit der bisher bei bürgerlichen und proletarischen Kindern erzielten Befunde klar war, berechnete er die von Kindern wohlhabender Eltern herrührenden Ergebnisse gesondert von denen ärmerer Kinder. Der Effekt war, daß auch seine Befunde große Unterschiede in der Körperentwicklung zuungunsten der Schlechtersituierten ergaben. „Knaben wie Mädchen der höheren Schulen sind durchschnittlich um 5 bis 6 cm größer und 3 bis 5 kg schwerer als ihre Altersgenossen in den Gemeindeschulen.“ In einzelnen Fällen beträgt der Längenunterschied bei den Knaben bis zu 9,4 cm, bei den Mädchen bis zu 7,1 cm. „Die Kinder der wohlhabenden Klasse sind unverhältnismäßig

schwerer als die der ärmeren, zweifellos infolge besserer Ernährung. Es ergibt sich, daß die Kinder wohlhabender Eltern sich mehr durch das Gewicht auszeichnen, die Kinder ärmerer Eltern dagegen durch eine geringere Länge sich bemerkbar machen." Auch der mittlere Brustumfang ist bei den ärmeren Kindern um durchschnittlich 3 cm enger als bei den reicheren. In dem Verhältnis zwischen Gewicht und Länge „spricht sich deutlich die Verzögerung in der Entwicklung ärmerer Kinder aus; es ist, als ob ihre Zahlenkolonne (in der Statistik) um ein Jahr nach abwärts verschoben wäre".

In München untersuchten Karl Oppenheimer und Studienlehrer Landauer 1911 die Kinder der zentral gelegenen und in der Hauptsache von gutsituierten Schichten besuchten Domschule und die Kinder der an der Peripherie gelegenen, fast ausschließlich aus Arbeiterkreisen frequentierten Guldeinschule. Als Vergleichsmaßstab dienten die sog. Vierordtschen Tabellen, die eine Zusammenstellung aller in der in- und ausländischen Literatur verzeichneten Messungen und Wägungen bringen. Es wurde aus den hier für jede Altersklasse verzeichneten Daten das Mittel gezogen und als Normale betrachtet. Diese normale Durchschnittsqualität wurde nun erreicht von Knaben der

	Gewicht	Länge	Brustumfang	Zentimeter Gewicht
Domschule	38,6%	53,4%	65,6%	34,5%
Guldeinschule	23,6%	34,1%	57,9%	21,4%

desgleichen von Mädchen der

Domschule	48,3%	51,6%	46,5%	45,8%
Guldeinschule	26,5%	35,0%	23,5%	23,0%

Während die Kinder bürgerlicher Familien durchschnittlich zu 50% die Normale erreichten, war dies bei Arbeiterkindern kaum zu 33% oder noch weniger der Fall.

An Fürsorge-Zöglingen des Grazer Schutzvereins in Wol-

tendorf stellten Planner und Zingerle folgende Längen- und Gewichtsverhältnisse fest, die kraß die Differenz gegenüber den Normalmaßen bürgerlicher Durchschnittskinder illustrieren:

Alter	Normalgewicht kg	Tatsächliches Gewicht der Kinder	Normallänge cm	Tatsächliche Länge der Kinder
8	25	20,2	120	112,5
9	27	22,4	125	117,8
10	29	25,1	130	123
11	32	23,8	135	125,7
12	34	26,6	140	125,1
13	37	28,7	145	133,8
14	41	27,8	151	135,2

Nur 12 von 129 Kindern erreichten die Durchschnittslänge, nur 7 das entsprechende Gewicht. Fast alle waren mit Degenerationszeichen behaftet.

Schließlich sei noch ein Bericht des schottischen Unterrichtsdepartements über die körperliche Entwicklung der Schulkinder in Glasgow erwähnt. Es wurden 72857 Schulkinder — 36883 Knaben, 35974 Mädchen — gewogen und gemessen. Davon lebten 8% der Kinder in Wohnungen, die nur aus einem Zimmer bestanden, 58% in Wohnungen von zwei Zimmern, 24% in Wohnungen von drei Zimmern, 10% in Wohnungen von mehr als drei Zimmern. Das Resultat der Messungen war, daß die Kinder, die aus engen Wohnungen kamen, sowohl an Gewicht wie an Höhe den Kindern aus geräumigen Wohnungen nachstanden. Die Zahl der gemessenen Kinder ist so bedeutend und die Ergebnisse sind so gleichmäßig, daß daraus der Schluß gezogen werden darf, daß die körperliche Entwicklung der Kinder hauptsächlich von den materiellen Verhältnissen abhängt.

Weil die Ungunst der sozialen Umwelt dem proletarischen Kinde Nahrung, Pflege, Luft und Sonne raubt, bleibt die

Digitized by Google

volle Entfaltung und das Gedeihen gehindert, das Wachstum gelähmt und die Verkümmerung wird zu einem bitteren Geschick. „In einer unendlich großen Zahl von Fällen," schreibt Privatdozent Dr. Seiffert, „beruht die körperliche Minderwertigkeit der Kinder nicht auf ursprünglicher Minderwertigkeit der Keimstoffe, sondern ausschließlich auf der Ungunst der äußeren Verhältnisse. So ist das Kleinbleiben der Kinder der Armen, ihre Anämie, Rachitis und Skrofulose sehr häufig ausschließlich die Folge ihrer unzulänglichen Ernährung, entweder schon im Mutterleibe oder nach der Geburt, und Tausende von elenden Kindern könnten noch zu kräftigen, normalen Menschen gemacht werden, wenn man sie rechtzeitig unter gute Lebensbedingungen versetzen könnte."

Der Weltkrieg mit seinen furchtbaren Folgen hat für Millionen der Ärmsten auf Jahre und Jahrzehnte jede Möglichkeit geraubt, sie jemals unter „gute Lebensbedingungen" zu bringen. Die Ungunst der sozialen Umwelt ist für sie zur dauernden Atmosphäre geworden, in der sich ihre physische Verkümmerung und Verelendung unaufhaltsam vollzieht. Schon sehen wir in Deutschland die ersten erschreckenden Resultate: Messungen in zahlreichen Großstädten haben ergeben, daß die festgestellte Körperlänge wie das Körpergewicht in allen Altersklassen den Normalsätzen nicht entsprachen. Die ganze heranwachsende Generation ist kleiner, zwerghaft, unentwickelt. Die Jahrgänge 1919/20 sind durchweg um 2—3 cm, ja vielfach um 4—6 cm kleiner als die gleichalterigen Jahrgänge von 1913/14. „Zum Teil kann man," sagt Dr. Steiner von den Duisburger Kindern, „direkt von zwerghafter Zurückgebliebenheit sprechen und die Fälle sind zahlreich, wo skeletthafte Abmagerung vorhanden ist. So will ich nur einen elfjährigen Jungen erwähnen, der bei einer Größe von 1,05 m 37 Pfd. wog. Die Durchschnittsgröße der untersuchten Kinder ist 1,26 m, das Durchschnittsgewicht 28 kg." Diese Duisburger Konstatierung gilt

für die Gesamtheit der proletarischen Sprößlinge, und der elfjährige Hungergnom ist beinahe ein Typus.

In Chemnitz konnten von 3000 jungen Leuten, die eine Lehrstelle suchten, um ein Handwerk zu erlernen, 600 diese nicht antreten, weil sie infolge Unterernährung zu klein und zu schwach dazu waren.

In Dresden waren 7% der Knaben und 13% der Mädchen, die die Berufsberatungsstelle aufgesucht hatten, wegen körperlicher Schwächlichkeit infolge Unterernährung nicht in der Lage, die ihnen zugewiesene Lehrstelle anzutreten.

Ähnlich in Flöha, Freiberg und anderen Städten.

> Das goldene Brot auf den Äckern,
> Dir wollt' es den Hunger nicht stillen;
> Die Milch der weidenden Rinder,
> Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Das Lied der Engel in Hauptmanns Traumdichtung „Hannele" ist zum Lied der proletarischen Jugend in der deutschen Wirklichkeit geworden und tönt herauf als schauerliche Anklage aus der düstern und schreckhaften Prozession der Zwerghaften, Engbrüstigen, Verwachsenen, Krüppel, Bresthaften, Kümmerlinge ...

Was Schulärzte berichten

Die Einrichtung der Schulärzte besteht noch nicht sehr lange. Nur wenige Schulärzte sind im Hauptberuf angestellt. Die meisten versehen ihr Amt im Nebenberuf, was bedeutet, daß sie bei ihren Untersuchungen nur allzu oft summarisch verfahren. Wie die Militärärzte während des Krieges — bis 1400 Mann pro Stunde!

Doch so unzulänglich die Institution auch ist, so engbegrenzt und mangelhaft ihre Funktionen sind — die schulärztlichen Berichte erfordern, als einzige Nachweise für den Gesundheitsstand und die körperliche Verfassung der Schuljugend, Be-

achtung und Interesse. Und diese Berichte haben von Anfang an bis heute erkennen lassen, daß es gesundheitlich um die Volksschuljugend über alle Begriffe schlecht bestellt ist.

Das Totalbild der körperlichen Konstitution weist bei den Kindern ärmerer Schichten fast durchweg geschwächte Lebenskraft und verminderte Widerstandsfähigkeit auf. „Der Prozentsatz der Kinder mit schlechter Konstitution," schrieb Bloh vor zehn Jahren in der Pädag. Reform, „ist fünf, selbst zehnmal größer als in den Mittelschulen." Heute ist das Verhältnis ungleich schlimmer, obgleich das Elend auch in den Mittelschulen schlimm genug ist.

Typischen Wert für die Beurteilung des körperlichen Elends bei Proletarierkindern der Vorkriegszeit haben folgende Feststellungen Berliner Schularztberichte: Es wurden von

im Jahre	untersuchten Schulneulingen	zurückgestellt		in ärztl. Überwachung genommen		Gesamtzahl der Überwachten
			%		%	
1909/10	35522	3024	8,76	8361	24,22	20 %
1910/11	33671	3193	9,48	7946	23,60	21,4%

Unter der riesigen Schar der jugendlichen Lazarusse (48332), die in ganz Berlin unter dauernder ärztlicher Überwachung standen, fanden sich allein 7824 (16%) mit „ungenügendem Kräftezustand" — eine Konstatierung, die auch unter den Ursachen der Zurückstellungen 1910/11 mit 1275 Fällen an erster Stelle stand. Ihr folgten Rachitis (1651 Überwachungen und 364 Zurückstellungen), Skrofulose (2265 und 148), Lungentuberkulose (1724 und 147), Knochentuberkulose (522 und 79), sonstige Lungenleiden (1189 und 86), Nervenleiden (2027 und 132), Wirbelsäulenverkrümmung (3681 und 86), Herzleiden (3259 und 70) usw.

Als Hauptursache dieser erschreckenden Befunde gaben die meisten Berichte mangelhafte Ernährung an.

Bernhard-Berlin untersuchte besonders die Ernährungsverhältnisse von 3700 Kindern und stellte fest, daß nur 42,7% der Knaben und 39,1% der Mädchen gut oder befriedigend ernährt waren.

In Offenbach erwiesen sich von 2116 Kindern 37% als mangelhaft ernährt; sie zeichneten sich durch allgemeine Schwäche, Magerkeit, schlaffe Muskulatur, blasse Gesichtsfarbe und schmalen Wuchs unvorteilhaft von den übrigen ab.

In München fanden Oppenheimer und Landauer, daß in manchen Altersklassen der Guldeinschule der Prozentsatz der unterernährten Kinder auf 84% stieg.

Auf dem Lande waren die Kinder der ärmeren Schichten keineswegs besser gestellt. Kaup wies in seiner Schrift über Ernährung und Lebenskraft der ländlichen Bevölkerung nach, daß die Gesundheit und Lebenstüchtigkeit nicht bloß des Landproletariats, nein, auch eines großen Teiles der Bauernschaft untergraben sei und eine der Hauptursachen für den Rückgang der körperlichen Konstitution bei der Landbevölkerung in der Verschlechterung der Ernährungsverhältnisse gesucht werden müsse. Zahlreiche Berichte aus ländlichen Gebieten über die große Zahl lebensuntüchtiger Säuglinge, verwahrloster Impflinge, blutarmer und unterernährter Schulkinder bestätigten seine Angaben. Der allgemeine Ernährungs- und Gesundheitszustand war traurig.

Aber er war noch immer glänzend gegenüber den Verhältnissen, die der Krieg geschaffen hat. Der Krieg hat den Hunger zur Selbstverständlichkeit, die Unterernährung zur Regel gemacht. Was vordem als anormal und ungeheuerlich galt, ist durch ihn zum Normalen geworden.

Die ersten schlechten Einwirkungen des Nahrungsmangels auf den Gesundheitszustand der Kinder waren nach Siegmund-Schultze (Die Wirkungen der Hungerblockade auf die deutschen Kinder) im Herbst und Winter 1915/16 zu beobachten, nicht auf dem Lande oder in den kleinen Städten, sondern in der

Großstadt und dort wiederum im Armenviertel. „Ich habe damals, so berichtet er, wiederholt auf den sich verschlechternden Ernährungsstand der älteren Schulkinder der ärmeren Bevölkerungsklassen hingewiesen. Als ich jedoch im Februar 1916 anläßlich der Tagung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge wegen der 12—14jährigen Knaben mein Material einem größeren Kreise vorlegen wollte, wurde mir von militärischer und zivilbehördlicher Seite gesagt, daß keinesfalls irgendwelche Feststellungen über schlechte Folgen der Ernährung in die Öffentlichkeit gelangen dürften. Die Feststellungen eines Charlottenburger Schularztes über Gewichtsverluste von Kindern des dortigen Arbeiterviertels wurden fast allgemein als falsch bezeichnet. Eine Umfrage, die ich selbst bei einigen Ärzten — und zwar waren es in erster Linie Kinderärzte — veranstaltete, brachte keine Antwort, die auf eine Feststellung der Not hätte schließen lassen. Vielmehr wurde mir von ärztlicher Seite geraten, diese Fragen auf sich beruhen zu lassen, bis von ärztlicher Seite ernst zu nehmende Besorgnisse ausgesprochen würden.

Nur sehr allmählich kamen zu Beginn des Jahres 1917 die Ärzte zu einer Erkenntnis der Gefahr. Auf der Tagung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege Februar 1917 stellte Stadtschularzt Dr. Thiele für das schon damals besonders leidende Chemnitz (Sachsen) Gewichtsabnahmen fest, und zwar in stärkerem Maße bei den Kindern von Kleinbeamten und Lehrern als von Arbeitern; der Berliner Kinderarzt Dr. Lewandowski dagegen betonte die günstigeren Gewichtsverhältnisse des Jahres 1916 gegenüber den erheblichen Gewichtsabnahmen des Jahres 1915 und behauptete eine unveränderte Widerstandskraft der Schulkinder." Das Medizinalamt der Stadt Berlin kam damals auf Grund der Berichte der Schulrektoren zu dem Ergebnis, „daß eine ernstliche, besorgniserregende und zu besonderen Gegenmaßregeln zwingende Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes unserer Gemeindeschul-

kinder durch die Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung noch nicht eingetreten ist, immerhin aber doch im Herbst 1916 die ersten Zeichen einer beginnenden Unterernährung sich bemerkbar machen."

Vom Herbst 1916 kamen nach einer Berechnung Rubners in der Großstadt pro Tag und Kopf zur Verteilung:

271 g	Brot	688 Kalorien
357 g	Kartoffeln	341 "
11,4 g	Fett	89 "
36 g	Fleisch	78 "
0,07 Stück	Eier	13 "
26 g	Zucker	104 "
9,8 g	Graupen usw.	31 "

Zusammen 31,1 g Eiweiß und 1344 Kalorien (statt der für den menschlichen Körper als notwendig erachteten 2569 Kalorien), ja im Frühjahr 1917: 30 g Eiweiß und 1100 Kalorien. In zahlreichen Städten aber, insbesondere auch in den östlichen Vororten Berlins, kam eine viel geringere Fleischmenge zur Verteilung, während auch die Kartoffeln mehr und mehr durch Kohlrüben ersetzt wurden.

Im Frühjahr 1917 endlich wurden leise Eingeständnisse der Not laut. Die deutlichsten Feststellungen wurden in sächsischen und thüringischen Industriestädten gemacht. Dr. Ochsmann, der Stadtarzt von Weißenfels, schrieb Frühjahr 1917 in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, daß von April 1915 ab sich ein Einfluß der Kriegskost auf den Gesundheitszustand der Kinder bemerkbar gemacht habe, daß die Gewichtszunahmen 1915/16 bereits viel geringer als 1913/14 seien, die Gewichtsabnahmen seien gesteigert, vermehrt auch die Gewichtsstillstände.

Gleichwohl existierte für die Behörden wie für die Ernährungspolitiker offiziell noch keine Hungersnot in Deutschland. Im Interesse des Durchhaltens wurde alles geleugnet. Selbst

1918 erklärte die Regierung noch, die Ernährungsverhältnisse seien „befriedigend, um nicht zu sagen glänzend."

Die Armen wußten es besser. Sie hungerten entsetzlich, ihre Kräfte schwanden dahin, sie magerten zu Skeletten ab und starben wie Fliegen. Die 1000 Kalorien, die von 1917 an zur Verfügung standen, reichten eben auf die Dauer nicht aus, um den Hungertod abzuwenden. Schon der Mangel an Eiweiß führt den Tod herbei. Die Sterbefälle der deutschen Zivilbevölkerung stiegen denn auch gegen das Jahr 1913

1915	um 9½ %	1917	um 32 %
1916	„ 14 %	1918	„ 37 %

Der Medizinalrat im Reichsamt des Innern, Geheimrat Hamel, berechnet die Todesopfer der Blockade für

1917	auf 260000
1918	„ 294000
1915—18	„ 763000

ohne die durch Grippe verursachten Sterbefälle, die allein im Sommer und Herbst 1918 über 150000 betrugen.

Faßt man nun den Anteil der Kinder an diesen Riesenopfern ins Auge, so ergibt sich dreierlei: Erstens, daß sich von 1917 ab die Säuglingssterblichkeit prozentual vermehrte, zweitens, daß die älteren Schulkinder schwerer unter dem Kriege litten als die jüngeren, drittens, daß die Sterbeziffer der älteren Schulkinder (6—15jährige) die höchste Sterbeziffer während des Krieges (55 % Zunahme gegen 1913) unter allen Altersstufen war (2—6jährige Kinder 49,3 % Zunahme).

Die Todesfälle stiegen bei Magen- und Darmkatarrh in den Jahren 1915 bis 1917 bei den

3jährigen Kindern:	von 13 auf 31 %
4— 5jährigen Kindern:	von 10 auf 36 %
6—10jährigen Kindern:	von 5 auf 23 %
11—15jährigen Kindern:	von 1 auf 3 %

Es handelt sich also durchschnittlich um eine Verdreifachung der Sterbefälle, bei den jüngeren Schulkindern um mehr als eine Vervierfachung. Für das Kleinkindalter sind die Zahlen der Todesfälle infolge Brechdurchfall noch entsetzlicher. Bei den 4—5jährigen verzehnfacht, bei den 6—10jährigen verachtfacht sich die Zahl. Die furchtbaren Todesopfer der Tuberkulose finden sich an anderer Stelle verbucht.

1918 wurde das Elend noch schlimmer. So stieg in Köln die Sterbeziffer

	der 6—10jährigen	11—15jährigen
Schuljahr 1910/11	3,31‰	1,99‰
„ 1916/17	5,35‰	2,65‰
„ 1917/18	6,53‰	3,81‰

In einem Bericht, den die Wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen Ende 1918 dem preußischen Ministerium des Innern erstattete, heißt es über den Gesundheitszustand der Kinder: „Der Gesundheitszustand der Kleinkinder hat sich (in den Jahren 1917 und 1918) verschlechtert. Die Kinder sind magerer geworden und Skrofulose, Rachitis, Drüsenschwellungen, Hautausschläge, Blutarmut, Magendarmstörungen zeigen sich bei ihnen immer mehr. Die Tuberkulose greift auch unter den Kleinkindern um sich und die Sterblichkeit nimmt zu. Bei den Schulkindern, namentlich bei denen vom 12. Lebensjahre ab, hat sich der Gesundheitszustand weiter verschlechtert. Das Körpergewicht hat abgenommen, auch wird über Feststellungen von Abnahme des Längenwachstums öfter berichtet. Die Zahl der vom Schulbesuch wegen allgemeiner Körperschwäche Zurückgestellten nimmt erheblich zu. Die Aufmerksamkeit und die Leistungsfähigkeit in der Schule, die Spiellust und die Turnleistungen lassen immer mehr nach.

Für die Steigerung der Nöte in der Zeit zwischen Winter 1916/17 und Winter 1918/19 sind lehrreich die Zahlen Thieles von einer Knabenvolksschule in Chemnitz. Dort hatte sich

die ungenügende Ernährung von Schülern von 11,2% im Dezember 1916 auf 17,1% im Dezember 1918 vermehrt. In demselben Zeitraum war die Blutarmut von 36,5% auf 50,9% und die Tuberkulose von 2,9% auf 6,3% gestiegen.

Schlimmer noch als in den Familien stand es mit dem Gesundheitszustand der Kinder in den Anstalten, soweit diese nicht besonders günstige ländliche Verhältnisse hatten. Die Krankheiten nahmen ungeheuer zu. 1919 war die Zahl der dauernd Kranken vielfach um 50%, zuweilen um 100% höher als vor dem Kriege. Geheimrat Kraus, der Direktor der zweiten medizinischen Klinik der Berliner Charité, konstatierte von 1916 ab ein Sinken der Widerstandsstärke gegen Erkrankungen ebenso wie die Beschleunigung und Verschlimmerung des Verlaufs gewisser Krankheiten. Nach seinen Angaben stieg in Gefängnissen und anderen geschlossenen Anstalten die Zahl der Erkrankten bis zu 90% der Insassen, die der Todesfälle bis über 50%. Erst in geschlossenen Anstalten zeigte sich, wohin die wirklich durchgeführte Rationierung führte. Ein Arzt berichtete nach Besichtigung einer Anstalt: „Die bleichen, bis zu 40% ihres ursprünglichen Gewichtes abgemagerten, hydropisch geschwollenen, durch Muskelschwäche unbeweglich gewordenen Menschen boten einen nicht weniger schrecklichen Anblick als die Pestgesichter."

Die Gesamtsterblichkeit der Kinder und Jugendlichen beiderlei Geschlechts entwickelte sich in den einzelnen Altersklassen wie folgt: Es starben auf je 1000

	1.—5.	5.—10.	10.—15. Jahr
1910/11	19,95	3,31	1,99
1916/17	20,92	5,38	2,65
1917/19	21,37	6,53	3,81

Das bedeutet eine starke Zunahme der Sterblichkeit, für die 5 bis 15jährigen eine Verdoppelung der Sterbefälle. **Das war der Krieg!**

Für einen Teil der Bevölkerung hat das furchtbare Ernährungselend, das Siegmund-Schultze in seiner Schrift so anschaulich darlegt und mit Tatsachen belegt, inzwischen einer besseren Versorgung Platz gemacht, und damit hat sich der Gesundheitszustand dieser Kinder gebessert. Aber für die Kinder des Proletariats und der proletarischen Mittelschichten besteht die Hungersnot fort. Ja sie ist heute vielfach härter und unerträglicher, weil der Arme sieht, daß Nahrungsmittel in Hülle und Fülle wohl vorhanden, ihm aber nicht erreichbar sind. „Ich glaube nicht zu übertreiben," schreibt Graf Keßler, „wenn ich behaupte, daß mindestens drei Viertel der Berliner Bevölkerung in besorgniserregender Weise noch heute unterernährt ist, ein großer Teil noch heute physisch an Unterernährung langsam zugrunde geht. In jeder dieser Familien bis zu 1000 M. Monatsverdienst ist die Tageskost gleich, unterscheidet sich nur durch Abweichungen nach der negativen Seite. Morgens für Kinder und Erwachsene eine, oder wenn die Verhältnisse es erlauben, zwei Schnitten Brot trocken, oder bei den besser Situierten mit etwas Marmelade oder Margarine. Dazu Kaffeeersatz. Mittags an der Arbeitsstätte wieder ein oder zwei ‚Stullen', bestenfalls mit Margarine. Abends Kartoffeln, Weißkohl oder Mohrrüben. Fleisch nur bei den Wohlhabenderen und höchstens einmal die Woche. Ohne die Quäkerspeisung, die der einzige Lichtpunkt im Leben von tausenden und abertausenden von Berliner Familien ist, würde eine ganze Kindergeneration aufwachsen, die nie etwas anderes zur Kräftigung oder zum Genuß bekommen hätte als trocken Brot, Kaffeersatz und Wassergemüse. So manche Mutter lebt von etwas Brot frühmorgens und den Resten der Quäkerspeisung, die abends ihre Kinder übriglassen. Sonst hat sie wochenlang nichts zu essen. Eine ganze Familie ißt bloß einmal am Tage etwas Weißkohl oder Kartoffeln. Dasselbe hört man eintönig in einer Familie nach der anderen. Und wenn es die Eltern

selbst nicht sagten, so würde der grauenerregende körperliche Zustand fast aller Kinder dieses Verhungertsein zum Himmel schreien."

Der Gesundheitszustand der Berliner Schulkinder spiegelt sich in den Untersuchungsergebnissen für 1920 wie folgt:

Zahl der Schulkinder	in ärztlicher Überwachung		davon wegen ungenügender Kraftzunahme
		%	
199 694	33 975	17	6959

Die Untersuchung der Schulneulinge ergab folgendes Resultat:

Zahl der Untersuchten	zurückgestellt		davon wegen ungenügender Kräftezunahme		in ärztlicher Überwachung		davon wegen ungen. Kräftezunahme	
		%		%		%		%
28 781	2640	9,17	1209	45,8	5235	18,1	1002	19

Von den 100000 Kindern unter 6 Jahren und 240000 Kindern über 6 und unter 14 Jahren Berlins sind etwa 90000 von den ersteren und 200000 von den letzteren als hilfebedürftig anzusprechen. Von ersteren sind unterernährt 45000, stark unterernährt 22500, schlecht ernährt 22500. Von letzteren sind unterernährt 100000, stark unterernährt 50000, schlecht ernährt 50000. So der offizielle Bericht des städtischen Gesundheitsamts.

Unter 3383900 Kindern deutscher Großstädte befanden sich nach dem Bericht der Berliner Vereinigung für Kinderhilfe (Kongreß für Kinderhilfe zu Genf, Februar 1920) 200633 Tuberkulöse, 835973 schwer Unterernährte oder mit Krankheiten Behaftete.

Nach Gothein beträgt die Zahl der unterernährten Kinder 90% aller Volksschulbesucher. In einzelnen Großstädten sind 70% mit Sicherheit als unterernährt festgestellt.

In Halle a. S. ermittelte v. Drigalski starke Unterernährung bei 35,9% der Volksschüler, 27,7% der Mittelschüler und 31% der höheren Schüler. Die Knaben hatten durchschnittlich 3,22 kg, die Mädchen 4,65 kg Mindergewicht. Der Prozentsatz der guternährten Kinder ist von 38,7% im Frieden auf 12,9% gefallen.

In Offenbach sah das Ergebnis der schulärztlichen Untersuchung so aus:

	Volksschule	höhere Schule
Unterernährt	42%	31%
Gut ernährt	6%	17%
Nicht krank	30%	25%
Gesund aussehend	15%	28%

Bei 40% der Volksschüler erwies sich der Gesundheitszustand als unmittelbar gefährdet.

In Wiesbaden waren von 10559 Kindern 4566 (43,4%) stark unterernährt oder krank, in Düsseldorf ca. 35—40%.

In Flöha (Sachsen) bezeichnete Sanitätsrat Töpken 90% aller Schulkinder als blutarm; ein großer Teil von ihnen ist unterernährt.

Bei den Schulanfängern ist die allgemeine körperliche Beschaffenheit im Vergleich mit den Vorjahren erheblich schlechter geworden. In einer deutschen Großstadt mußten Ostern 1920 in einer Schule von den zum Schulbesuch angemeldeten 120 Kindern nicht weniger als 25 (20%) als „schulunfähig" bezeichnet werden. Unter den Aufgenommenen befanden sich verschiedene Kinder von 7 Jahren, die nach ihrer körperlichen Entwicklung wie vierjährige Kinder aussahen. In Elberfeld wurden 1920 von 2859 Schulneulingen 254 zurückgestellt, darunter 165 (65%) wegen Körperschwäche.

Besonders groß ist das Elend in Thüringen, obwohl es dort kaum steigerungsfähig war. In Weida waren 49% der Kinder schwer unterernährt, in Gehren 75% skrofulös, in Oberweisbach 80% unterernährt, in Zella-Mehlis 90% unterernährt und 60% infolge der Entbehrung krank. In einem Bericht der thüringischen Regierung heißt es: „Eine Abnahme des Ernährungs- und Gesundheitszustandes der Kinder ist überall zu bemerken, besonders in den Industriegebieten, aber auch in rein landwirtschaftlichen Gegenden. So wird aus einem rein landwirtschaftlichen Bezirk in Gotha berichtet, daß von 901 untersuchten Kindern 355 = 39,4 v. H. unterernährt oder mit Leiden behaftet befunden worden seien. Auch aus dem überwiegend landwirtschaftlichen Kreise Sondershausen wird gemeldet, daß von 6350 untersuchten Kindern 48,9 v. H. krank seien. In den landwirtschaftlichen Gegenden wird die Verschlechterung des Gesundheitszustandes weniger auf die mangelhafte Ernährung, als auf die durch die Kohlennot verschärften ungünstigen Wohnungsverhältnisse zurückgeführt."

In einem Orte im thüringischen Kohlengebiet mit verhältnismäßig günstigen Erwerbsverhältnissen verteilten sich die Kinder wie folgt:

normal ernährte Kinder	106 = 6,12%
unterernährte Kinder	421 = 24,27%
schwer unterernährte Kinder	876 = 50,49%
ganz heruntergekommene und dringend der Kräftigung bedürftige Kinder	338 = 18,90%

In anderen weniger günstigen Gebieten betrug die Zahl der unterernährten Kinder im Durchschnitt 50—60%.

Erschütternd tritt aus vielen der Berichte die Not der Säuglinge und Kleinkinder zutage. So heißt es für die zum Ärztebezirk Oberweisbach gehörenden Ortschaften: Am klarsten ist die ungünstige Beeinflussung des Gesundheitszustandes ersicht-

lich in der Entwicklung der Säuglinge und derjenigen Kinder, die der Mütterberatungsstunde regelmäßig zugeführt werden. Die Gewichtszunahme ist minimal und bleibt in den günstigsten Fällen immer noch mindestens 50 v. H. hinter der Norm zurück. Fast ausnahmslos leiden die Kinder an Erkrankungen der Mundhöhle, Drüsenschwellungen, englischer Krankheit, Blutarmut, also an Erkrankungen, die auf die Unterernährung zurückzuführen sind. Die Wohltat der Ernährung durch Muttermilch genießen nur sehr wenige Kinder, da die meisten Mütter infolge der eigenen schlechten Ernährung ihre Kinder überhaupt nicht oder nur in den ersten Wochen nach der Geburt stillen können. Der wichtigste Ersatz für die Muttermilch, die Kuh- und Ziegenmilch, steht nur noch den wenigsten Müttern zur Verfügung. Auch die werdenden Mütter leiden unter der Unterernährung und sind vielfach den Anstrengungen der Geburt nicht gewachsen, brauchen zur Entbindung ärztliche Hilfe und bringen in der Mehrzahl kleine und schwächliche Kinder zur Welt.

Summarisch behandelt ein Artikel im Reichsarbeitsblatt das Kinderelend in preußischen Notstandsgebieten. Es heißt da: Die traurigen Bilder über das Kinderelend in den thüringischen Heimarbeit-Gebieten zeigen wie in einem Brennspiegel mit besonderer Schärfe die verheerenden Wirkungen von Krieg, Blockade, Arbeitslosigkeit. Aber diese Zustände sind nicht auf die thüringischen Staaten allein beschränkt, sondern aus verschiedenen Teilen Preußens, Bayerns, Sachsens liegen ähnliche Berichte vor. Neben den Großstädten zeigt sich das Kinderelend vor allem in hochgelegenen Dörfern, die schlechte Verkehrsverhältnisse haben und wegen der Höhenlage oder infolge Waldreichtums nur wenig Gelegenheit zu landwirtschaftlicher Betätigung bieten. In einigen der vorliegenden Berichte wird aber auch betont, daß nicht nur Heimarbeiterkinder, sondern auch Kinder aus Arbeiterfamilien, aus kleinen Beamtenfamilien, und vor allem Halbwaisen, für welche die Mütter allein

aufkommen müssen, durch die Unterernährung schwer gefährdet sind.

In Preußen zeigen namentlich die Zustände in einigen Teilen der Provinz Schlesien manche Ähnlichkeit mit den Zuständen in Thüringen. Die Heimarbeiter gehören zur Textilindustrie, Porzellanindustrie, Wäschenäherei, Tabakindustrie, Schuhmacherei, Wollwarenindustrie, Konfektion, Spitzenherstellung, Glasindustrie, Tonindustrie, Holzindustrie usw.; fast alles Industrien, die unter der Arbeitslosigkeit stark leiden. Ferner handelt es sich vielfach um Dörfer oder kleine Städte mit wenig landwirtschaftlichem Hinterland. Einzelne Kreise sind auch von der Maul- und Klauenseuche stark betroffen, so daß dadurch der Milchmangel für die Kinder noch verschlimmert wird.

Aus den Berichten einzelner schlesischer Kreise verdienen folgende Mitteilungen hervorgehoben zu werden:

Im Kreise Waldenburg leiden namentlich die Textilarbeiterfamilien; die Tuberkulose verbreitet sich unter ihnen in erschreckender Weise. In den Schulen findet oft schon nach $^1/_2$ bis $^3/_4$ stündigem Unterricht ein völliges Versagen der Aufnahmefähigkeit der Kinder statt, während man denselben Kindern früher zweistündige geistige Arbeit zumuten konnte. Die Lehrer und Schulärzte schieben dies Versagen ausschließlich der mangelnden Ernährung zu. Ein Arzt berichtet, daß täglich Gruppen von Frauen mit kleinen Kindern in seinem Dienstzimmer erscheinen und um Milch, weißes Mehl, Grieß usw. für die Kinder bitten, da sie sonst keinerlei geeignete Nahrung für sie haben.

Im Kreise Neumarkt werden von den Fürsorgeärzten 75 v. H. aller Kinder als unterernährt bezeichnet.

Aus Liegnitz wird berichtet, daß nicht nur Kinder von Heimarbeitern, sondern auch Kinder der übrigen Industriearbeiter und des bisherigen Mittelstandes unterernährt sind. Aus dem Kreise Trebnitz wird namentlich über das Elend der

Flüchtlingsfamilien aus Posen und Oberschlesien berichtet, da Trebnitz seiner geographischen Lage wegen viel von Flüchtlingen aufgesucht wird.

In mitteldeutschen Gebieten sind, ähnlich wie in den schlesischen und thüringischen Bergen, die höher gelegenen Orte im Harz und anderen bergigen Gegenden, stark durch Unterernährung gefährdet, so z. B. im Harz Teile des Kreises Ilfeld und des Kreises Zellerfeld mit seiner bergarbeitenden Bevölkerung. Im Regierungsbezirk Merseburg leiden die Heimarbeiter der Korbflechterei und Tabakindustrie. Aus dem Mansfelder Gebirgs- und Saalkreis wird erschreckendes Elend infolge Unterernährung gemeldet, „entsprechend den allgemeinen Verhältnissen im mitteldeutschen Industriegebiet besonders bei den Kindern der Industriearbeiter und des Mittelstandes, insbesondere — wie von verschiedenen Seiten ausdrücklich betont worden ist — des unzulänglich besoldeten Beamtentums."

In anderen Bevölkerungsgruppen macht sich ein besonderes Kinderelend unter den Arbeiterkindern in Wittenberge bemerkbar, von denen ein hoher Prozentsatz unterernährt ist. Wittenberge ist eine ausgesprochene Industriestadt mit vorwiegend Arbeiterbevölkerung. Durch seine Lage an der Elbe ist Wittenberge nach Westen durch den Elbstrom, der die Provinzgrenze bildet, vom Hinterland gänzlich abgeschnitten, und nach den anderen Seiten ist nur Hinterland von unbedeutender Ausdehnung vorhanden, da die Städte Perleberg, Lenzen und Wittstock zu nahe liegen. Auf Unterstützung durch das Hinterland ist so gut wie gar nicht zu rechnen. Außerdem wird das Hinterland wegen der günstigen Bahnverbindung Berlin-Hamburg von Aufkäufern aus den Großstädten überschwemmt, die für Lebensmittel jeden Preis zahlen, so daß dem minderbemittelten Einheimischen die Möglichkeit genommen wird, Lebensmittel zu angemessenem Preise zu kaufen.

Geht man in Mitteldeutschland weiter nach Westen zu, so wird aus den Städten Hannover und Hameln besonderes Kin-

derelend durch Unterernährung gemeldet. Im Regierungsbezirk Kassel leiden namentlich die Kreise, in denen die Tabakheimarbeit und das Kleineisen-Hausgewerbe ihren Sitz haben. Die Tabakheimarbeiter haben wegen Rückganges der Zigarrenindustrie keine Aufträge. Das Kleineisen-Hausgewerbe hatte schon immer stark unter der Konkurrenz der Großindustrie zu leiden, der Verdienst war daher bei langer Arbeitszeit sehr gering. Um den Lebensunterhalt zu bestreiten, waren die Eltern auf die Mitarbeit der Kinder angewiesen. Unter diesen ärmlichen Verhältnissen war bereits in früherer Zeit der Gesundheitszustand der Kinder ungünstig und ist durch den Krieg noch schlechter geworden.

Im Regierungsbezirk Minden wird die Heimarbeit häufig durch landwirtschaftliche Füllarbeit ergänzt, so daß solche Gebiete nicht als besondere Notstandsgebiete anzusehen sind. Große Not herrscht jedoch unter den Kindern der Heimarbeiter des Tabak- und Konfektionsgewerbes im Landkreise Herford. Als besonders gefährdet erscheinen auch die Kinder der zum größten Teile arbeitslosen Glasarbeiter im Kreise Minden. Eine in einer Schule vorgenommene ärztliche Untersuchung ergab, daß von den untersuchten Kindern der Glasarbeiter nur 3 v. H. als gesund bezeichnet werden konnten, 97 v. H. an Erkrankungen litten, die auf Unterernährung zurückzuführen sind.

Selbst in preußischen Gebietsteilen, die landwirtschaftliche Überschußgebiete sind, wie Pommern, macht sich Kinderelend infolge von Unterernährung bemerkbar. So sind zwar im Regierungsbezirk Stettin besondere Notstandsgebiete der Heimarbeit nicht ermittelt worden, dagegen hat sich in anderen Bevölkerungsgruppen, namentlich unter den Kindern von mittleren und unteren Beamten, kleinen Rentnern, Invaliden, Altpensionären, gefallenen Kriegern und bei vaterlosen Kindern ganz allgemein ein großes Kinderelend bemerkbar gemacht.

Solch Elend liegt nicht nur in der Großstadt Stettin, sondern ebenso in der Mittelstadt Stargard sowie in einer Reihe von kleineren Orten des Regierungsbezirks vor.

Auch aus Stralsund und Greifswald wird über großes Kinderelend berichtet. Nach dem Bericht des Magistrats zu Greifswald erklärt sich dort das Vorhandensein einer verhältnismäßig großen Zahl kranker, namentlich tuberkulöser Kinder daraus, daß Greifswald Universitätsstadt ist, und daß viele Eltern kranker Kinder bestrebt sind, nach Greifswald zu ziehen, weil sie dort eine bessere ärztliche Pflege zu finden hoffen.

Aus dem Regierungsbezirk Köslin wird berichttet: „In den ländlichen Kreisen des Bezirks sind keine Notstandsgebiete der Hausindustrie vorhanden. Dagegen macht sich unter den Kindern anderer Bevölkerungsgruppen in den Städten, besonders in Köslin, Stolp, Kolberg, Lauenburg und Falkenburg eine starke Unterernährung bemerkbar. Zumeist gehören diese Kinder der Fabrikarbeiterbevölkerung an, zum Teil aber auch den Familien kleiner Gewerbetreibenden, der gering besoldeten Beamten und Angestellten. Ganz besonders hilfsbedürftig sind die Kinder der Kriegerwitwen und der zahlreichen Heimarbeiterinnen im Schneiderei- und Stickereigewerbe in Stolp und Köslin, die schwer um ihre Existenz zu kämpfen haben."

Auch die stark agrarische Provinz Ostpreußen ist nicht frei von Kinderelend durch Unterernährung. In der Stadt Königsberg i. Pr. zeigt sich dasselbe Bild wie fast in allen Großstädten; etwa 25 v. H. der Schulkinder leiden an Blutarmut und Skrofulose und waren daher besonderer Fürsorge bedürftig. In einem ländlichen Kreise, Braunsberg, sind die Kinder der Tabakheimarbeiterinnen besonders gefährdet; in einem anderen Kreis, Labiau, wo viele Fischerfamilien wohnen, leiden die Kinder unter dem Milchmangel infolge der Viehabgabe.

Für das rheinische Industriegebiet liegen namentlich aus dem Regierungsbezirk Trier zahlreiche Berichte über Kinderelend infolge von Unterernährung vor. Als besondere Not-

standsgebiete der Hausindustrie müssen zurzeit die Nagelschmiede- und Drechslerarbeiten, desgleichen die Bürsten- und Löffelfabrikation angesehen werden. Die mit diesen Arbeiten beschäftigten Personen verfügen nicht über das nötige Rohmaterial, weil sie die teueren Anschaffungen nicht machen können, auch fehlt genügender Absatz. Auch bei den Korbflechtern herrscht große Not, ebenso in der Achat- und Goldwarenindustrie, infolge zeitweiser Einstellung der Betriebe. Auch aus einigen Gemeinden, in denen größtenteils Eisenbahnarbeiter und Bergarbeiter wohnen, wird über starkes Kinderelend berichtet.

Im Bericht für den Regierungsbezirk Wiesbaden wird als besonderes Notstandsgebiet der Hausindustrie die Stadt Frankfurt a. M. bezeichnet. Abgesehen von den Begleiterscheinungen der Heimarbeit im allgemeinen kommt für Frankfurt a. M. erschwerend der Umstand hinzu, daß die Preise der Lebensmittel und sonstigen Bedarfsstücke noch höher als in anderen Orten sind.

Auch der früher oft als besonders wohlhabend angesehene Regierungsbezirk Düsseldorf weist jetzt zahlreiche Notstandsgebiete auf, und zwar sowohl in großen Industriezentren, wie auch in kleineren Städten und Landgemeinden. Das Darniederliegen der Tabak- und Zigarrenindustrie, der Schuhmacherheimarbeit, der Textil- und Kleineisenindustrie, verbunden mit der Wohnungsnot und den Teuerungsverhältnissen namentlich im besetzten Gebiet, sind die Ursachen dieses Kinderelendes. Aber nicht nur Kinder der Heimarbeiter, sondern alle Kinder derjenigen Kreise, die über beschränkte Mittel verfügen, leiden schwer, namentlich auch die Kinder des Mittelstandes. Als kennzeichnende Beispiele seien folgende Tatsachen angeführt: In Duisburg sind 6000 Kinder bei der städtischen Lungenfürsorgestelle gemeldet, gegen 1500 vor dem Kriege; in Solingen mußten fünfmal soviel Kinder wie früher bei der Einschulung vom Schulbesuch zurückgestellt werden; im Kreise

Cleve hat sich die Zahl der an Tuberkulose verstorbenen Kinder im Jahre 1919 gegen 1913 fast verdoppelt.

So mehren sich aus allen Teilen des Reichs die erschütternden Tatsachen, die dafür sprechen, daß das durch die Blockade während des Krieges begonnene Massensterben der Kinder auch jetzt, im sogenannten „Frieden", womöglich in erhöhtem Maße weitergeht. Ähnlich lauten die Mitteilungen über das Kinderelend in bayrischen und sächsischen Notstandsgebieten.

Zur Linderung und Beseitigung der furchtbaren gesundheitlichen Zustände, besonders unter der proletarischen Jugend, könnte die Schule manche wertvolle Mitarbeit leisten. Sie hat sogar die Verpflichtung hierzu, denn sie soll das Kind, als das werdende Glied der Gesellschaft und den künftigen Träger der neuen Generation, vor allem auch körperlich erziehen. Dieser Aufgabe ist sie sich teils gar nicht, teils nur in sehr unzureichendem Maße bewußt. Ihre Organisation wie ihre Unterrichtsmethode weisen in großer Anzahl Mängel und Verkehrtheiten auf, die schwere Schädigungen der Gesundheit unserer Jugend zur Folge haben. Zu einer Zeit, da weder die Lungen noch die Wirbelknochen des Rückgrats genügend entwickelt sind, da sowohl das Großhirn wie die peripheren Nervenpartien noch des Abschlusses in der Ausbildung und Reife warten, wird das Kind zur Teilnahme an einem Unterricht gezwungen, der den lebendigsten Trieb gerade dieser Periode, den Bewegungs- und Tätigkeitstrieb, völlig lahmlegt, der nicht das geringste zur Schärfung und Übung der Sinne tut, der die für die Gehirnbildung ungemein wichtige Handgeschicklichkeit ausschaltet, der infolge des beständigen Sitzzwanges die Lungen, Muskeln und Sehnen verkümmern läßt, den Stoffwechsel nachteilig beeinflußt, die Blutzirkulation stört und alle frohe Lebensgeister im Kinde ertötet. Ein Heer von Müden und Kranken, Bleichsüchtigen und Blutarmen, Lungenschwachen und Nervösen wächst in der stickigen Schulluft heran, nicht aber ein gesundes, frisches, lebenstüchtiges Geschlecht. Wo die

Schule lindern, heilen, aufrichten sollte, macht sie krank, weckt Leiden und erzeugt Siechtum. Es ist keine boshafte Erfindung schulfeindlicher Ärzte, eine ganze große Reihe teilweise recht hartnäckiger und gefährlicher Leiden unter den Sammelbegriff Schulkrankheiten zu rubrizieren. Und es ist keine Übertreibung oder einseitige Darstellung, zu behaupten, daß von diesen Schulkrankheiten der Körper des Kindes um so schlimmer in Mitleidenschaft gezogen wird, je mehr seine Widerstandsfähigkeit durch schlechte Ernährung und Pflege, Kinderkrankheiten und frühe Erwerbsarbeit gelitten hat.

Auf Grund zahlreicher, voneinander unabhängiger und von verschiedenen Zweckbestimmungen geleiteter Untersuchungen darf als feststehend gelten, daß die Ursachen der Schulkrankheiten nicht bloß in äußeren Einrichtungen und in der Ausstattung der Schulen, sondern auch in der inneren Organisation, in den Lehrzielen, Lehrplänen und Lehrverfahren zu suchen sind. Insofern trifft die Schule eine unleugbare Schuld. Schmid-Monnard hat zweifelsfrei konstatiert, daß Schulkrankheiten in alten und neuen, guten und schlechten Schulhäusern bei Schülern mit und ohne Nachmittagsunterricht, bei kräftigen und weniger kräftigen Kindern, trotz sportlicher Betätigung wie ohne solche vorkommen, nur mit dem Unterschied, daß der Durchschnitt der schulkranken Kinder in der Volksschule — infolge der ungünstigeren sozialen Lage — höher ist als der der höheren Schulen. Schmid-Monnard fand in Halle a. S. bei der Untersuchung von 8000 Knaben und Mädchen verschiedener Schulen, daß die Schulkrankheiten im Alter von 11 bis 13 Jahren 30% der Knaben und 40% der Mädchen, im Alter von 16 bis 17 Jahren aber 60 bis 70% der Kinder ergriffen hatten. In den ersten drei Monaten des Schulbesuches nahm das Gewicht der Volksschülerinnen um $1^1/_2$ Pfd. ab; im ersten Schuljahr betrug die Zunahme 1 kg weniger als bei gleichalterigen Kindern, die die Schule nicht besuchten. Ebenso blieb das Längenmaß um 2,1 cm hinter dem der Nichtschüler zurück.

Ähnliche Beobachtungen machte Quirsfeld-Rumburg; 21% aller Schüler hatten im ersten Schuljahr einen Gewichtsverlust bis zu 3 kg, 54% hatten am Ende des vierten Schuljahres ihre ursprüngliche Muskelstärke gänzlich eingebüßt.

Hertel konstatierte bei Sechsjährigen nach dem Schuleintritt erhebliche Beeinträchtigungen der Atmung, des Blutumlaufs und des Stoffwechsels.

Zappert-Wien bestätigt diese Befunde an der Hand eigener Untersuchungen.

Der schwedische Physiologe Axel Key untersuchte 10000 Schüler auf Schulkrankheiten: Nervosität, Kopfschmerz, Bleichsucht, Veitstanz usw. Dabei ergab sich, daß sich vom Schlusse des ersten bis zum Schlusse des zweiten Schuljahres die Zahl der schulkranken Kinder verdoppelt hatte. Das erste Schuljahr wies 17,6%, das letzte 50% schulkranke Kinder auf. Nervosität und Kopfschmerz steigerten sich vom ersten zum zweiten Schuljahr um das siebenfache. In Dänemark gelangte man zu ähnlichen Ergebnissen.

Besondere Beachtung verdienen die **Rückgratverkrümmungen**, die zumeist eine Folge des ewigen Sitzens auf den Schulbänken sind. Der Prozentsatz der mit ihnen behafteten Kinder nimmt mit jedem Schuljahr zu. So stellten Skoliosen fest:

Mayer-Fürth	für das	1.	Schuljahr	43,6%
	„ „	5.	„	70,9%
Kirsch	„ „	1.	„	22,3%
	„ „	8.	„	41,2%
Bardenheuer	„ „	1.	„	0 %
	„ „	6.	„	52 %
Krug	„ „	9.	Lebensjahr	11 %
	„ „	13.	„	35 %
Scholder, Weith und Combe	„ „	8.	„	9,7%
	„ „	13.	„	41,2%

Digitized by Google

Lorenz, Hoffa, Schultheß u. a. bezeichnen die Rückgratverkrümmung als **eigentliche Schulkrankheit**, obwohl unter den durchschnittlich 33$^1/_3$% der davon betroffenen Kinder auch solche mit angeborener Rückgratverkrümmung anzutreffen sind. Dr. Eulenburg berechnet diese auf 8%, Schultheß auf 10%. Die angeborenen Rückgratverkrümmungen finden sich besonders bei Kindern von Arbeiterinnen die bis zu ihrer Niederkunft schwere Arbeiten verrichten mußten oder bei ihrer Erwerbstätigkeit zu unvorteilhafter Körperhaltung auch während der Schwangerschaft gezwungen waren. In anderen Fällen sind sie durch Rachitis erworben, die ihre Ursache in unzureichender und unzweckmäßiger Ernährung der Kinder, also in der **Armut und sozialen Notlage der proletarischen Schichten** hat. Sie bewirkt bei dem Kinde ungenügende Festigkeit der Knochen und des Zwischenknorpels der Wirbelsäule und schafft damit die Disposition zur Rückgratverkrümmung, die entweder im Hause schon, ganz sicher aber später in der Schule entsteht. Einseitige Belastung der Wirbelsäule durch gewohnheitsmäßige schiefe Sitzhaltung, schlechte Heftlage mit entsprechender Biegung der Wirbelsäule, Übertragung des körperlichen Schwergewichts beim Schreiben auf die linke Beckenhälfte, um dem rechten Arm beim Schreiben freiere Führung zu ermöglichen, allgemeine Ermüdung der Rückenmuskulatur infolge anhaltenden Sitzens usw. bewirken die Deformität, die unter allen Umständen eine zum mindesten peinliche Beeinträchtigung des körperlichen Wohlbefindens bedeutet. Die Schulreform, die auch den Erfordernissen und Gesetzen der Hygiene im Unterricht und in der Erziehung mehr Geltung zu verschaffen sucht, erstrebt die Beseitigung von mancherlei Einrichtungen und Übelständen, die heute der Skoliose in der Schule Vorschub leisten. Abkürzung der Sitzzeit, sachdienliche Pausenordnung, Kürzung der Unterrichtsstunden, Pausenturnen, Freiübungen usw. erscheinen als wirksame Gegenmaßnahmen geboten; auch orthopädischer Turnunterricht, wie er nach einer Enquete von

1908 in 22 Gemeinden vorgenommen wurde, kommt in Betracht. Solange es aber bei dem traurigen Stande unseres Schulwesens noch zahllose Schulen gibt, in denen die Sitzgelegenheit für die Kinder überhaupt nicht oder nur dürftig ausreicht, in denen vormittags die älteren Schüler dieselben Bänke benützen müssen, die nachmittags die Kleinen aufnehmen, in denen bei schlechter Beleuchtung gearbeitet werden muß usw., solange ist ein wirksamer Kampf gegen die Skoliose durch die Schule nicht zu führen. „Wir können noch so viele orthopädische Turnkurse einrichten," sagt Dr. Steinhaus, „wir treffen das Übel an der Wurzel nicht, sondern treiben den Teufel mit Beelzebub aus." Vor allem steht jeder noch so gut gemeinten Maßnahme in schier unüberwindlicher Größe immer wieder die soziale Not des Volkes entgegen, deren Schoße unablässig die Bedingungen und Ursachen all dieser Leiden und Übel entsteigen.

Daß die Schule besonders Kurzsichtigkeit und Augenleiden hervorruft, hat Prof. Cohn schon vor mehr als einem Menschenalter in seinem Buche „Die Augen von 10060 Schulkindern" nachgewiesen. Er stellte für Dorfschulen 1,4%, für Elementarschulen 6,7%, für Töchterschulen 7,8%, für Knaben-Mittelschulen 10,3%, für Realschulen 19,7% und für Gymnasien 26,2% Kurzsichtige fest mit dem Bemerken, daß der Grad der Kurzsichtigkeit mit der Anzahl der Schuljahre zunimmt. Seine Resultate sind durch die Ergebnisse ungezählter augen- und schulärztlicher Untersuchungen bestätigt worden. U. a. fand Schmid-Monnard in Halle a. S. in den Volksschulen:

auf der Unterstufe 0,5—1,5% brillentragende Kinder,
im 11. Jahre 4,5%,
im 14. Jahre 4,7% (Kn.), 3,6% (M.);

in den höheren Schulen erheblich mehr. Man nimmt an, daß etwa 20% aller Volksschüler ein anormales Sehvermögen auf-

zuweisen haben, wovon ein beträchtlicher Teil seine Ursache in nervösen Störungen hat. Fand doch Dr. Saenger-Hamburg unter 30000 Patienten der Poliklinik 1029 nervöse Kinder, bei denen eine Beeinträchtigung im Sehen infolge nervöser Störungen vorlag, ohne daß die Kinder sich dessen in allen Fällen bewußt waren. Und Dr. Gelpke-Karlsruhe ermittelte in den Klassen für Schwachbefähigte nur 30% Schüler mit gesunden Sehorganen, woraus er schloß, daß Sehstörungen sehr oft eine Ursache geringer Leistungen in der Schule seien. Bekannt ist auch, daß der Schulstaub nicht selten Augenentzündungen leichterer und schwerer Art hervorruft; Dr. Schmidt-Rimpler hat dem Follikularkatarrh direkt den Namen Schulkatarrh gegeben.

Statistische Erhebungen über die Verbreitung des Stotterns haben ergeben, daß auf das Alter von 6 bis 7 Jahren 6%, auf das von 7 bis 8 Jahren 10%, auf das von 11 bis 12 Jahren 15% Stotterer entfallen, daß die Ursachen dieser rapiden Zunahme auf zunehmende Nervosität zurückzuführen sind, und daß die Schule eine Hauptquelle für das eine wie für das andere Leiden ist. „Wenn man bedenkt," sagt der Sprachheillehrer Gutzmann, „daß Kinder, die bis zum sechsten Lebensjahre sich frei und fröhlich herumgetummelt haben, die bis dahin keine Sorge kannten, die tun und lassen konnten, was ihnen beliebte, die sich an Spielen erfreuten, daß diese Kinder jetzt plötzlich mindestens drei Stunden an einem Vormittag stillsitzen und auf die Worte des Lehrers intensiv achten sollen, so wird man verstehen, daß diese Zumutung in der Tat unter Umständen eine schwere Schädigung im Gefolge haben kann. Es gibt sogar sehr kräftige Kinder, die nicht imstande sind, die plötzliche Veränderung ohne Schädigung ihres körperlichen Zustandes zu ertragen... Mir scheint, daß durch die heutigen Verhältnisse eine Prädisposition zur Erwerbung nervöser Übel gelegt wird, und daß die größte Zahl der Kinder an den Störungen körperlicher und seelischer Art lange Zeit zu leiden hat... Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten hier

einzugehen; ich erwähne sie nur, um die Wahrscheinlichkeit einer Schädigung und der Entstehung nervöser Sprachstörungen infolge des Schuleintrittes zu erklären."

So arbeitet ein verfehlter Schulbetrieb Hand in Hand mit der sozialen Verelendung an der Zerstörung der Gesundheit und Lebenstüchtigkeit des proletarischen Nachwuchses.

Was zur Abwendung dieser Gefahren und Beseitigung der Folgen aufgeboten wird, ist lächerlich gering. Die Gemeindeverwaltungen sind infolge des Krieges dermaßen verarmt, daß sie früher geschaffene Einrichtungen nicht nur nicht weiter ausbauen können, sondern abbauen müssen. Zahlreiche Heime haben wegen Mangels an Mitteln ihre Tore geschlossen. Wohl steht eine Menge von Vereinen, Komitees und Zentralen für die mannigfachen Zweige der Jugendpflege und Fürsorge in emsiger und selbstloser Tätigkeit, aber auch sie leiden schwer unter dem unüberbrückbaren Gegensatze des Riesenmaßes der Notstände auf der einen und des großen Mangels an Mitteln auf der anderen Seite. Die Anstaltspflege ist zu teuer, allein die Beschaffung des Heizmaterials erfordert heute ein Vielfaches des ganzen früheren Betriebsaufwandes. So geht man zur Familienpflege über. Aber auch die Familie erweist sich im Hinblick auf den unaufhaltsamen Verfall, dem sie ausgeliefert ist, mehr und mehr als ungeeignet für die ihr zugewiesenen Aufgaben. So herrscht überall Ratlosigkeit, Unfähigkeit zur Hilfe, volles Versagen, während die Notstände mit gellender Stimme nach Abhilfe und Linderung schreien.

Die alte Geschichte: erst wird ruiniert, wo gepflegt und geschont werden sollte. Dann kommt man mit dünnen Armensuppen und dem Lirumlarum eitler Wohltätigkeit, anstatt volle, ganze Hilfe zu gewähren. Die Symptome werden vertuscht, das Übel bleibt bestehen und der Nachwuchs der Armen geht im Elend zugrunde.

Die Proletarierkrankheit

Die grausamste Würgerin im Proletariat und unter seinem Nachwuchse ist die Tuberkulose.

Schlimmer als Pest und Cholera schreitet sie durch die Massenquartiere der Armut. Opfer über Opfer fallen unter ihrer Geißel.

Kurz vor dem Weltkriege verwies die ärztliche Wissenschaft mit Genugtuung und Stolz auf die Tatsache, daß es ihr in Verbindung mit der Sozialhygiene gelungen war, den Verheerungen der Tuberkulose wenigstens unter der erwachsenen Bevölkerung erfolgreich entgegenzutreten; in den Reihen der Jugend, besonders der ärmeren Klassen, war man ihrer freilich nicht Herr geworden. Nach dem Kriege hat sie in beiden Lagern wieder Oberhand gewonnen. Und sie mordet grausam, unerbittlich

Mit Recht hat man die Tuberkulose die „Proletarierkrankheit" genannt. Sie folgt der Armut wie ihr Schatten. In den Elendsquartieren hat sie ihre Domäne. Unzählige Statistiken beweisen, daß die Zahl der Erkrankungs- und Sterbefälle an Tuberkulose um so größer ist, je niedriger das Einkommen, je schlechter die Lebens- und Arbeitsbedingungen der betreffenden gesellschaftlichen Gruppen sind. Dr. Grotjahn führt in seiner Sozialen Pathologie zwei markante Beispiele dafür an. Zuerst eine Statistik von Hamburg für das Jahr 1904/05:

Einkommen von	Sterbefälle an Lungenschwindsucht im Jahre auf 100000 Lebende
900—1200 M.	482
1200—2000 „	447
2000—3500 „	274
3500—5000 „	252
darüber „	120

Digitized by Google

Sodann eine Statistik des bayrischen Landesgewerbearztes Dr. Koelsch:

Berufe	Es starben an Tuberkulose auf 1000 Lebende des Berufes
Tagelöhner	83,10
Steinhauer	26,85
Schreiner	13,37
Maurer	10,23
Tüncher und Maler	7,28
Zimmerer	5,20
Schneider	4,94
Schuster	3,63
Kaufleute	2,97
Landwirtschaft	1,82

Weiter ist eine von der Hanseatischen Versicherungsanstalt vor Jahren gemachte Aufstellung bekannt, nach der in Hamburg auf je 1000 Steuerzahler kamen:

Einkommen	Tuberkulosetodesfälle
über 3500 M.	1
2000—3500 „	2
1200—2000 „	2½
900—1200 „	4

Auf 10000 Einwohner kamen:

Einkommen	Todesfälle an Tuberkulose
über 2000 M.	15
unter 2000 „	40

Hersch, der in Paris den Zusammenhang zwischen Sterblichkeit und Wohlstand an Hand der Wohnungs-Mobiliar-Steuer untersuchte und für diesen Zweck die Bevölkerung entsprechend ihrer sozialen Lage in vier Gruppen einteilte, stellte folgendes fest:

Gruppe	Von 100 Wohnungen waren wegen Armut steuerfrei	Sterbefälle auf je 10000 Einwohner	Sterbefälle an Tuberkulose auf je 10000 Einwohner
I	45,9	110	14,8
II	64,1	130	26,8
III	79,0	169	43,8
IV	89,6	181	58,8

Diese Statistik beweist überzeugend klar den unmittelbaren Zusammenhang von Armut, Sterbehäufigkeit und Tuberkulosesterblichkeit.

Alle diese Ziffern beziehen sich auf die Bevölkerung im allgemeinen. Spezielle Statistiken für das Kindesalter im besonderen liegen nicht vor. Aber es ist klar, daß von den Erscheinungen der Gesamtbevölkerung der Lebenskreis des Kindes nicht unberührt bleibt. Bei den Erwachsenen mag die Tuberkulose zum Teil als Berufskrankheit auftreten, in ausgesprochen hohem Maße z. B. bei Steinmetzen, Schleifern, Kürschnern, Zigarrenmachern, Schneidern usw. Aber im allgemeinen ist sie eine Milieukrankheit, eine Seuche des sozialen Elends. Von diesem ist das Kind nicht ausgenommen, im Gegenteil: es ist ihm am wehrlosesten überliefert. So wird die Tuberkulose neben dem Brechdurchfall zur spezifischen Gefahr für das proletarische Kind.

Die Tuberkulosesterblichkeit für das Kindesalter betrug auf 10000 Lebendgeborene:

	im Alter von 5—10 Jahren beim männlichen	weiblichen Geschlecht
1876	3,60	4,75
1902	3,62	5,32
	im Alter von 10—15 Jahren	
1876	4,06	7,38
1902	4,08	7,61

Nach Dr. Kirchner betrug die Tuberkulose-Sterblichkeit der Schulkinder 1905:

fast 60% der Todesfälle an ansteckenden Krankheiten,
fast 25% der Gesamtsterblichkeit der Schulkinder.

Es starben an Tuberkulose von je 10000 Kindern:

im Jahre	in Preußen		in Berlin	
	im 6.—10. Lebensjahr	im 11.—15. Lebensjahr	im 6.—10. Lebensjahr	im 11.—15. Lebensjahr
1876	8,53	11,44	10,69	10,47
1902	9,94	11,69	12,55	12,97

War in Berlin der Prozentsatz der Tuberkulosesterblichkeit für das Kindesalter ohnehin auffällig hoch, so überraschte der Umstand, daß in einem Zeitraume von 25 Jahren hierin keine Verbesserung, im Gegenteil eine Verschlechterung erreicht wurde.

Nach einer Statistik von Dr. Kayserling hat sich von 1898 bis 1908 in dieser Hinsicht nur zugunsten der männlichen Jugend etwas geändert, während für die weibliche Jugend eine erhebliche Verschlechterung zu verzeichnen ist. Es starben nämlich in Berlin von 10000 Lebenden:

		1898	1908
männl. Personen	15.—20. Jahr	15	13
	20.—25. „	22	20
weibl. Personen	15.—20. „	11	16
	20.—25. „	18	23

Von dem Kampfe gegen die Tuberkulose hat demnach die proletarische Jugend nicht das mindeste profitiert.

Dies hat selbst Dr. Kirchner, der Leiter der Medizinalabteilung im preußischen Kultusministerium, wenn auch mit sehr vorsichtigen Worten, zugestehen müssen. In einem 1912 in Berlin gehaltenen Vortrage hat er ausgeführt, daß er 1905 bei einer Untersuchung über die Abnahme der Tuberkulosesterblich-

keit zu dem Resultat kam, daß die Abnahme am auffälligsten in den Altersklassen der Männer war, die von der sozialen Gesetzgebung der achtziger Jahre getroffen wurden. „Die jugendlichen Altersklassen und die weiblichen nahmen daran nicht teil. Von 1875 bis 1902 hatte gerade in den jugendlichen Altersklassen und beim weiblichen Geschlecht die Sterblichkeit an Tuberkulose nicht ab-, sondern sogar noch zugenommen; sowohl die absolute, wie die relative Sterblichkeit. Eine erneute Berechnung in den Jahren 1903 bis 1906 zeigte keine besseren Ergebnisse. Erst die Berechnungen der Sterblichkeitsverhältnisse bis 1910 haben konstatieren lassen, daß in keiner Altersklasse, und auch beim weiblichen Geschlecht nicht, die Sterblichkeit zugenommen hat, sondern nunmehr zeigt sich auch hier überall eine Abnahme. Nur die relative Sterblichkeit ist noch immer im Wachsen begriffen, ein Beweis, daß die Anstrengungen zur Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter noch keineswegs das Ziel erreicht haben."

Die relative Sterblichkeit im Kindesalter war also im Wachsen begriffen, und zwar, wie eine Übersicht über verschiedene Bundesstaaten beweist, besonders für das 1. Lebensjahr:

	1. Lebensjahr		2.—15. Lebensjahr	
	1902	1903	1902	1903
Preußen	1,6‰	2,2‰	0,6‰	0,6‰
Bayern	3,9	4,3	1,3	1,0
Sachsen	1,7	1,8	0,7	0,6
Württemberg	—	—	0,8	0,8
Baden	1,5	2,4	0,6	0,8

Für das 1. Lebensjahr besteht allenthalben Sterblichkeitszunahme, für die späteren Jahre bis zum 15. Stillstand; gelegentliche kleine Abnahmen werden durch ebensolche Zunahmen ausgeglichen. Im großen Ganzen kein Erfolg, sondern ein Versagen, ein Fiasko.

Dabei will die Sterblichkeitsziffer noch nicht einmal viel für die Verbreitung der Tuberkulose unter der Jugend besagen, da

naturgemäß zahlreiche Erkrankungen in diesem Alter früher oder später wieder zur Ausheilung und Genesung führen. Sicher ist, daß die Erkrankungsziffer ungleich höher steht als die Sterblichkeitsziffer.

Nach einer Umfrage der Zentrale für Jugendfürsorge wurden 1908 in 238 Orten mit über 10000 Einwohnern (von 468, die den Fragebogen beantwortet hatten) durch Schulärzte tuberkulöse oder tuberkuloseverdächtige Kinder festgestellt.

Allein in Leipzig, so erklärte der Stadtbezirksarzt Dr. Poetter in einem Vortrage, seien 20000 Kinder lungenkrank, zum Teil lungenleidend.

Auf dem 1. Tuberkulosekongreß in Berlin bestätigte Dr. Ritter-Berlin die Mitteilung, die Dr. Petruschky-Danzig unter großer Bewegung der Versammlung gemacht hatte, nämlich, daß 85% aller Kinder als mit den Keimen tuberkulöser Erkrankung behaftet anzusehen seien. Andere Ärzte haben dieser furchtbaren Feststellung beigepflichtet, und zahlreiche Untersuchungsresultate haben sie immer wieder teils im vollen Umfange, teils in erheblichem Maße bestätigt.

So kamen in Mannheim 1906 neben 349 Erwachsenen schon 196 Kinder unter 14 Jahren wegen Tuberkulose auf Verwendung der Armenverwaltung bei den Stadtärzten zur Behandlung.

Im Münchner Pathologischen Institut wurde die Häufigkeit der Tuberkulose im Kindesalter bis zu 48,8% festgestellt.

In Rathenow konstatierte der Schularzt bei 57 von 136 Kindern (42%), in Kirchberg, einem erzgebirgischen Industrieort, bei 38 von 71 Kindern (54%) tuberkulöse Erkrankungen.

Von sämtlichen Schülern der Düsseldorfer Volksschulen wurden alle chronisch lungenleidenden oder sonst auf Tuberkulose verdächtigen neben einer eingehenden körperlichen Untersuchung mittels der Pirquetschen Impfung geprüft; es reagierten nicht weniger als 46%, die somit als tuberkulös befunden

wurden. Wie sehr die Krankheit durch das soziale Milieu der Kinder bedingt war, zeigen folgende Zahlen: 53,3% der Tuberkulösen waren Kinder einfacher Arbeiter, 39% Kinder von gelernten Arbeitern, Handwerkern und Kleingewerbetreibenden, 7,5% von kleinen Beamten und Angestellten. Aus großen Familien (mit sechs Köpfen und mehr) stammten 61,1%, 63,1% hatten kein eigenes Bett. Bei 56,3% konnte eine erbliche Belastung durch die engere Familie, bei 87,9% durch die Verwandtschaft nachgewiesen werden.

Wie infizierten sich aber die familiär nicht belasteten Kinder? Durch die enge Berührung auf Fluren, Treppen und Höfen der dichtbewohnten Arbeiterquartiere, die den armen Kindern als Spiel- und Tummelplätze dienen müssen. Wohl auch durch den stundenlangen Aufenthalt in überfüllten Schulklassen, wo schlechte Luft und Staub den Lungen schaden und das anhaltende Sitzen mit gefalteten Händen die Atmung behindert. Auf einer Konferenz über Hygiene und Frauenstimmrecht (Dresden 1911) beklagte in ihrem Referat über Kinderschutz und Jugendfürsorge Frl. v. Welczeck, daß die soziale Fürsorgearbeit die Kinder von 2 bis 6 Jahren ganz unberücksichtigt lasse, „dabei stehe auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen fest, daß die Durchseuchung des Volkes mit Tuberkulose bereits bei Beginn des schulpflichtigen Alters abgeschlossen sei."

Die Durchseuchung des Volkes — das bedeutet natürlich in erster Linie: des armen Volkes. Hier pflanzt und erbt sich die Seuche oft — als einziges Erbteil — durch viele Generationen fort. Welch erschreckenden Umfang die Tuberkulose in Arbeiterfamilien über Generationen hinweg aufweist, darüber gibt die bereits erwähnte Statistik von Dresel über 150 Familien in Dörfern um Schwetzingen geradezu erschütternden Aufschluß. Dresel fand: 40 Familien hatten Tuberkulose, je ein oder mehr Kinder, insgesamt 63, waren daran gestorben. 44mal starb die Mutter der Mutter, 22mal der Vater der

Mutter, 30 mal Geschwister der Mutter an Tuberkulose. 4 Mütter starben bisher an Tuberkulose, 42 waren krank, 31 verdächtig. Beide Eltern waren tuberkulosekrank in 3 Familien, die Mutter krank und der Vater verdächtig in 3, die Mutter verdächtig und der Vater krank in 5 Familien, beide Eltern verdächtig in einer Familie. 31 mal starb der Vater des Vaters, 21 mal die Mutter des Vaters, 7 mal Geschwister an Tuberkulose. 11 Väter erlagen der Krankheit, 23 waren tuberkulose krank, 7 verdächtig. Die Belastung der Eltern betrug rund 50%. Eine grauenhafte Statistik! Der generative Boden, aus dem der proletarische Nachwuchs ersprießt, ist mit Tuberkeln geradezu gesättigt! Kein Wunder, wenn Herrfurth auf Grund ähnlicher Erhebungen aus den Resultaten den Schluß zieht, daß vorwiegend Volksschüler und unter diesen wieder Kinder der ärmsten Leute das Hauptrekrutierungsgebiet der Tuberkulose bilden.

Krieg und Nachkriegszeit, die von so vielen verhüllten Wahrheiten den Schleier rissen und alle Demonstrationen der nackten und brutalen Tatsächlichkeit auf die Spitze trieben, haben die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigt.

Nach den Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamtes starben im Deutschen Reiche in den Orten mit mehr als 15000 Einwohnern an Tuberkulose:

	Insgesamt	Zunahme seit 1913	% der Zunahme
1913	40374	—	—
1914	41830	1456	3,6
1915	44591	4217	10,4
1916	48875	8501	21,5
1917	67927	27553	68,0

Von Januar 1913 bis Oktober 1918 war die Entwicklung so:

1913	34203	—	—
1918	64774	30571	89,4

In einem einzigen Monat — April 1918 — starben 7790 Personen an Tuberkulose.

Auf dem Kongreß für Kinderhilfe in Genf 1921 gab Adele Schreiber folgende Zahlen: Unter 3383900 Kindern in deutschen Großstädten sind 200633 tuberkulös und 835973 schwer unterernährt. In Leipzig gibt es etwa 8000, in Köln 10000, in Hamburg 13000, in Breslau 7000, in Berlin 30000 tuberkulöse Kinder.

Dr. Witzel-Heidelberg konstatierte auf Grund der Erfahrungen in der Heidelberger Kinderklinik: „Mit Beginn des Waffenstillstandes machte sich eine sehr beträchtliche Vermehrung der tuberkulösen Infektion bemerkbar, die ziemlich plötzlich mit einem rapiden Anstieg der Tuberkulosekurve im Januar einsetzte und im Februar und März zunächst ihren Gipfel erreichte. Von dieser Zunahme der Infektion sind in der Hauptsache die ersten sieben Lebensjahre, ganz besonders stark die Säuglinge befallen."

Aber auch die späteren Lebensjahre der Kinder zahlten der Krankheit hohe Tribute. So starben in 9 deutschen Großstädten Kinder im Alter von:

	5—10 Jahren			10—15 Jahren		
	insges.	an Tub.	%	insges.	an Tub.	%
1913	1734	372	22	884	246	27
1916	2196	422	19	1185	264	22
1919	1828	535	29	1214	541	44

Die Sterblichkeit an Tuberkulose nahm bis 1919 zu (gegen 1918) bei Kindern von:

0—5 Jahren	50%
5—10 „	45%

In Großstädten, wo besonders schlechte Wohnungsverhältnisse die Gefahr der Ansteckung vergrößern und der Ausbrei-

tung der Krankheit sehr günstige Bedingungen liefern, wie in Hamburg, Leipzig usw., ist gegen das letzte Friedensjahr eine Zunahme der Kindersterblichkeit um mehr als 300% zu verzeichnen.

In Essen z. B. gestaltete sich die Statistik der Tuberkulose-Sterblichkeit bei Kindern wie folgt:

	0—5 Jahre	5—15 Jahre
1913	2,88	20,1
1915	1,3	19,2
1917	4	33,6
1918	5	26,9
1919	6,6	39,4

Durchweg also eine Verdoppelung und darüber im Verlaufe von sechs Jahren.

Im Bezirk der Amtshauptmannschaft Annaberg i. Erzgeb. starben an Tuberkulose:

bei 110000 Einwohnern	1914	110	Kinder
„ 100000 „	1919	243	„

In einem Orte dieses Bezirks, Crottendorf, befinden sich allein 125 tuberkulöse Kinder in gemeindeärztlicher Fürsorge.

Im Kommunalverband Ludwigslust wurden als tuberkulös festgestellt:

	1—2 jährige	2—6 jährige	6—14 jähr. Kinder
1917	30	16	22
1919	44	61	169
Zunahme	50%	380%	770%

In Königsberg i. Pr. reagierten, wie Hilger und Gentzen berichten, auf Tuberkulin-Impfung 80% der Kinder; in der Grazer Fürsorge-Anstalt Weltendorf 82½%.

In Bonn hatte die Tuberkulin-Impfung folgendes Resultat:

im Arbeiterviertel Poppelsdorf	46,3%
im neuen Stadtteil	9,0%

Umber beobachtete 600 Kinder vor dem Kriege 2 Jahre lang und 658 Kinder während des Krieges mit dem Ergebnis:

Alter	vor dem Kriege tuberkulös	vor dem Kriege es starben	während des Krieges tuberkulös	während des Krieges es starben
1— 3 Monate	0,0%	80%	2,4%	77 %
3—12 "	5,0 "		7,8 "	
unter 2 Jahren	12 "	21 "	23 "	58 "
von 3— 4 "	32 "		25 "	
" 5— 6 "	33 "	20 "	50 "	61,6 "
" 7—10 "	47 "	7 "	56 "	40 "
" 11—14 "	56 "	6 "	66 "	14 "

Das sind nur ein paar statistische Nachweise von Tausenden! Überall ist die Zunahme der Tuberkulose-Erkrankungen unerhört hoch.

Wie sich das Martyrium tuberkulöser Familien auf dem Lande gelegentlich abspielt, zeigt ein Bericht aus einem der anziehendsten Gebiete der Sächsischen Schweiz. Dort lebte in dem Orte Rottwerndorf der Steinbrecher T. mit Frau und vier Kindern. Die Wohnung der sechsköpfigen Familie, die in den elendesten Verhältnissen lebte, bestand aus einem einzigen Raume. Der Mann litt an Lungentuberkulose, ebenso die Frau, auch das jüngste Kind war tuberkulös, zwei andere Kinder litten an Skrofulose. Die ganze Familie war also krank mit Ausnahme eines Kindes. Für die sechs Personen waren nur zwei Betten vorhanden. In dem einen Bett schlief der tuberkulöse Vater mit dem tuberkulösen Kinde und im andern die tuberkulöse Mutter mit den beiden skrofulösen Kindern. Der Mann war gänzlich erwerbsunfähig, er bezog Krankenunterstützung. Im Fusel suchte der unglückliche Mann das Elend zu vergessen. So war er notorischer Trinker geworden, setzte den größten Teil der Unterstützung in Alkohol um, so daß für die Familie zum Le-

bensunterhalt wenig übrigblieb. Endlich veranlaßte der Bezirksarzt ein Einschreiten. Bei der Besichtigung durch den Gesundheitsausschuß wurde festgestellt, daß Eltern wie Kinder krank, schwächlich und unterernährt waren. Der Vater machte direkt den Eindruck eines Todeskandidaten, die Frau war abgemagert, und die Kinder liefen dürftig gekleidet umher. Es fehlte an Nahrung, Kleidern, Feuerung, kurz an allem, was zum menschlichen Leben unbedingt gehört. Die ganze Einrichtung machte einen ärmlichen, aber reinlichen Eindruck. Das älteste Kind war $6^1/_2$ Jahre alt und derart skrofulös, daß es auf längere Zeit vom Schulbesuch dispensiert wurde. Da nach Überzeugung des Ausschusses die größte Not herrschte, wurde beim Gemeindevorstand die Gewährung von Armenunterstützung dringend befürwortet. Die Familie bekam dann eine laufende Unterstützung, für die Kinder waren ein paar Kleidungsstücke angeschafft worden. Außerdem wurde die Familie von privater Seite unterstützt. Wegen der geringfügigen Unterstützung ist es zwischen den Ortsarmenverbänden Rottwerndorf und Goes zum Prozeß gekommen, weil Goes, wo der Mann seinen Unterstützungswohnsitz hatte, eine Erstattung des Aufwandes rundweg ablehnte, indem der dortige Gemeindevorstand die Hilfsbedürftigkeit der Familie bestritt. Tatsächlich ist auch in der Armenunterstützung eine Unterbrechung eingetreten, die die Frau, trotzdem sie schon an fortgeschrittener Tuberkulose litt, zwang, es mit regelmäßiger Arbeit auf dem Rittergute zu versuchen. Schon nach einer Woche mußte sie die Arbeit wieder einstellen, ihr Zustand hatte sich derart verschlimmert, daß bald darauf der Tod eintrat. Einige Monate vorher war schon das jüngste Kind gestorben, und bald wurde auch der Mann von seinem Leiden erlöst. Die am Leben gebliebenen Kinder hat man in einer Anstalt untergebracht.

Nicht immer sind die Verhältnisse so furchtbar, aber immer sind sie, wo im proletarischen Haushalte Armut und Krankheit

sich paaren, schrecklich genug. Da wächst sich in der Enge der Räume die Krankheit zur Epidemie aus und das Elend multipliziert sich.

Dr. Rabnow-Schöneberg untersuchte 400 Wohnungen, in denen er 439 lungenkranke Personen antraf. 386 teilten mit 947 Personen, darunter 570 Kindern, ihren Schlafraum; von 46 Personen, die abgesondert schliefen, hatten 16 ihr Lager in der Küche. 26 besaßen kein eigenes Bett, sondern schliefen — in 12 Fällen mit Kindern — zusammen. Daß infolge des engen Zusammenlebens die furchtbare Seuche sehr bald andere Familienangehörige packt, ist unvermeidlich.

So fand denn auch Dr. de la Kamp bei einer Ermittelung der Familien- und Wohnungsverhältnisse der in der Heilstätte Grabowsee behandelten lungenkranken Männer, daß 46% der Ehefrauen und 19% der Kinder ebenfalls lungenkrank waren; 63% der Kinder waren skrofulös, hatten also alle Aussicht, früher oder später auch tuberkulös zu werden.

Desgleichen findet sich in der Wohnungsenquete der Berliner Ortskrankenkasse der Kaufleute und Apotheker von 1911 die Mitteilung, daß von den der Kasse angehörenden 1407 Lungenkranken

	männlich	weiblich
Kinder	3,94%	8,37%
Geschwister	37,93	34,80
Verwandte	7,88	3,09

ebenfalls an Tuberkulose erkrankt waren. Von den Kranken schliefen nur 18,9% in einem Raum allein, die übrigen 1141 gefährdeten das Leben von 2311 anderen Menschen, die ihr Schlafzimmer mit ihnen teilen mußten. Die Gefahr der Ansteckung wurde überdies noch erhöht dadurch, daß in vielen Fällen auch noch das Bett mit andern geteilt werden mußte.

Nach einer Untersuchung der Leipziger Ortskrankenkasse geschah dies bei 41 lungenkranken Männern und 9 lungenkranken

Frauen; nach einer Umfrage der Kottbuser Ortskrankenkasse bei 14 lungenkranken Personen.

Daß in 150 Familien in der Umgegend von Schwetzingen in Baden 88 gesunde Personen mit Tuberkulosekranken in einem Bett zusammen schliefen, wurde schon an anderer Stelle erwähnt.

In Wien lag ein Tuberkulosekranker, dessen „schweren Zustand" der Arzt ausdrücklich konstatierte, zwei Monate neben dem Küchenherd einer Wohnung, von der es im Bericht der „Kinder-Schutz- und Rettungsgesellschaft" heißt: Von Schmutz starrende Wände, aller mögliche Unrat, wie Mist, am Fußboden, ganze Haufen alte Fetzen, Lumpen, Schuhe usw., halb verfallene Einrichtungsgegenstände, schmutzige Bettwäsche, gänzliches Unterlassen des Fensteröffnens usw. In dieser Pesthöhle, zu der noch ein Kabinett von der Größe eines Abortes hinzukam, hausten 10 (zehn) Personen, darunter 7 Kinder, ein Säugling inbegriffen. Als sich der Kranke endlich entschloß, ein Spital aufzusuchen, wurde er überall abgewiesen. Schließlich griff die Polizei ein und verschaffte ihm ein Unterkommen im Spital, wo er aber bald verschied. „Ganz dieselben Zustände," schreibt der Kassenarzt in seinem Bericht, „wiederholen sich übrigens beinah täglich in meinem Bezirksteile." Welche Ströme von Ansteckung gehen von solchen Verhältnissen aus!

Nach Fuchs-Tübingen ist die Tuberkulosesterblichkeit um so größer, je dichter die Wohnungen bewohnt sind. In den Wohnungen von einem Zimmer kommen auf 10000 Menschen 13 Tuberkulöse, in Wohnungen mit zwei Zimmern, die überfüllter sind als die mit einem Zimmer, 14 Tuberkulöse, in Wohnungen mit drei Zimmern 10, in Wohnungen mit vier und mehr Zimmern 4,5.

Spaet berichtet von Fürth, daß sich dort die Sterblichkeit an Tuberkulose in jenen Stadtteilen dauernd am höchsten hält, in denen sich das Luftmaß der Wohnungen unter 20 cbm bewegt oder nur wenig darüber erhebt.

Die gräßliche Wohnungsnot, unter der heute die Bevölkerung der kleinen Städte und des Landes fast ebenso schwer leidet wie die der Großstädte, züchtet wahre Herde der Tuberkulose, wie sie Graf Keßler in seiner „Kinderhölle in Berlin" teilweise bildlich festgehalten hat.

Dazu kommen in ländlichen Gebieten oft genug noch unhygienische Lebensgewohnheiten und große kulturelle Rückständigkeit, die der Entstehung und Verbreitung der Tuberkulose weitgehenden Vorschub leisten. Man denke z. B. an die Verhältnisse im Landkreise Hümmling (Hannover), der eine abnorm hohe Tuberkulosesterblichkeit hat als Folge des Licht- und Luftmangels in den Wohn- und Schlafräumen, die Prof. Jacob wie folgt schildert: „Den größten Raum im Hause, der im Sommer zum ständigen Aufenthalt dient, nimmt eine zugige Diele, d. h. der Viehstall, ein, in dem zugleich allerlei Vorräte aufbewahrt werden. Die kleinen Fenster sind oft fest eingemauert und lassen sich überhaupt nicht öffnen; wo sie zum Öffnen eingerichtet sind, hält man sie geschlossen, um den das Vieh umschwärmenden Fliegen, dem Regen und dem lästigen Moorrauch den Eintritt in die Wohnung unmöglich zu machen. Durch den Mangel an Lüftung werden die Wände feucht, so daß die Lebensmittel verschimmeln und die aufgehängten Kleider dauernd naß sind. Am unglaublichsten aber ist es um die Schlafräume bestellt. Es fanden sich Häuser, in denen für eine sechs- bis achtköpfige Familie, der sich oft noch mehrere Knechte oder Mägde hinzugesellten, nur zwei winzig kleine, niedrige Kammern mit je einem Bett zur Verfügung standen. In vielen Hütten jedoch fehlen sogar solche kümmerlichen Räume. Ihre Insassen schlafen in sogenannten Butzen, wandschrankähnlichen, in die feuchten Mauern eingelassenen Behältnissen, die durch dichte Vorhänge und Schiebetüren von dem übrigen Raum völlig abgeschlossen werden und bei einem Luftinhalt von sechs Kubikmetern zwei bis drei oder gar noch mehr Personen zum nächtlichen Aufenthalt dienen. Eine Ven-

tilation der Butzen ist unmöglich, obwohl der Rauch des offenen Herdfeuers tagsüber hineindringt und im Verein mit dem als Unterlage dienenden faulenden Stroh eine entsetzliche Atmosphäre in ihnen erzeugt. Solche Butzen fanden sich in 35,8% aller Wohnhäuser. Eine gründliche Reinigung der Räume wird im allgemeinen höchstens zwei- bis dreimal im Jahre vor den hohen Festtagen vorgenommen." Im Kreise Hümmling gab es 1910 von 146 Schwindsüchtigen 119, die kein eigenes Bett hatten; 46 davon nächtigten mit anderen in den Butzen.

Daß solche Zustände, so erschreckend sie sind, keineswegs vereinzelt dastehen, bezeugen die v. Mangoldschen Jahrbücher der Wohnungsreform, in denen man nachlesen kann, wie fürchterlich es um die ländlichen Wohnungsverhältnisse im deutschen Osten bestellt ist. Dort wird die Tuberkulose in Reinkulturen gezüchtet!

Armut und Entbehrung, Wohnungsnot und Schmutz, Ausbeutung und Entartung — alle Mühseligkeiten und Schrecknisse, die die geplagte Kreatur zu tragen vermag, reichen sich die Hände zu einem gräßlichen Totentanze.

Miasmen und giftiger Brodem steigen aus der Tiefe des Massenelends auf...

Zu Zehntausenden, Hunderttausenden sinken die Opfer übereinander...

Eine Orgie himmelschreiender Vernichtung...

Krüppelkinder

In dem langen Leidenszuge der — mit Ada Negri zu sprechen — „wegemüden, ungeheuren erdfahlen Volkschaft", der sich an unserm geistigen Auge vorüberwälzt, wollen auch die Krüppelkinder nicht vergessen sein.

Ein Heer von Krummen und Lahmen, Schiefen und Buckligen, Hinkenden und Halben stolpert, humpelt, kriecht, schlen-

Digitized by Google

kert und keucht herauf in schauerlicher Prozession... „Zerissene Glieder und entstellte Mienen...“

Auf Anregung der Deutschen Zentrale für Krüppelfürsorge ist 1906/07 von den Regierungen der deutschen Bundesstaaten eine Krüppelzählung vorgenommen worden. Sie ergab 98263 Krüppel unter 15 Jahren, 14865 unter 6 Jahren. Dabei haben Bayern mit 10244, Baden mit 2919 und Hessen mit 1436 nur die schulpflichtigen Krüppel gezählt. Preußen allein zählte 52000, Sachsen 9931, von denen 856 anstaltsbedürftig waren.

Bisalski, der die Ergebnisse der Zählung bearbeitet hat, teilt als häufigste Krüppelleiden mit:

Lähmung	16,4%	(5,87 auf 10000 Kinder)
Tuberkulose	15 %	(5,37 „ „ „
Skoliose	12,2%	(4,36 „ „ „
Rachitis	9,5%	(3,38 „ „ „

Unfälle lagen bei 10000 Kindern vor. 6556 Kinder wiesen außer der Verkrüppelung noch andere Gebrechen oder Leiden auf. So waren 3148 epileptisch, 6481 (8,5%) schwach- oder blödsinnig, 304 taubstumm, 56320 heimbedürftig, 173 blind.

Nur 3300 Krüppelkinder waren in Heimen untergebracht, da bloß 53 mit 5239 Betten zur Verfügung standen; keins der Heime war von einer Staatsverwaltung ins Leben gerufen oder wurde von ihr unterhalten. 70,5% der Krüppelkinder waren unbehandelt, nur 833 genossen einen passenden Unterricht, 6423 im schulpflichtigen Alter stehende Kinder waren überhaupt noch nicht unterrichtet.

Das sind entsetzliche Zahlen!

Die bedauernswerten Kinder, die so zu Tausenden in vollster Hilflosigkeit einem unbarmherzigen Schicksal überlassen blieben, rekrutierten sich vorwiegend aus dem Nachwuchse des Proletariats. Die meisten Krüppel entstammen armen Familien. Die soziale Ursache des Krüppeltums ist deshalb nicht

zweifelhaft. Ihr ist es auch zuzuschreiben, daß es so völlig an sachgemäßer Versorgung mangelt. Es sind ja nur Proletarierkinder! Unter den 1512 verkrüppelten Kindern des Samariterhauses in Cracau bei Magdeburg entstammten nur 83 bemittelten Familien. Bei den übrigen, den Unbemittelten, waren weit weniger Verletzungen oder Verstümmelungen, fehlerhafte Geburtsanlage oder Mißbildung die Ursache des Gebrechens als vielmehr Krankheiten aller Art und mangelhafte Pflege.

Die Ursache der Krüppelhaftigkeit liegt vielfach bereits in der Keimanlage des Embryos; in anderen Fällen ist der an sich gesunde Keim während seiner Ausbildung in der Gebärmutter schädlichen Einflüssen ausgesetzt gewesen, die seine normale Entwicklung hemmten. Derartige Schädigungen können äußerer Natur sein und die Mutter betreffen (Sturz, Stoß gegen den Unterleib, andauernde gebückte Stellung bei der Arbeit usw.), können aber auch in krankhaften Vorgängen der Gebärmutter ihre Ursache haben. Schließlich bilden Verwachsungen oder Verklebungen gegenüberliegender Teile der Eihaut untereinander oder mit dem Fötus nicht selten die Ursachen von Gliederverstümmelungen. Degeneration und schwere Erwerbsarbeit der Mutter bedingen wesentlich die Krüppelhäufigkeit; daher ist in Gegenden mit ausgedehnter Frauenerwerbsarbeit und in sogenannten Elendsgebieten die Zahl der Krüppelkinder außergewöhnlich groß.

Doch auch die Geburt kann, indem sie nervöse Drucklähmungen, Muskelzerreißungen, Knochenbrüche usw. herbeiführt, Mißbildungen erzeugen; Scharlach, Diphtherie, Tuberkulose und Rachitis rufen ebenfalls körperliche Verunstaltungen hervor. So entstehen Buckelbildungen aller Grade durch tuberkulöse Zerstörung von Rückenwirbeln, flacher Rücken durch Muskelschwäche, runder Rücken durch rachitische Erweichung von Wirbelknochen, Skoliose durch rachitische Krümmung der Wirbelsäule usw. Gefürchtet sind besonders die tuberkulösen Hüftgelenksentzündungen, die den davon Befallenen meist

fürs ganze Leben verunstalten; ebenso gefährlich ist die spinale Kinderlähmung, die oft genug in dauernde Gliederlähmung übergeht.

Indem die kapitalistische Entwicklung Millionen von Menschen durch Überarbeit und Unterernährung, elende Wohnungsverhältnisse, unhygienische Lebensweise, frühzeitige Erwerbsarbeit, mangelhafte Pflege und Versorgung bei Krankheit usw. physisch zugrunde richtet, Unsummen von Volkskraft verwüstet und einen beispiellosen Degenerationsprozeß stetig erweitert und in seinen Wirkungen vertieft, ist sie die ergiebigste Quelle für den namenlosen Jammer des Krüppelelends.

Wir sehen sie vor uns, die mißgestalten Zwerge mit spitzem Höcker oder breitem Buckel, dünnen Beinen und rachitischen Händen, die sich in grotesken Verrenkungen bewegen. Sie beleidigen unser Auge, sie quälen unser Schönheitsgefühl, sie rufen unsern Sinn für Ebenmaß und edle Form zu lautem Protest auf. Und doch möchten wir uns zu ihnen niederbeugen voll Tröstung und Hilfe, die man ihnen kalt und mitleidlos versagt. Mindestens 30%, so heißt es in einem Aufruf, an dessen Spitze der Oberpräsident der Rheinprovinz zeichnete, könnten von „diesen armen Geschöpfen, die zum Teil in drückendster Armut ein menschenunwürdiges Dasein fristen", noch geheilt und gebessert werden, wenn der Staat, der sie zu Krüppeln werden ließ, sich ihrer erbarmte. Oder ist es nicht der Staat, der der kapitalistischen Produktion weitesten Spielraum und schrankenlose Entfaltung gestattet, so daß Millionen von Menschen durch Überarbeit, Unterernährung, elende Wohnungsverhältnisse, unhygienische Lebensweise und mangelhafte Pflege in Krankheitsfällen physisch zugrunde gerichtet werden? Daß sie unfähig werden, gesunden Nachwuchs zu erzeugen? Daß die Frauen, durch anhaltende und gesundheitsschädliche Erwerbsarbeit geschwächt und krank gemacht, keinem gesunden Kinde mehr das Leben schenken können? Ist es Zufall, daß Sachsen, das Land mit stärkster Frauenarbeit, nicht bloß die

höchste Säuglingssterblichkeit, sondern auch die größte Krüppelhäufigkeit aufweist? Die Amtshauptmannschaft Dresden mit 2654, Leipzig mit 2283, Chemnitz mit 2065, Zwickau mit 2616, Bautzen mit 813 Krüppelkindern — sind dies nicht entsetzliche Zahlen! Dabei sind 665 Kinder zudem noch schwachsinnig, 63 blödsinnig und 856 asylbedürftig!

Im Fabriksaal steht die schwangere Arbeiterin bis zum letzten Tag, ja zur letzten Stunde vor der Geburt des Kindes. Die andauernde gebückte Stellung biegt die zarten Knochen des werdenden Menschleins zur Unform — ein Krüppel wird geboren.

Auf dem Bau rackert die Zuträgerin trotz ihres schonungsbedürftigen Zustandes. Ein Stoß gegen den Unterleib — das Kind wird ein Krüppel.

In den chemischen Gifthütten, wo gesundheitsschädliche Gase und Dünste die Luft verpesten, stellen sich bei den Frauen krankhafte Vorgänge in der Gebärmutter ein. Nach vielen Fehlgeburten endlich eine ausgetragene Frucht, — aber behaftet mit dem Mal des Krüppeltums.

Das gesunde Kind umdrohen Infektionskrankheiten, Rachitis, Tuberkulose, Nervenschwäche, immer die Gefahr einer Verkrüppelung in ihrem Gefolge führend, und was sie schließlich verschonen, fällt dem Unfall als Beute zu. In Bayern allein waren nach der angeführten Statistik von 9637 Krüppelkindern 2572 durch Unfälle zu ihrem Gebrechen gekommen; davon 1362 in der Landwirtschaft. Und alle ohne Ausnahme Kinder der armen Bevölkerung.

Nach der Unfallstatistik für das Deutsche Reich betrug die Zahl der entschädigungspflichtigen Unfälle bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften für die Jugendlichen:

	männlichen	Von der Gesamtzahl	weiblichen	Von der Gesamtzahl
1899	1640	(3,33 %)	185	(0,37 %)
1906	2274	(3,19 %)	296	(0,41 %)
1910	2319	(3,34 %)	280	(0,41 %)

Bei den ländlichen Berufsgenossenschaften:

	männlichen	weiblichen
1899	1349	422
1906	1802	697
1910	1641	566

In Preußen verunglückten 1910 insgesamt 4478 Kinder unter 15 Jahren tödlich, das sind 32,1 auf 100000 Lebende. Sie verteilen sich auf die einzelnen Provinzen wie folgt:

		auf 100000 Lebende
Ostpreußen	317	43,4
Sachsen	337	32,0
Schlesien	605	31,8
Posen	264	31,4
Brandenburg	290	30,4
Berlin	230	30,6
Westpreußen	270	41,3
Westfalen	480	30,1
Rheinprovinz	811	31,7
Schleswig-Holstein	205	37,9

Es ist auffällig, mit wie hohen Prozentziffern die östlichen vorwiegend ländlichen Gegenden vertreten sind; der dort oft beklagte mangelhafte Arbeiterschutz und die frivole Nichtbeachtung der Arbeiterschutzvorschriften, wie sie für die Charakter- und Gemütsveranlagung der junkerlichen Herren so überaus kennzeichnend ist, machen sich auch den jugendlichen Ausbeutungsobjekten gegenüber schon bemerkbar. Daneben zeigt sich die „Wohltat der Unfallversicherung" bei der Krüppelfürsorge in einem eigenen Lichte. Ein Beispiel:

Im Kreise Ragnit wurden einem Dienstmädchen von der Dreschmaschine beide Unterschenkel zermalmt, so daß sie amputiert werden mußten. Der Vater erhob Rentenansprüche, die von der Berufsgenossenschaft nach einem Jahre anerkannt wur-

den. Es fand sich ein Arzt in Königsberg, der die Erwerbseinbuße des Mädchens, das sich an einem Gehapparat nur mühsam und unter großen Schmerzen fortbewegen konnte, auf 70% schätzte. Die vom Vater hiergegen erhobene Berufung wurde verworfen; das Mädchen, das Bedienung brauchte und den Eltern zur Last lag, erhielt jährlich 70 M. Rente. Der Vater führte einen hartnäckigen Kampf um die Erhöhung der Rente, die er schließlich durchsetzte. Als aber dem Mädchen zwei künstliche Beine geliefert worden waren, wurde die Rente wieder auf 10,90 M. monatlich herabgesetzt. Der Breslauer Regierungsassessor Schwenthner suchte im „Türmer" diese skandalöse Rentenquetscherei zu rechtfertigen und krönte sein Elaborat mit der klassischen Pointe: „Übrigens sind, wie ich aus der Praxis weiß, Rentenempfängerinnen mit derartigen dauernden Schäden gesuchte Heiratsobjekte." — Ob der Gemütsmensch Schwenthner den ostpreußischen Krüppel mit 10,90 M. Monatsrente geheiratet hat, wurde nicht ermittelt.

Wo Geburtsfehler, Krankheit oder Unfall die körperliche Mißbildung nicht bewirken, schafft sie frühe Erwerbsarbeit. Es ist zur Genüge bewiesen, wie sie den Organismus und die Voraussetzungen für Verbildungen aller Art hervorruft. In den Berichten der Lehrer zur Statistik über die Ausbreitung der Kinderarbeit wurde mitgeteilt, „daß die Mädchen schief werden und die Knaben in der Schule nicht sitzen können." In Greiz fielen die erwerbstätigen Kinder durch bleiches und kränkliches Aussehen auf, waren engbrüstig, hatten krummen Rükken, litten an den Augen, büßten an geistiger Frische und Spannkraft ein, wurden stumpf und interesselos. In Baden beobachtete man, daß Kinder infolge zu langen Stehens bei der Arbeit lahm wurden; einem dieser unglücklichen Wesen mußte ein Bein, einem in der Jutefabrik Verhelde beschäftigten 15jährigen Knaben, der seit seinem 9. Jahre in der Fabrik tätig war, ein Arm abgenommen werden. Zahllose Berichte stellen fest, „daß sich die Folgen der übermäßigen Ausnützung der Jugend-

kraft im späteren Leben durch vorzeitigen Eintritt körperlicher Schwäche und Erwerbsunfähigkeit geltend machen.“ Von Kindern, die in Ziegeleien arbeiteten, wurde berichtet: „Wer zwei Jahre Steine abgetragen hat, ist im Leben zu nichts mehr zu gebrauchen.“ Aus Textilgebieten wurde darauf hingewiesen, daß dort die abnorm große Zahl verkrüppelter Personen allgemein auffalle. Von Hütejungen teilte Heynacher-Graudenz mit, daß sie sich durch elende körperliche Entwicklung von anderen Kindern auffallend unterschieden.

Noch eine Tatsache sei erwähnt, die, weil sie zu grausig ist, fast unglaubhaft erscheint: es werden auch Krüppel für Bettelzwecke künstlich fabriziert. Aus dem alten Rußland wurde diese Ungeheuerlichkeit wiederholt glaubwürdig berichtet, und die ehemalige Polizei-Assistentin Schwester Arendt, die gegen den Kinderhandel einen zähen, auf die Dauer anscheinend aussichtslosen Kampf führte, stellte 1913 fest, daß in der Nähe von Wilna eine Krüppelfabrik existierte, in der 78 verkrüppelte Kinder angetroffen wurden, die — größtenteils deutscher Abstammung — von Kinderhändlern dorthin verschleppt worden waren. Die Verbrechergesellschaft hatte sogar einen Arzt angestellt, der jedes Kind auf eine andere Weise verkrüppelte. Die Mehrzahl der Kinder wurde blind gemacht und zur Erregung von Mitleid besonders an Bettler in großen Wallfahrtsorten verkauft.

Hebbel sagt einmal von der menschlichen Gesellschaft, daß sie ein Ungeheuer sei, schlimmer als Räuber und Mörder. Sie morde täglich, stündlich, töte Menschen lebenslang in unersättlicher Grausamkeit... Die Leiber und Seelen der Krüppelkinder wissen von dieser Grausamkeit der Gesellschaft zu erzählen.

Die Armen im Geiste

Die tückischen und finsteren Unheilbringer, die als Trabanten der Armut und des Elends den Leib der proletarischen Jugend verwüsten, gehen auch an dem Geiste der Armen nicht spurlos vorüber.

Ohne ausreichende Ernährung des Körpers keine Spannkraft und Leistungsfähigkeit des Geistes; ohne Pflege und Sonne keine Reife, keine Schönheit des Intellekts und der Empfindungswelt.

Kümmerlich wie der Leib, der sein Beherberger ist, bleibt der Geist im Schatten proletarischer Lebensverhältnisse eine Frucht stiefmütterlicher Entwicklung.

Daß ein mangelhaft genährter, dürftig entwickelter, durch Krankheiten mitgenommener Körper nicht die Voraussetzungen für ein vollkräftiges, gesundes und gut funktionierendes Geistes- und Seelenleben darbieten kann, ist leicht einzusehen, wenn man sich des Parallelismus und Kausalzusammenhanges zwischen Körper und Geist bewußt ist. Nur in einem gesunden Körper, sagten schon die Lateiner, wohnt auch ein gesunder Geist. Zahlreiche Ärzte, besonders Schulärzte, haben festgestellt, daß Kinder aus sozial schlechtergestellten Schichten nicht bloß bezüglich ihrer Körperentwicklung hinter den Durchschnittsmaßen gleichalteriger Kinder bürgerlicher Kreise zurückstehen, sondern auch hinsichtlich ihrer Intelligenz das Normalmaß ihrer Entwicklungsstufe nicht erreichen. Bei oft ausgezeichneter Begabung verfallen sie unter der Ungunst der Verhältnisse frühzeitig einer geistigen Erschlaffung und Verkümmerung, die sie bald hinter der Entwicklungskurve der günstiger Gestellten zurückbleiben läßt. **Die Armut schlägt sie mit dem Fluche der geistigen Minderwertigkeit.**

Obwohl diese Tatsachen feststanden, lagen doch exakte wissenschaftliche Nachweise für den Zusammenhang zwischen Armut und Intelligenz nicht vor. Erst die Intelligenzprüfungen nach

dem Binet-Simonschen Verfahren haben zu gesicherten Ergebnissen geführt, aus denen die Abhängigkeit der Intelligenz vom Milieu einwandfrei hervorgeht.

Man versteht unter Intelligenz nicht eine einzelne Regung oder Leistungsfähigkeit des Gehirns, sondern den ganzen Komplex der Geistesfunktionen, die im Großhirn ihren Sitz haben, also: Aufnahmefähigkeit, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Schnelligkeit im Gedankenablauf, Urteilskraft, Überblick über Situationen, Ausdrucksfähigkeit der Gedanken durch Worte usw.

Es ist das Verdienst des französischen Psychologen Binet, zuerst ein umfassendes und alle Einzelgebiete sorgfältig berücksichtigendes Bild von der Intelligenz des Kindes im Alter von drei bis dreizehn Jahren ermittelt zu haben. Dies gelang ihm mit Hilfe einer komplizierten Methode, die zwar noch nicht völlig abgeschlossen ist, gleichwohl aber als die bisher zuverlässigste und einwandfreieste Methode zur Prüfung und Feststellung der Intelligenz angesprochen werden kann. Die Ergebnisse faßt Meumann in der Zeitschrift für Päd. Psychologie (1916) wie folgt zusammen: „Binet und Simon fanden, daß von 203 Pariser Schülern (aus Volksschulen mit vorwiegend ärmeren Kindern) zwischen 3 und 12 Jahren 103 Kinder als normal begabt erschienen. 42 waren um ein Jahr voraus, 2 waren um zwei Jahre voraus, 44 waren um ein Jahr zurück, zwölf um zwei Jahre zurück, also stand die Hälfte im normalen Intelligenzalter, 44 waren voraus, 56 zurück. Vergleicht man mit diesen Ergebnissen die Intelligenzprüfungen nach dem Binet-Simonschen Verfahren in andern Ländern, so zeigt sich eine durchgängige Abhängigkeit der Intelligenz der Kinder von dem sozialen Stande (besonders der Wohlhabenheit) der Eltern. Das möge zunächst durch eine kurze Zusammenstellung einiger Hauptresultate erläutert werden. 1. Die Pariser Kinder waren zwar von ziemlich gemischtem Milieu, aber sie stammten im Durchschnitt aus Arbeiterkreisen der Vorstädte. 2. Am tiefsten unter ihnen stehen der

Begabung nach die Moskauer Kinder, die den ärmsten Arbeiterkreisen der Moskauer Vorstädte angehörten und spät eingeschult wurden. Sie sind um volle zwei Jahre hinter den Parisern zurück. 3. Zwei Jahre über den Parisern, also vier Jahre über den Moskauer Kindern, stehen die Schüler aus den besten Petersburger Internaten. 4. Diesen ungefähr gleich — vielleicht nur ein wenig tiefer — stehen an Intelligenz die Brüsseler Kinder, sie gehörten einem Internat mit Schülern der besten Stände Brüssels an. 5. Die Sheffielder Kinder der Volksschule stehen den Parisern gleich; die 25 Kinder einer höheren Schule sind ihnen überlegen. 6. Goddard prüfte 2000 Kinder, die einer im ganzen ländlichen Bevölkerung angehören, ihre Intelligenz ist wieder ungefähr gleich der der Pariser Kinder. 7. Genau dasselbe Bild bieten die italienischen Schulen dar. Die in Rom geprüften gehören besseren Ständen an, sie stehen über den Parisern; ähnlich verhalten sich die in Turin. Leider lassen sich die deutschen Prüfungen damit noch nicht recht vergleichen, weil in Breslau die Auswahl zu groß und in Kattowitz die Anzahl der Kinder nicht groß genug war. Zusammenfassend können wir aber schon jetzt als feststehende Tatsache annehmen, daß die internationale Prüfung der Normalbegabung mit den Binet-Simon-Tests (Versuchen) eine *absolute intellektuelle Abhängigkeit des Kindes von der sozialen Lage der Eltern zeigt!*"

Außer Meumann hält auch Stern „die Tatsache eines geistigen Niveauunterschiedes zwischen gleichalterigen Kindern der gebildeten (soll heißen: wohlhabenden) und der einfachen Schichten" für nachgewiesen; die Untersuchungen haben, so erklärt er, „den entsprechenden Unterschied bei Kindern aus gleicher Schule, aber *verschiedener sozialer Lage*" festgestellt.

Damit ist zum ersten Male auf dem Wege exakter wissenschaftlicher Forschung dargetan, was Laienbeobachtung und pädagogische wie medizinische Erfahrung längst als unzweideutige Tatsache erkannt hatten: daß die Armut, die den Körper

schwächt und siech macht, auch den Geist verkümmern läßt, daß der Arme dreifach arm ist — an Geld und Gut, an Gesundheit, an Geist.

Nun hat sich gegen die Richtigkeit der Binetschen Resultate vielfach Widerspruch erhoben, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil in dem Streit um die Methode der Begabtenauslese Intelligenz und Tüchtigkeit identifiziert wurden, zweitens, weil reaktionäre Kreise die Binetschen Resultate als starke Argumente gegen die Forderung der Einheitsschule ausspielten. Besonders Carstädt hat sowohl das Verfahren als auch die Ergebnisse Binets heftig kritisiert und zu beweisen versucht, daß es ein Irrtum sei, „daß die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begabungsforschung eine Minderbegabung der unteren Schichten bewiesen hätten.“ Seine Beweisführung ist aber trotz ihrer Schärfe und Spitzfindigkeit nicht überzeugend. Anstatt zu beweisen, daß die in erster Linie motorisch-produktive Lebenstüchtigkeit, auf die es bei der Begabtenauslese ankommen sollte, keineswegs identisch ist mit der rezeptiv-sensorischen Schulintelligenz, beißt er sich an kleinlichen Einwänden und Rechthabereien die Zähne aus, ohne die gerade und überzeugende Logik der Binetschen Feststellungen zu erschüttern.

Die Logik des Lebens ist noch stärker: sie zeigt klar erkennbar die unheilvolle Parallele zwischen Armut und Geistesschwäche. In den dumpfen Kammern des Elends wachsen die Scharen schwachsinniger Kinder heran.

Damaschke hat vor Jahren die Zahl der im Deutschen Reiche vorhandenen schwachsinnigen und schwachbefähigten Kinder, die in Volks- und Privatschulen sitzen, obwohl sie in Hilfsschulen gehörten, auf etwa 60—70000 beziffert. Das wären ca. 0,8% aller Schulkinder, sicher zu wenig als zu viel.

Nach einer Zusammenstellung von Kalischer, der 1897 in zehn Berliner Gemeindeschulen eine Untersuchung aller geistig zurückgebliebenen Kinder anstellte und dem für diesen Zweck alle diejenigen Kinder der drei unteren Klassen zugeführt wur-

den, die mehr als einmal sitzengeblieben waren, ergab sich, daß unter 10132 Kindern sich 116 geistig Minderwertige befanden, gleich 1,5%.

In Hamburg zählte man 1891 unter 66000 Schülern 342 Minderwertige, das sind nur 0,51%. Etwa derselbe Prozentsatz (0,52%) wurde in Frankfurt a. M. festgestellt, wo man unter 19401 Kindern 102 Minderwertige ermittelte.

Dagegen ergab in Sachsen-Meiningen eine Untersuchung von 40000 Schulkindern 0,82% geistig Abnorme, nämlich 330.

Ein Vergleich dieser Zahlen untereinander ist kaum erlaubt, da die Grundsätze für die Auswahl der Schwachsinnigen in den verschiedenen Städten verschieden gewesen sind. Wohl aber finden sich alle Zahlen in einem Durchschnitt, den Schmid-Monnard so fixiert hat: im allgemeinen kommt auf 1000 Bewohner ein schwachsinniges, auf 100 Bewohner ein schwachbegabtes Kind. In der Volksschule ist der Prozentsatz größer, weil sich die Volksschüler vorwiegend aus dem ungünstigsten sozialen Milieu rekrutieren. Ja, Dillner-Plauen und Hofacker-Düsseldorf behaupten sogar, daß dort die Zahl im Steigen begriffen ist, eine Beobachtung, der Laquer, eine Autorität auf diesem Forschungsgebiete, nichts entgegenzusetzen vermag.

Der ursächliche Zusammenhang zwischen Schwachsinn und geistiger Minderwertigkeit einerseits und sozialer Lage andererseits findet seinen deutlichen Ausdruck, wenn man die in Betracht kommenden Kinder auf ihre Herkunft hin studiert. Bösbauer, Miklas und Schiner haben festgestellt, daß ein überwiegender Prozentsatz von ihnen der Klasse der wirtschaftlich schwachen und ganz verarmten Leute angehört. Sie erläutern diese Behauptung mit folgendem Satze, den Fürst-Hamburg aus seiner langjährigen sozialärztlichen Praxis als Armen-, Kassen- und Schularzt Wort für Wort unterschreibt: „Vergegenwärtigen wir uns die Not, die Sorge, das Elend dieser Leute, so können wir von der Nachkommenschaft solcher Men-

schen gewiß kein geistig kräftiges Geschlecht erwarten. Es sei erinnert an die mangelhafte Ernährung, eine chronische Unterernährung mit Brot und Kartoffeln als Hauptnahrungsmitteln, Kaffee und Schnaps als Genußmitteln, an die elenden Wohnungsverhältnisse, die namentlich im Hinblick auf die meist große Kopfzahl der Familien meist unzureichend sind, ferner an die Fälle, wo Armut sich mit Schmutz, Verwahrlosung und manchmal ganz zerrüttenden Familienverhältnissen paart, so ist dem sozialen Elend eine weitgehende Bedeutung als Miterzeuger des Schwachsinns beizumessen."

Holler-Herisau führt als Schwachsinnsursache im Kanton Appenzell vorwiegend die Hausindustrie an, die bewirke, daß Erwachsene wie Kinder überanstrengt seien, auch seien ihre Arbeits-, Wohn- und Schlafräume äußerst mangelhaft; oft finde sich ein feuchter und dunkler Webkeller vor. Die Ernährung sei schlecht infolge der Untüchtigkeit der Frauen in der Kochkunst, die wieder durch die industrielle Betätigung der Frauen veranlaßt sei.

Aus einem Berliner Jahresbericht 1909/10 von Meyer stammt folgende Tabelle, die über die Herkunft minderwertiger Kinder Aufschluß gibt:

	Knaben	Mädchen
Handwerker	198	121
Ungelernter Arbeiter	168	105
Verbrechen des Vaters	5	5
" der Mutter	1	—
Mutter, geschieden oder getrennt	37	29
" verwitwet	52	51
" der Prostitution ergeben	4	—

Ein Beispiel aus dem Leben vermittelt hierzu ein Stück Anschauungsunterricht von seltener Eindringlichkeit. In der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" teilte Wegener-Wasungen i. Th. mit, daß in der Nachhilfsklasse der dortigen Stadtschule 25 Knaben und 10 Mädchen untergebracht seien,

obwohl der ganze Ort nur 587 Volksschulbesucher zähle. Die Ursachen dieses ungewöhnlich hohen Prozentsatzes Schwachsinniger (6%!) seien in den außerordentlich traurigen sozialen Verhältnissen jener Gegend zu suchen. Auf einen unsäglich kümmerlichen Verdienst angewiesen, lebe ein großer Teil der meist aus Heimarbeitern bestehenden Bevölkerung nur von Brot, Kartoffeln und Schnaps. Um den Lebensunterhalt zu erschwingen, sitzt die ganze Familie mit Einschluß der kaum der Wiege entwachsenen Kleinen in einem engen Raume, der als Werkstatt, Wohn- und Schlafstube und Küche diene, von früh bis in die Nacht, um Masken, Atrappen usw. zu bemalen oder fertig zu machen oder in der Schuhmacherei zu helfen. Neben erwachsenen Männern und Frauen trinken Schnaps auch schon die Schulkinder, ja sie genießen ihn mit Zucker vermischt aufs Brot gestrichen. Selbst den Säuglingen wird Schnaps mit Zucker in die Gummisauger gefüllt, damit sie gut schlafen und bei der Arbeit nicht stören. Vererbung und die elende, unzureichende und naturwidrige Ernährung haben im Verein mit ungesunden Wohnungen und früher Erwerbsarbeit den hohen Prozentsatz körperlich degenerierter und schwachsinniger Kinder verschuldet. Drüsen, englische Krankheit, Blutarmut, chronische Magenkatarrhe sind die immer wiederkehrenden Krankheiten, Skrofulose ist allgemein, die Tuberkulose findet reiche Ernte, und an Größe und Gewicht stehen die Hilfsschüler um 3 bis 4 Jahren hinter ihren Altersgenossen der Normalklassen zurück, an geistiger Reife oft noch mehr.

Man wende nicht ein, daß diese Schilderung zu schwarz gemalt sei, oder daß sie eine Ausnahme bilde. Im Eulengebirge, auf dem Eichsfelde, im Erzgebirge, in der Eifel kann jeder, der bei seinen Wanderungen nicht bloß in Naturschönheiten schwelgt und die Spielschachtel-Romantik der ach so malerischen Hütten- und Bergdörfer genießt, sondern auch in die verborgenen Tiefen des Volkslebens eindringt, ähnlichen Elendsbildern zu Hunderten und Tausenden begegnen.

Natürlich kann der Schwachsinn auch als elterliches Erbe überkommen sein. Mit unerhörter Eindringlichkeit hat dies Goddard in New Jersey an dem Fall der Familie Kallikak nachgewiesen: Ein junger Mann — er wird Kallikak genannt — aus einer angesehenen Familie, die durch volle vier Generationen gesund und unverderbt war, traf im Wirtshaus als Soldat ein schwachsinniges Mädchen, durch das er Vater eines unehelichen Kindes wurde. Mit ungeheurer Mühe gelang es, von diesem unehelichen Knaben 480 Abkömmlinge nachzuweisen und festzustellen. 143 von ihnen (29,8%) waren schwachsinnig, nur 46 (9,6%) normal. Der Rest ist unbekannt oder zweifelhaft. Unter den 480 waren 36 (7,5%) unehelich, 33 (6,9%) unsittlich, zumeist Prostituierte, 24 (5%) Alkoholiker, 3 (0,6%) Epileptiker, 3 (0,6%) kriminell; 82 (16,7%) starben früh, 8 (1,7%) waren Bordellinhaber. Diese Leute haben in andere Familien von im allgemeinen gleichen Typus hineingeheiratet, so daß jetzt Protokolle und Aufzeichnungen über 1146 Individuen vorhanden sind. In dieser großen Gruppe fanden sich 262 (22,9%) schwachsinnige Individuen, 197 (17,2%) waren normal. 581 (50,7%) sind in ihrer Verfassung unbestimmt, d. h. ihre Minderwertigkeit ist sehr wahrscheinlich, läßt sich aber nicht unbedingt beweisen. Später hat Kallikak ein gesundes Mädchen geheiratet. Aus dieser Verbindung stammt eine Reihe von Abkömmlingen ganz anderen Charakters. Es sind 496. Alle sind normale Menschen, bis auf drei Männer, die etwas degeneriert, aber nicht defekt waren, zwei Alkoholiker, der andere ein sittlich lockerer Mensch. Alle Kinder heirateten in die besten Familien ihres Staates. Es sind unter ihnen Doktoren, Rechtsanwälte, Richter, Pädagogen, Gutsbesitzer, Handelsleute, kurz lauter angesehene Bürger, Männer und Frauen von Bedeutung in jeder Phase sozialen Lebens. Sie sind zerstreut über die Vereinigten Staaten und sind geachtet in ihren Gemeinden. Ein halb Dutzend Städte New Jerseys sind benannt nach den Namen ihrer Familien.

Unter ihnen finden sich keine schwachsinnigen, keine unehelichen Kinder, keine unsittlichen Weiber, kein einziger sexuell liederlicher Mann. Keine Epileptiker, keine Verbrecher, keine Bordellwirte sind darunter. Nur 15 Kinder (3%) starben in früher Jugend. Ein einziger Geisteskranker war unter ihnen, ein Fall von religiöser Manie, vielleicht ererbt, aber nicht von der Kallikakseite her. Die Sucht nach starken Getränken findet sich hier und da in dieser Familie von Anfang an. Aber während der andere Zweig der Familie 24 Opfer der Trunksucht (5%) zählte, werden für diese Linie nur zwei (0,4%) angemerkt.

Zwei Linien tun sich also vor uns auf: die eine durchweg gut, Vater und Mutter gesund, vollsinnig, alle Nachkommen ohne Mangel an Leib und Seele; die andere mit einem geistigen Defekt der Mutter, defekt in allen Generationen, in späteren Generationen durch weitere Defekte aus anderen Familien noch mehr belastet. Beide Linien leben in der gleichen Gegend und in der gleichen Umgebung, ausgenommen insofern sie selbst wegen ihrer verschiedenen Charaktere diese Umgebung änderten. Tatsächlich stehen sich beide Linien so nahe, daß in einem Falle ein defekter Mann der schlechten Seite dieser Familie in Diensten einer Familie der normalen Seite gefunden wurde. Trotz des gleichen Namens wurde auf keiner von beiden Seiten eine verwandtschaftliche Beziehung vermutet.

So bietet die Familie Kallikak ein Erblichkeits-Experiment dar, wie es in solcher Klarheit und Beweiskraft noch nicht erzielt wurde. Eine einzige schwachsinnige Person und eine einzige geschlechtliche Vermischung mit ihr durch einen gesunden, vollsinnigen Mann wurde zu einer Schwachsinnskette und Leidensquelle für Hunderte von Abkömmlingen, die in allen Formen sozialen Elends die Gesellschaft belasteten und ihr Unkosten, Gefahren und Verderben bereiteten.

Wie schon bemerkt, tragen die meisten der schwachsinnigen Kinder die Zeichen ihrer Abstammung und Herkunft in Form

von Gebrechen, Mißbildungen und Anomalien körperlich an sich.

Dr. Cassel-Berlin, der 129 minderwertige Kinder untersuchte, stellte fest, daß 62% von ihnen erst nach dem zweiten Lebensjahr laufen, 44% erst nach dem dritten Lebensjahr sprechen gelernt hatten. Der schlechte Ernährungszustand macht die armen Geschöpfe äußerst empfänglich für allerhand Krankheiten; es fanden sich bei ihnen in gesteigerter Häufigkeit Darmkatarrh und Brechdurchfälle, Skrofeln, englische Krankheit, Bronchialkatarrh, Schwindsucht, Lungenentzündung, Krankheiten der Augen und Ohren, des Gehirns, schlimme Folgen des Keuchhustens, ebenso von Diphtherie, Masern, Scharlach usw. In solchen geschwächten und siechen Körpern bleibt für die Entwicklung des Hirns und der Geistesgaben nicht viel übrig. Nach Dr. Häberlin stehen Blutarmut und Skrofulose in unverkennbarem ursächlichen Zusammenhange mit geistigen Defekten und psychopathischer Minderwertigkeit. Das schlecht mit Blut versorgte Gehirn bleibt im Wachstum zurück, die Nerven sind mangelhaft ernährt, leiden an Überreizung infolge Schwäche und funktionieren nicht wie bei gesunder Verfassung. Auch Rachitis ist eine furchtbare Quelle für Nervenleiden, die sich schon beim Säugling in Entwicklungshemmnissen des Schädels und Gehirns zeigt. Daher der hohe Prozentsatz der Fälle von Idiotie, die Looft, Ziehen und Kreyatsch auf Rachitis zurückführen. Man sehe sich nur einmal die Personalbogen und Krankheitslisten der Schwachsinnigen und Idioten an! Alle Leiden und Gebrechen der Welt scheinen dieses Häuflein menschlichen Unglücks befallen zu haben. Skrofulose und Rachitis haben sie in erster Linie gezeichnet. Wie dürftig ist ihr physischer Habitus, wie zwerghaft ihr Wuchs, wie mangelhaft ihre Proportion, wie greisenhaft ihr Ausdruck!

Kalischer fand in Berlin bei 255 dieser Unglücklichen: 191 skrofulöse Drüsenschwellungen, 164 Gaumen- und Rachenmandelvergrößerungen, 80 abgelaufene Mittelohrentzündungen,

von denen 9 noch eiterten, 19 abgelaufene skrofulöse Augenentzündungen, 14 Sprachstörungen, 17 mal Kopfschmerz und Migräne, 15 mal Schwachsichtigkeit, 15 mal sonstige Sehstörungen, 11 mal Schielen, 8 Herzfehler, 3 Wirbelverkrümmungen, 15 mal nervöse Schwerhörigkeit, 6 mal veitstanzähnliche Zuckungen, 2 mal Epilepsie, 2 mal Lähmung, 2 mal Erkrankung des inneren Auges, 3 mal Tiefstand des oberen Augenlides; außerdem fanden sich mehrere Fälle von leichterem Lungenkatarrh, vereinzelte schwere Herzfehler, ausgeheilte Knochentuberkulose, ein Fall vererbter Syphilis, ein Fall von akutem Stumpfsinn infolge Verletzung usw.

Von 589 Kindern, die Mönkemöller untersuchte, hatten 120 spät gehen gelernt, 63 waren rachitisch, 59 skrofulös, 87 mit Krämpfen behaftet, 88 abnorm, 55 nervös, 148 litten an Schwindelanfällen, Kopfschmerzen oder Ohnmachten, 239 an Bettnässen, 5 am Wandertrieb usw.

Hofacker fand unter 121 Hilfsschülern auffallend viele mit mangelhafter Körperentwicklung; seine Messungen ergaben, daß 78% den normalen Durchschnitt ihres Alters nicht erreichten. Die soziale Ungunst, die den Leib in der Entwicklung beeinträchtigt hatte, war auch dem Geiste ein Verkümmerer gewesen.

Schmid-Monnard berichtet von Hilfsschulbesuchern in Halle a. S., daß sie in Länge und Gewicht durchschnittlich um 1 bis $1\frac{1}{2}$ Jahre rückständig waren. Als Ursachen der körperlichen Minderwertigkeit bezeichnete er bei 40% Alkoholismus, Prostitution usw., bei $33\frac{1}{3}$% elende Verhältnisse, bei den übrigen schwere Krankheiten, Kopfverletzungen usw.

Von 38 nicht genügend bildungsfähigen Kindern in Plauen i. V. (1893) litten je 1 an Basedowscher Krankheit, Veitstanz, tiefer Verblödung, chronischer Hornhautentzündung, 2 an Augenbildungsfehlern, 2 an Hirn- und Rückenmarksleiden, 9 an Schwerhörigkeit und noch bestehenden Ohrenkrankheiten, 9 an Nasen- und Rachenkrankheiten, alle an allgemeiner Schwäche, Skrofulose, Rachitis und konstitutionellen Ver-

änderungen. 1894 wurde bei 30 Hilfsschülern gefunden: 9mal Schwerhörigkeit, 11mal Skrofulose, 1mal chronische Nasen- und Rachenerkrankung, 3mal Augenkrankheit, 6mal Erkrankung des Zentralnervensystems (darunter 3mal Epilepsie), 12mal schwere Ernährungsstörungen. In der Vorgeschichte dieser 30 Kinder ließ sich in 7 Fällen Rachitis, in 3 Diphtherie, in 3 Lungenentzündung, in 5 Krämpfe, in 2 Fällen erbliche Belastung nachweisen.

Besonders die erbliche Belastung spielt als Schwachsinnsursache eine verhängnisvolle Rolle.

In der Niederösterreichischen Landesanstalt Wien-Gugging erwiesen sich 1913 von 419 Kindern neun Zehntel als durch die Eltern (krankhaftes Nervensystem, Irrsinn, Syphilis, Alkoholismus usw.) belastet.

Schmidt stellte in Bonn bei 37% von 154 Hilfsschülern erbliche Veranlagung fest.

Mönkemöller fand bei 224 Hilfsschul-Zöglingen mit angeborenem Schwachsinn in 39 Fällen Geisteskrankheit, in 47 Geistesschwäche, in 45 Nervenkrankheiten, in 25 Epilepsie der Eltern; in 79 Fällen waren diese „eigentümliche Charaktere."

In der Wormser Hilfsschule wurde bei 59 von 64 Kindern (92%) erbliche Belastung nachgewiesen.

Eberhard-Karlshof, der 1907 für Deutschland das Vorhandensein von 16000 Idioten, 6000 Epileptikern, 4000 offenbar und etwa 90000 latent Geisteskranken und 105000 krankhaft Nervösen im Kindesalter berechnete, hielt rund ein Viertel für erblich belastet.

Hoppe schätzte in seinem 1910 auf dem Internationalen Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke gehaltenen Vortrage den Prozentsatz der erblichen Belastung bei Idioten und Epileptikern auf 45—55%.

In diesen Zusammenhang gehört auch die verderbliche Wirkung des Alkoholismus auf die generative Beschaffenheit des Nachwuchses, die an anderer Stelle beleuchtet ist.

Damit ist zugleich der Blick auf die generative Struktur der Familien gelenkt, denen die Psychopathen entstammen. In dieser Hinsicht genießt eine Konstatierung des Hamburger Lehrers Rössel geradezu die Bedeutung eines Schulbeispiels: in den 121 Familien der Schüler einer Hilfsschule waren im Laufe der Jahre insgesamt 924 Schwangerschaften zu verzeichnen. Darunter waren 100 Tot- oder Fehlgeburten. 824 Kinder wurden mithin lebend geboren, davon starben 349. Es lebten also nur 475, rund die Hälfte. Von den 475 lebenden Kindern waren nur ca. 250 Kinder normal. Ein Sechstel der Familien konnte ihre Kinder am Leben erhalten. In 47 Familien starben über die Hälfte der Kinder. In 23 Familien wurden zehn und mehr Kinder geboren. In 53 Familien war Lebensschwäche als Todesursache der Kinder angegeben!

Gegenüber dem angeborenen Schwachsinn ist die ärztliche Kunst so gut wie machtlos. Da bleibt nur ärztliche und pädagogische Fürsorge übrig, die am besten in hierzu bestimmten Anstalten erfolgt. In der Volksschule sind Hilfsklassen oder besondere Hilfsschulen einzurichten, die alle Schwachbefähigten aufnehmen und in selbständigen Kursen nach eigenen Methoden weiter behandeln. Seit 1867 hat man in zahlreichen Städten solche Hilfsschulen ins Leben gerufen, in denen etwa der dritte Teil der schwachsinnigen Kinder unterrichtlich versorgt wird. Weiter hat die Fürsorge bisher nicht gereicht.

Die Schwachsinnigen und Schwachbegabten, die in der Volksschule verbleiben müssen — sei es, weil überhaupt keine gesonderte Versorgung für sie besteht, weil diese nicht genügt, oder weil die Auswahl der Kinder nicht gewissenhaft genug erfolgte — haben meist ein wenig beneidenswertes Los. Der pädagogischen Durchschnittsbildung des Volksschullehrers sind namentlich die leichteren Grade des Schwachsinns nur schwer erkennbar, deshalb werden nur zu häufig die Ursachen für mangelhafte Leistungen des Kindes in dessen Faulheit, Trotz und Widerspenstigkeit gesucht, während im Grunde das abnorme

Gehirn die Verantwortung trägt. Alle Register des Zwanges, der Schulzucht und des Schulstrafsystems werden gezogen; der Schulprügel tritt in Tätigkeit, und das Kind leidet oft entsetzlich. Wer selbst die Volksschule besucht und die Barbarei des dort herrschenden Prügelsystems beobachtet oder am eigenen Leibe erfahren hat, kann ein Lied singen von den empörenden Versündigungen, die oft von bequemen oder rohen Schullehrern im Namen der Kultur an bedauernswerten Kindern verübt werden.

Der erworbene Schwachsinn kann mancherlei Ursachen haben. Auf höheren Schulen kommt er häufig vor infolge Überreizung der Nerven durch Überbürdung mit wissenschaftlichen Arbeiten. In der Volksschule ist es weniger geistige Überbürdung, als vielmehr die Einseitigkeit der von Grund aus verkehrten Unterrichtsmethode, die zur Schwachsinnigkeit oder aber in den weitaus meisten, milder liegenden Fällen zur Stumpfheit des Intellekts führt. An anderer Stelle ist dies im einzelnen nachgewiesen worden. Die im Wesen des Kindes liegende Aktivität wird erstickt, die Sinne verlieren die ursprüngliche Schärfe und Funktionsfähigkeit, die geistige Selbständigkeit geht zurück, eine Entwöhnung des Denkens tritt ein. „Der Troß unserer Schulen," ist man oft mit Pestalozzi zu sagen versucht, „gibt uns nicht nur nichts, er löscht auch das noch in uns aus, was die Natur verlieh, und über das der Wilde in einem Maße verfügt, von dem wir uns kaum eine Vorstellung machen können."

So hat sich alles gegen das proletarische Kind verbunden: Vergangenheit der Erzeuger und soziale Umwelt, Elternhaus und Schule, und alle geben ihr Schlimmstes, um das Geschlecht, dessen Los die Knechtschaft ist, auch geistig in Fesseln zu schlagen. A r m e i m G e i s t e! ...

Der sprichwörtliche Volksschuljammer

War es bisher der physische Mensch, der sich unter dem rauhen Klima seines sozialen Milieus der Verkümmerung und Verelendung ausgeliefert sah, so beginnt nun auch der geistige Mensch Not zu leiden und sich seiner Benachteiligung und Vernachlässigung durch die Gesellschaft unter schmerzlichen Empfindungen bewußt zu werden.

Daß es heute nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten das beklagenswerte Schicksal der Armut ist, für das ganze Leben einer Aussperrung des Geistes überliefert und in die Nacht dumpfer Unwissenheit gebannt zu sein, dankt sie nicht dem segnenden Walten einer gütigen Vorsehung oder der Einsicht und Seelengröße wohlwollender Potentaten, wie eine in religiösen und dynastischen Vorurteilen befangene Geschichtsschreibung dies darstellt. Sie dankt es vielmehr den harten Geboten der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, die im Interesse des fortschreitenden Industrialismus eine höhere geistige Anteilnahme auch des Arbeiters an der Produktion und im Interesse des modernen Staates ein höheres Bildungsniveau auch für die breiten Volksschichten zum Zwecke ihrer Verwendung im Heere wie in der Verwaltung fordern mußte. Das Recht auf Bildung wurde verkündet; die Schulen erfuhren eine Reform an Haupt und Gliedern; die Schulpflicht gelangte zur Einführung; nun war auch die große Masse, dieser blinde Hödur, von der lähmenden und niederdrückenden Macht geistiger Finsternis befreit.

In der Praxis freilich zeigte sich bald, daß jedes theoretische Recht eine wächserne Nase hat. Der Besitz wußte die Schule zu seinem Vorteil zu formen. Er schuf aus ihr ein Klasseninstitut; für die Besitzenden die höheren Bildungsstätten mit freieren wissenschaftlichen Auffassungen, geschulteren Lehrkräften, weiteren Bildungszielen, kleinen Klassen, reicheren Lehrmitteln; für die Armen dagegen die Volksschule mit dem über-

gewicht religiösen Ballasts, überfüllten Klassen, mangelhaft ausgebildeten und schlecht besoldeten Lehrkräften, niedrigen Bildungszielen, der Herrschaft des Bakels und der ganzen Menge jener teils beschämenden, teils abstoßenden Charakterzüge, die die Volksschule im Bewußtsein und Gefühl der Öffentlichkeit zur Armenschule gestempelt haben.

Diese praktische Verkitschung des liberalen Bildungsideals ergab sich daraus, daß der Kapitalismus, wie Dr. Kerlow-Löwenstein zutreffend darlegt, in der Ausbeutung der Arbeitskraft des Proletariats nicht nur die Form seines eigenen ökonomischen Denkens, sondern auch die bestmögliche Versorgung der breiten Masse der Arbeitenden sieht. Er kann sich überhaupt den lebendigen Prozeß der wirtschaftlichen Ordnung nicht anders vorstellen, als daß eine kleine Anzahl kühner Unternehmer, mit ausgezeichneter Macht ausgestattet, gleichsam die Seele des ökonomischen Lebensprozesses bildet, während die breite Masse in stumpfer wirtschaftlicher Abhängigkeit in der raffiniertesten Ausbeutung ihrer Arbeitskraft ihre beste Versorgung findet. Genau so das Bildungs- und Erziehungsideal des Kapitalismus. Einige bedeutende Köpfe, die Auslese der Tüchtigsten, sollen zur höchsten Menschlichkeit herangebildet werden und Träger und Schöpfer der Kulturideale sein, während die unkultivierte und unfähige Masse nur langsam und in steter Abhängigkeit zu einer etwas höheren Stufe gehoben werden soll. Nietzsches Übermensch und der kapitalistische Multimillionär sind ganz verwandte Begriffe, und das Proletariat, die Allzuvielen, sind nur für den Teufel der Ausbeutung und als Statisten im schaffenden Lebenskampfe da.

Selbst wohlmeinende Vertreter der bürgerlichen Ordnung und der staatsoffiziellen Pädagogik werden zu der Erkenntnis gedrängt, daß diese Gegensätzlichkeit innerhalb des gesellschaftlichen Bildungs- und Erziehungswesens zum Widerspruch herausfordert und auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden kann. „Es besteht heute," so führte Schulrat Muthesius-Wei-

mar auf dem Evang.-soz. Kongreß in Danzig aus, „eine tiefe Kluft zwischen dem niedrigen und dem höheren Schulwesen. Unsere Schulen sind in ausgeprägtestem Sinn ständisch gegliedert und unsere Schulerziehung entspricht in keiner Weise dem Bilde, das Fichte vor 100 Jahren von einer deutsch-nationalen Erziehung in glühenden Farben entworfen hat. Die Volksschule droht eine reine Proletarierschule zu werden. Was sie an Volksbildung vermittelt, wird von der oberen Gesellschaftsschicht als Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr anerkannt. Erst wer das sogenannte Einjährige erworben hat, tritt in die Reihe der Gebildeten ein. In der volkstümlichen Einrichtung, in dem auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Volksheer scheidet er sich dann streng von der Masse der Ungebildeten. Die ganz dünne Schicht der höher Gebildeten ist ausgestattet mit allen gesellschaftlichen Vorrechten, und jeder Angehörige dieser Schicht wacht mit Eifersucht darüber, daß die Berechtigungen, die ihm die Bildung verliehen hat, nicht von irgendeinem Eindringling durchbrochen werden. Ist ein Schulwesen, in dessen Organisation das Trennende viel schärfer hervortritt als das Einigende, geeignet, ein sozialer Erziehungsfaktor zu werden?"

Der Klassencharakter des Schulwesens kommt in den Aufwendungen für die Schule ziffernmäßig zum Ausdruck. Von den Gesamtaufwendungen, die 1906 für das Volksschulwesen im Deutschen Reiche gemacht wurden, entfielen auf einen Volksschüler durchschnittlich 54 M. Im einzelnen betrugen die Leistungen in der Provinz Posen 40, Westpreußen und Schlesien 42, Hessen-Nassau 63, Schleswig-Holstein 67, Berlin 99, in der ganzen preußischen Monarchie 48 M. für den Volksschüler; in Bayern 55, Sachsen 58, Hamburg 88 M. Dagegen leisteten Staat und Gemeinden in Preußen nach Ausweis der Statistik von 1909 für einen Schüler höherer Lehranstalten, deren Tore dem proletarischen Nachwuchs verschlossen bleiben, jährlich 159 M., also das Dreifache der für einen Volksschüler

aufgewendeten Summe. Die Verteilung war im einzelnen ungleichmäßig; es kamen auf einen Realprogymnasiasten 85, einen Oberrealschüler 110, einen Realgymnasiasten 114, einen Realschüler 133, einen Gymnasiasten 204, einen Progymnasiasten 235 M. im Jahr. Noch viel höher waren die Zuwendungen, die der Staat für Hochschüler auswarf; so empfing nach dem Etat von 1909 jeder Besucher der Technischen Hochschulen 702, jeder Student 709 M. durchschnittlich pro Jahr aus Mitteln des Staates für seinen Bildungsgang. Von den Leistungen der Gemeinden kamen in Rixdorf auf einen Volksschüler 44, einen Realschüler 90 M.; in Spandau auf einen Volksschüler 26, eine Besucherin der höheren Mädchenschule aber 87 M.; in Charlottenburg auf einen Volksschüler 93, einen Realgymnasiasten 150, einen Oberrealschüler 162 M., in Witten auf einen Volksschüler 46, eine Mädchenschulbesucherin 216, einen Realgymnasiasten 255 M.; in Elberfeld auf einen Volksschüler 49, einen Besucher höherer Lehranstalten aber 169 M. usw. Die Stadt Leipzig bezahlte für einen Knaben, der 8 Jahre lang die Volksschule besuchte, 8×65,47 M. = 523,76 M., dazu 2 Jahre Fortbildungsschule, 2×28,14 M. = 56,28 M., zusammen also 580,04 M. Für einen Realschüler zahlte die Stadt 3 Jahre lang den Zuschuß für die Volksschule, 3×65,47 M. = 196,41 M., und 6 Jahre lang den Zuschuß für die Realschule, 6×171,37 M. = 1028,22 M., insgesamt also 1223,63 M. Für einen Realgymnasiasten 3 Jahre Zuschuß für die Volksschule und 9 Jahre den Betrag für die Petrischule = 2039,81 M. Ein Gymnasiast kostete, wenn er die Thomasschule besuchte, 2610,75 M., wenn er das Nikolaigymnasium besuchte, 3088,20 M. Man vergleiche: ein Volksschüler 500, ein höherer Schüler 3000 M. aus öffentlichen Mitteln. Das ist das Gesicht der Klassenschule! Die durch die Revolution herbeigeführte „vollendete Demokratie" hat an diesen Zuständen nichts geändert. Wohl ist das Schulgeld in der Volksschule fortgefallen, auch hat wohl — wie in

Sachsen — der Staat teilweise oder vorübergehend die Gemeindeschullasten übernommen, aber die krassen Unterschiede in der materiellen Versorgung der Schulen sind geblieben. Ja, sie haben sich eher vertieft als gemildert; besonders die gewaltige Erhöhung des Schulgeldes für die höheren Schulen wirkt als Absperrungsmaßnahme gegen die proletarische Jugend schlimmer als je zuvor.

Die auf eine Lehrkraft kommende Zahl der Schüler ist etwas zurückgegangen, der Lehrermangel ist behoben, die Menge der einklassigen Volksschulen ist vermindert worden, in Sachsen ganz verschwunden. Aber die zwei- und vierklassige Schule ist immer noch die Regel auf dem platten Lande. Und hier wächst ein großer Teil des Proletariats groß, in einer trostlosen Geistesatmosphäre, in erschreckender Verwahrlosung aller Bildungsmöglichkeiten. Die Kinder verkommen geistig buchstäblich, ihr Vorstellungsmangel ist, da ihnen alle Anregungen und Eindrücke der Großstadt fehlen, ungeheuer, sie werden spracharm, sprachtot, unfähig zu jedweder Ausdrucksform. Hier ist die Volksschule Armenschule in des Wortes umfassendstem Sinne. Wie die Verhältnisse zuweilen noch in Großstädten liegen, beleuchtet blitzhell die Tatsache, daß 1920/21 die 167. und 175. Gemeindeschule in Berlin ein volles Jahr hindurch nur drei Tage in jeder Woche Schulunterricht hatten; durch den Mangel an Räumen, Kohlen, Lehrkräften, durch Streiks, Unruhen usw. waren sie beständig in so hohem Maße an geregelter Unterrichtsführung gehindert. 1921 in Berlin!

Das Los der Armut ist die Knechtschaft. „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben," erklärte ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche. „Wenn man Sklaven will, ist man ein Narr, wenn man das Volk zu Herren erzieht," sagte Friedrich Nietzsche. So sind sich geistliche und weltliche Berater der besitzenden Klasse einig in der Erkenntnis, daß geistige Selbständigkeit und Freiheit eine Gefahr für Herrschaft und Ordnung

des Besitzes bedeuten. Was Wunder, daß die Volksschule das Schwergewicht ihres pädagogischen Wirkens in der Vernichtung der geistigen und sittlichen Selbständigkeit des Kindes zu erblicken hat. Der Wille muß gebrochen werden! ist erstes Gebot. Und jeder tüchtige Lehrer dieses Systems vertritt den Grundsatz: Erst Gehorsam, dann Liebe! Gehorsam aber bei 40, 60 und mehr Kindern in der Klasse läßt sich nur erreichen durch Zwang, strenge Disziplin, Drill. So wird die Volksschule zur Drillschule, die Erziehung zur Abrichtung, der Lehrer zum Stockmeister. Und das Kind zu einem geistig wie seelisch aufs greulichste mißhandelten Geschöpf.

„Ich möchte Sie einmal," schreibt der aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangene, angesehene Bremer Pädagoge Prof. Bräutigam, „in eine Art Zuchthaus der Gegenwart führen; Sie werden erstaunt sein über den Titel, den es führt: es heißt die moderne Schule... Ja, die moderne Schule hat in Wahrheit heutzutage in einzelnen ihrer Lebensregungen eine große Ähnlichkeit mit einem Zuchthause . . . Wenn nur die ‚Zuchthäusler' reden dürften! Und wenn nur die, welche die Sklavenketten tragen, nicht so abgestumpft wären, daß sie ihre Unfreiheit gar nicht mehr als schimpflich empfinden!"

Die Drillschule legt den Geist des Kindes vom ersten Tage an in lähmende Fesseln. Jede freie und eigene Regung ist verpönt. „Die Walze der Schulmaschine," sagt Anita Augspurg, „liegt wie ein Alp auf dem jungen Menschen, zerstört dessen Ursprünglichkeit und Eigenart, zerbricht seinen Charakter, zermürbt seine Willenskraft, paßt ihn dem Durchschnitt an, preßt sein Geistesleben in die vorgeschriebene einseitige Richtung, erzeugt nur Durchschnittsware für den Massenbetrieb der großen Hammelherde, die sich Volk nennt, der nur ein Zweck, ein Ziel als wünschenswert vorgehalten wird und der die bestmögliche Anpassung an diesen Staatszweck mit Auszeichnungen und materiellen Vorteilen gelohnt wird. Jedes Abweichen von der Norm wird den jungen Kindern so abschreckend wie möglich ge-

Digitized by Google

macht. Als kleine Eigenbrötler treten sie in die Schule ein, voll tiefer Spekulation, philosophischer Weltbetrachtung, individueller Gedanken; schon im Kindergarten gleicht man sie einander an, nach Verlauf der Schulzeit sind sie Uniformknöpfe."

Zahlreiche Physiologen, es sei hier nur an Mosso erinnert, sind der Überzeugung, daß ein Kind von 6 bis 9 Jahren noch gar nicht die Reife des Gehirns besitzt, um ohne Gefahr für seine weitere Entwicklung lesen, schreiben und rechnen zu lernen, Gebete und Verse zu memorieren, sich in religiösen Gedankengängen und der krausen Logik von Bibelsprüchen zu bewegen, kurzum, die Aufgaben zu erfüllen, die heute der Schulunterricht an das Kind dieses Alters stellt. Besonders das erste Schuljahr ist geeignet, den Geist und das Gehirn zu verbilden. Das Schreib- und Lesezentrum entwickelt sich zu stark auf Kosten der übrigen Gehirnpartien. Die Tätigkeit der sensorischen Nerven findet kein Gegengewicht durch die der motorischen, die rezeptive Arbeit keins durch die produktive, zu der die kindliche Natur drängt. Der Geist des Kindes wird nur mit den Wassersuppen des ödesten Verbalismus gespeist. Worte, nichts als Worte. Dazu Ziffern, Zahlen, Formeln — alles abstrakte Größen, tote Begriffe. Das blutfrische, rotbackige Leben ist wie abgeschlossen, die reale Welt mit ihren tausend bunten Dingen und unerschöpflichen Bildungswerten ist wie mit Brettern vernagelt. Zwischen den vier kahlen Wänden der Schulgefängnisse, in deren muffigen, stickigen Räumen die Sitzbänke wie aufgeklappte Kindersärge nebeneinander stehen, wird gepaukt und gedrillt, gefragt und geantwortet, vorgesagt und nachgeplappert, eingeprägt und aus dem Gedächtnis aufgesagt, — ein Heer von „drillenden, kujonierenden und malträtierenden Menschendressierern", wie Gurlitt die Lehrer nennt, treibt sein Unwesen. Ob klug oder beschränkt, schnell oder langsam, phantasievoll oder nüchtern, intellektuell oder praktisch — jeder Schüler muß mit den übrigen in derselben Zeit dasselbe Quantum Wissen aufnehmen, dasselbe Pensum abhaspeln, dieselben

Aufgaben lösen und dasselbe Ziel erreichen. Kein Individualisieren, kein Eingehen auf die Eigenart des einzelnen, keine Anpassung der Stoffdarbietung an das Bedürfnis des Kindes! Wie sollte dies auch möglich sein bei 40, 60, 80 oder mehr Kindern! Da wird alles Dressur! Im Dozieren, Repetieren, Rubrizieren, Registrieren, Kontrollieren, Paradieren und Examinieren erschöpft sich das Wesen dieser impotenten „Du sollst und mußt"-Pädagogik. „Wo die Schule ist," sagt Artur Bonus, „da singt kein Vogel mehr, da wächst kein Gras mehr; dafür erstrecken sich langgezogene Drahtspaliere." Und in der „Jugend" war der Vers zu lesen, der das Urteil Bräutigams über die Schule bestätigt:

Ein Zuchthaus ist die Schule,
Kein Haus gesunder Zucht —
Kein Wunder, daß der Schüler
Das Schinderhaus verflucht!

Natürlich entsprechen die Resultate dem Geiste der Schule. Fließend und richtig lesen können nur die wenigsten Kinder, wenn sie die Schule verlassen. Unter Tausenden ist kaum einer imstande, seinen Gedanken schriftlich wie mündlich korrekt und formschön Ausdruck zu geben. Über die mangelhaften Erfolge im Rechnen wird selbst in Lehrerkreisen bitter Klage geführt. Das Schreiben ist meist nur ein mehr oder weniger unbeholfenes Nachmalen; der Schreib- und Leseunterricht stellt viel zu hohe Anforderungen, in wenig Jahren müssen acht Alphabete gelernt werden. Wer, wie der Arbeiter, sein Kind in die Volksschule schicken muß, bewahrt es wohl vor dem Analphabetentum, aber er muß zusehen, wie man sein Kind zur Marionette abrichtet, zum Sklaven dressiert, wie ihm eingeimpft wird das Gift der reaktionären Welt, ihrer gewaltsamen Ordnung, ihrer Feindschaft gegen Freiheit und Menschentum, wie ihm als höchstes Ideal eingebläut wird: das Vorbild des erwerbstüchtigen Bourgeois und Philisters, die gottgewollte Autorität der Obrigkeit.

Dem Religionsunterricht ist im Lehrplan der Volksschule ein breiter Raum gewährt. Für Preußen schreiben die „Allg. Bestimmungen" vor, daß bereits auf der Unterstufe, also bei 6- und 7jährigen Kindern, wöchentlich 4 Stunden der Religion gewidmet sein sollen, während auf Geschichte, Erdkunde und Naturlehre keine einzige Stunde entfällt. In der Aufzählung der Unterrichtsfächer steht die Religion an erster Stelle. 1902 erließ der preußische evangelische Oberkirchenrat eine Verordnung, die eine einheitliche Regelung des Lernstoffs für den evangelischen Schul- und Konfirmationsunterricht durch die Provinzialkonsistorien unter Vereinbarung mit den Provinzialschulkollegien und den Regierungen anordnete. Danach mußten die Kinder auswendig lernen: 20—40 Sprüche aus dem Alten, 100—110 Sprüche aus dem Neuen Testament, 6 Psalmen, 20 Kirchenlieder und den Wortlaut der 5 Hauptstücke des lutherischen kleinen Katechismus. Das sind insgesamt etwa 180 Bibelverse und ebensoviele Kirchenliederstrophen. Dabei bedeutete dies, wohlgemerkt, nur das Minimum. Die eingeführten Religionsbücher enthielten durchweg mehr Memorierballast, so Armstorff 327, Ostwald und Luchs 253 Sprüche usw. Der religiöse Memorierstoff der Berliner Gemeindeschulen forderte laut Lehrplan schon von 10- bis 11jährigen Kindern 121 Kirchenliederverse, 110 Bibelsprüche, den Wortlaut der ersten drei Hauptstücke und 5 Psalmen mit zusammen 45 Versen. Für Religion waren 6, für Rechnen nur 2 Stunden in der Woche angesetzt. Im Königreich Sachsen forderte der Lehrplan für Volksschulen evangelischer Konfession die 5 Hauptstücke, 168 Gesangbuchstrophen, 150 Bibelsprüche, 35 Choralmelodien und den hauptsächlichsten Inhalt von 140 biblischen Geschichten. Dabei war dies, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, nur das Minimum. Der sächsische Lehrplan, der immer noch in Geltung ist, widmet dem Religionsunterricht 27 1/2 Seite, aber Geschichte, Erdkunde, Naturlehre und Naturgeschichte zusammen tut er auf 26 Seiten ab. Noch schlim-

Digitized by Google

mer lagen teilweise die Verhältnisse in anderen Staaten. So erhielt ein Stuttgarter Volksschüler in 7 Jahren 476 Religionsstunden mehr als ein Berliner Volksschüler, 600 mehr als ein Dresdner, 880 mehr als ein Mannheimer und 780 mehr als eine preußische Töchterschülerin. Die armen Kindergehirne waren überall durch Gesetz und Staatsgewalt gezwungen, sich durch den Spuk alttestamentlicher Mord-, Diebes- und Ehebruchsgeschichten und das Hasardspiel einer ebenso abgeschmackten als frivolen Schuld- und Sühnemoral verwüsten zu lassen.

In jüngster Zeit hat sich hierin äußerlich manches geändert. Die Zahl der Religionsstunden ist herabgesetzt worden, der Katechismusunterricht ist fortgefallen, der Memorierstoff hat eine Beschneidung erfahren. Aber der Geist ist derselbe geblieben. In dem berüchtigten Schulkompromiß zwischen Sozialdemokratie und Zentrum hat er seine deutlichste Manifestation gefunden. Und die Elternschaft, die in Elternräten bestenfalls als beratende Körperschaft zu Worte kommt, steht dieser Verewigung des Mittelalters machtlos gegenüber.

Neben der Weckung und Befestigung des Glaubens an die himmlischen Autoritäten fällt der Volksschule die Aufgabe zu, der Jugend des Volkes die tiefe Kniebeuge vor dem Glanze irdischer Autoritäten beizubringen. Die Erziehung zum Patriotismus hat die Schulen zu Tummelplätzen politischer Demagogie gemacht.

Im Geschichtsunterricht erschließt man den Kindern keinen Einblick in eine Welt- und Kulturgeschichte, die erkennen läßt, daß alles Geschehene das Produkt einer durch wirtschaftliche Notwendigkeiten bedingten Entwicklung ist. Im Gegenteil. Man lenkt den Blick von dieser Erkenntnis ab und richtet ihn auf zufällige Persönlichkeiten, die eine verlogene Geschichtsdarstellung zu Überlebensgröße aufgeblasen hat. Man färbt die charakteristischen Momente objektiven historischen Werdens durch den Anstrich nationaler, konfessioneller und politischer Tendenzen. Man schreckt selbst vor offenkundigen Fälschungen

und dreisten Geschichtslügen nicht zurück, nur um Potentaten und Dynastien in hellerem Lichte erstrahlen zu lassen. Könige und Schlachtenlenker sind die Wohltäter der Menschheit, Kriege sind die großen Wendepunkte der Geschichte, im Mordpatriotismus gipfelt alle nationale Tugend. Es ist nicht zu sagen, was während des Weltkrieges die Schulmeister, die unter allen übergeschnappten Patrioten wohl die verrückteste Nummer bildeten, an nationalistischer Verblödung und chauvinistischer Verhetzung geleistet haben. Und auch heute noch steckt dieser säbelrasselnde Koller in ihnen; die hirnlose Revanchepropaganda der allteutschen Überpatrioten findet in ihren Reihen die lauteste und blindeste Gefolgschaft.

Während der Revolution kam neben anderen Schlagworten auch das vom Aufstieg der Begabten auf. Es war durch gewisse Strömungen in der wissenschaftlichen Pädagogik, die eine Abkehr von der alten philosophisch orientierten Wort-Pädagogik und der Herbartschen Willens-Pädagogik forderten und auf dem Wege über den Arbeitsunterricht einer naturwissenschaftlich begründeten Tat-Pädagogik zustrebten, vorbereitet worden. Dieses neue Ziel deckte sich mit den Bedürfnissen der imperialistischen Bourgeoisie, die, im Zeitalter gewaltigster Kraftanspannung, in hohem Maße daran interessiert war, alle wertvollen Kräfte im Volke aufzuspüren, herauszuheben und zu schulen, um sie für die Zwecke gesteigerter Profitgewinnung nutzbar zu machen. Die Revolution, die die kapitalistische Demokratie vollendete, löste die bis dahin latent gebliebene Tendenz aus mit dem Rufe: Freie Bahn dem Tüchtigen!

In der traditionellen Begriffswelt der Schule, die eine Lernschule ist, hat aber der Begriff Tüchtigkeit einen anderen Inhalt als in der Realität der auf Praxis eingestellten kapitalistischen Wirtschaft, die geistige Qualität in bares Geld verwandelt sehen will. So entstand ein echter und rechter Schulmeisterstreit über Wesen und Inhalt der Tüchtigkeit, Art und Umfang der Begabung, und heute noch herrscht über die Grundsätze und

Methoden der Begabtenauslese die grauenhafteste Unklarheit. Das Schlagwort ist verpufft; die Einheitsschulbewegung ist in der Halbheit der vierjährigen Grundschule stecken geblieben, die Arbeitserziehung ist zum Surrogat des Handfertigkeitsunterrichts verballhornt, die höheren Schulen haben durch unerhört gesteigerte Schulgelder ihre Tore vor dem Aufstieg proletarischer Elemente verrammelt, und die Bourgeoisie, der die siegreiche Konkurrenz des Ententekapitals inzwischen arg die Flügel ihrer imperialistischen Pläne und Hoffnungen verschnitten hat, sieht ohne die Kraft und den Willen eines ernsthaften Widerstandes zu, wie ein drohendes Reichsschulgesetz — als Konsequenz des unheilvollen Schulkompromisses von Weimar — die Volksschule völlig in Stücke zu schlagen im Begriffe ist.

Die Lehrerschaft, in ihrem Gros nach Vorbildung, historischer Schulung und politischer Einstellung unfähig, das Neue, in der Tiefe Ringende als Produkt sozialer und ökonomischer Notwendigkeiten zu werten und die großen Zusammenhänge der Erscheinungen des sich anbahnenden Weltumwälzungsprozesses zu erfassen, begnügt sich, soweit sie nicht der Reaktion Gefolgschaft leistet, mit der Rolle des Karrenschiebers. Man schraubt seine Pflichtstundenzahl herunter, paukt A-B-C und Einmaleins, schwingt den Bakel und diskutiert die nächste Gehaltszulage.

Die Jugend des Proletariats aber, brennend vor Begierde, ins Leben eingeführt zu werden, die Welt zu ergründen und Weltgeschichte zu erleben, blickt in ein leeres, dunkles Faß, in ihrem Heiligsten gefoppt, ihrem Eigensten gelähmt und um das Kostbarste und Höchste ihres Lebens betrogen.

Schinder als Erzieher

In dem quälend-unbefriedigenden und abstoßend-häßlichen Betriebe der Volksschulerziehung ist das peinlichste und empörendste Kapitel die Prügelstrafe.

Während auf allen höheren Schulen die körperliche Züchtigung entweder völlig beseitigt oder auf ein unbedeutendes Minimum zurückgedrängt ist, sieht sich das proletarische Kind, das die Volksschule besucht, täglich und stündlich der Gefahr ausgesetzt, aufs schwerste gezüchtigt, wenn nicht gar mißhandelt zu werden. Man macht sich keinen Begriff, was heute noch von prügelnden Pädagogen an Roheit, Gewalttätigkeit, Rücksichtslosigkeit und Barbarei geleistet wird. Damit schlägt man in dem werdenden Menschen alles tot, was Menschliches in ihm sich regt; alles Gute, Reine und Edle. „Welche kochende Bitterkeit und Rachgier," sagt Ellen Key, „welche hündisch kriechende Schmeichelei ruft nicht die körperliche Züchtigung hervor! Sie macht den Feigen feiger, den Trotzigen trotziger, den Harten härter! Sie stärkt die beiden Gefühle, die die Wurzel von fast allem Bösen in der Welt sind, Haß und Furcht." Daß die Erziehungspraxis der Volksschule noch nicht begriffen hat, welch hohe ethischen Werte für das Kind in dem Bewußtsein der Unantastbarkeit seines Körpers liegen würden, beweist zur Evidenz, wie tief sie das Objekt ihrer Bemühungen einschätzt. Es beweist aber auch, wie tief sie selbst einzuschätzen ist: die Volksschulerziehung — ein pädagogisch aufgeputzter Militarismus; der Volksschullehrer — ein aus Versehen ins Schulzimmer geratener Unteroffizier.

Wenn die Lehrer prügeln, pflegen sie sich zur Entschuldigung auf das Elternhaus zu berufen, das sie zur Anwendung der Prügelstrafe zwinge, weil es selbst fast ausschließlich durch Rute und Stock erziehe. Sie haben recht und unrecht; unrecht in der schiefen Logik, die den Tiefstand der Laienerziehung zum Maßstabe für die Praxis von Berufserziehern macht, aber recht in dem Vorwurfe gegen das Elternhaus.

Es ist schlimm, bestätigen zu müssen, mit welcher Selbstverständlichkeit, Ausdauer und Härte in proletarischen Familien noch geprügelt wird. Daß man früher prügelte, wo es galt Sklaven und Knechte zu erziehen, war begreiflich; auch daß die

heutige Gesellschaft, die ihre Existenz auf die Ausbeutung und Unterwerfung der Massen gründet, in ihren Schulen prügeln läßt, soweit die Kinder dieser Massen in Betracht kommen, versteht man noch, wenn sich auch unser sittliches Empfinden dagegen empört. Aber, was man nicht verstehen kann, ist: daß im Proletariat, wo alle Flammen der Freiheit lodern und alle Kräfte zu einer besseren Menschwerdung erwacht und lebendig sind, noch immer die Prügelstrafe bei der Erziehung der Kinder eine, wie es scheint, unvermeidliche und unausrottbare, sicher aber traurige und beschämende Rolle spielt. Hier schleppen Generationen noch die Ketten ihrer Knechtschaft und die Erbteile ihrer harten und finsteren Vergangenheit nach. Mangel an Erziehung und Kultur, häusliche Not und Sorge, die Enge der Wohnräume, die nervöse Gereiztheit infolge Unterernährung, Überarbeit, Schwäche, Fabriklärms usw., der Alkoholismus, der Kinderreichtum und die unzureichende Erziehungsgelegenheit und viele andere aus den sozialen Verhältnissen sich ergebende Momente bewirken eine Stimmungsspannung und erzeugen eine Umgangssphäre, deren einzige Auslösung in den meisten Fällen eine brutale Mißhandlung ist und deren Opfer die Schwächsten — die Kinder — sind. Unter den Weihnachtswunschzetteln von Kindern einer Gemeindeschule im Norden Berlins war der erschütterndste der, in dem das Kind seine Eltern bat, „es während der Weihnachtsfesttage nicht zu prügeln."

Besonders benachteiligt sind hierbei uneheliche Kinder, die in der Familie nur allzuoft als Fremdkörper empfunden werden, die der Mutter als Zeugen von Fehltritten, die man vergessen machen möchte, lästig sind oder die der Vater aus verwandten Gefühlen heraus nicht ausstehen kann. Nach Frida Duensing haben uneheliche Kinder ein mehr als vierfach größeres Risiko, von ihren Erziehern mißhandelt zu werden, als eheliche.

Man macht sich kaum eine Vorstellung von den Formen und

dem Charakter dieser Züchtigungen und Mißhandlungen! Nicht bloß, daß Hand, Rute, Stock und Lederriemen als Züchtigungsmittel dienen — ganze Systeme ausgesuchter, oft viehischer und satanischer Grausamkeit werden ins Werk gesetzt. „Ohne Grund oder für geringe Verfehlungen sehen wir Kinder notdürftig gekleidet auf kalten Treppen oder Hausböden die Nächte verbringen; die schwere Faust, Schläuche, Wasserrohre, Schlüssel, Besen, scharfe Holzstücke, Holzpantoffeln, Messer, Scheren, Plätteisen, eiserne Feuerhaken, Klopfpeitschen, Ausklopfer sind beliebte Marterwerkzeuge, von denen die Striemen und Wunden Zeugnis ablegen; die Kinder werden auf ein Brett geschnallt, dann von ein, zwei, ja drei Personen gehauen und gepeitscht, bis die unglücklichen Wesen ohnmächtig sind; sie werden an die Bettpfosten gebunden, und müssen die ganze Nacht in dieser Stellung verharren; eiskalte Bäder, Verbrennung einzelner Körperteile, Fußtritte, Rippenbrüche, Ausreißen der Haare, Einreißen der Ohren, Bestreichen der Wunden mit ätzenden Säuren gehören nicht zu den Seltenheiten; die Kinder werden gegen die Wand geschleudert, mit dem Kopf auf harte Gegenstände gestoßen, müssen hungern oder verdorbene Speisen, ekelhafte Dinge oder gar ihren eigenen Kot genießen. Um ihnen selbst die Erleichterung des Schreiens nicht zu gewähren und die Aufmerksamkeit der Nachbarn nicht zu erregen, wird ihnen während der Mißhandlung der Mund verbunden oder der Kopf unter eine Decke gesteckt. Von all diesen Martern ist nichts erfunden, sie sind alle vom Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnützung und Mißhandlung in Berlin konstatiert.“ (Sprengel.)

Der genannte Verein hat in elf Jahren seines Bestehens 2970 Fälle bearbeitet (4400 Kinder), davon ca. 1300 wegen Mißhandlung. Vom 1. Januar 1907 bis 31. Dezember 1909 insgesamt 510 Fälle, und zwar:

	1907	1908	1909
in den unteren Schichten	133	144	181 = 458
„ „ mittleren „	12	15	20 = 47
„ „ höheren „	1	1	3 = 5
	146	160	204 = 510

Wenn von 510 mißhandelten Kindern 458 dem Proletariat angehören, so ist dies ein Beweis dafür, daß die sozialen Verhältnisse einen großen Teil der Schuld tragen. „Kinderreiche Familien wohnen zusammengepferchт in einem Raume; müde von der Arbeit, noch reizbarer durch den Lärm um sie her, hören und sehen die Eltern die Ungezogenheiten der Kinder, und nun beginnt die Erziehungsarbeit mit dem Stock. Oder es herrscht große Armut, jeder Bissen ist berechnet, das Fehlen einer Kleinigkeit wird als Diebstahl angesehen und dementsprechend bestraft. Oder die Kinder sind verwahrlost, ohne pädagogisches Verständnis strafen die Eltern im Zorn und zu hart; anstatt Besserung zu erzielen, machen sie die Kinder nur verstockt." Man sehe sich die Herkunft und das soziale Milieu der erwähnten 510 Berliner Kinder an, und man wird begreifen, wo die Ursachen ihrer Unerzogenheit und die Gründe für ihre Mißhandlung zu suchen sind:

	1907	1908	1909
Stiefkinder	80	68	74 = 222
Halbwaisen	15	19	32 = 66
Waisen	—	5	7 = 12
Kinder aus unglücklichen oder geschiedenen Ehen	10	28	30 = 68
Kinder von Prostituierten	6	6	6 = 18
„ „ Trunkenbolden	20	21	23 = 64
„ „ Geisteskranken, Epilept., Taubst., Krüppeln	5	7	10 = 22
Kinder von Selbstmördern	—	1	— = 1
„ „ normalen Familien	10	5	22 = 37
			510

Die Ursachen der Kindermißhandlungen gehen, wie gesagt, oft auf die Unehelichkeit der bedauernswerten Kinder zurück. In Wien waren von 51 mißhandelten Kindern, die in einem Jahre auf Ersuchen oder mit Hilfe des Gerichts den Eltern fortgenommen und in fremde Obhut gebracht werden mußten, 44 unehelich geboren.

Tiefe Einblicke in das düstere Kapitel der Kindermißhandlung gewährt eine von dem italienischen Juristen und Kinderpsychologen Ferriani veranstaltete Untersuchung. In seinem Amtsbezirk Como konnte er binnen sechs Jahren nicht weniger als 232 Fälle feststellen, in denen Kindermißhandlungen durch die Eltern zu einem Gerichtsverfahren geführt hatten. Die meisten Fälle betrafen Mißhandlungen durch entartete Mütter; Prügel aller Art spielten dabei eine Rolle, weiter Einsperren im Dunklen und in der Kälte, Aussetzen in Frost und Nässe, Quälen durch Nadelstiche, Verbrennen mit heißem Eisen, Hunger, Ernährung mit Unrat, Arbeitsüberlastung, nächtliches Erschrecken usw. Besonders häufig wurden die Kinder — und das gibt der Untersuchung den sozialen Einschlag — zum Betteln oder zum Diebstahl genötigt und hinterher wegen des mageren Ausfalls geprügelt.

Von einer Gesellschaft, deren gesamte Ideologie auf Autorität eingestellt und deren Herrschaft lediglich auf Gewalt gegründet ist, kann nicht erwartet werden, daß sie der Roheit der Kinderprügelei sowohl in der Schule, wie im Hause ernstlich zu Leibe geht. Wohl hat die Reichsgesetzgebung durch den sog. Kinderschutzparagraphen in der Kleinen Strafgesetznovelle von 1912 den absolut unzulänglichen Schutz des Kindes vor Mißhandlungen etwas erweitert (wie dies England, Frankreich, Norwegen und Italien bereits früher getan), an den tatsächlichen Zuständen hat sich indes so gut wie nichts geändert. Hat doch inzwischen der Krieg Millionen von Menschen in seine furchtbare Schule der Roheit und Bestialität genommen, ganz zu schweigen davon, daß er in seiner Folgezeit alle

Möglichkeiten sozialer Verelendung und Verwilderung auf die Spitze getrieben und damit tausend neue Quellen jenes gewalttätigen Unrechts erschlossen hat, das sich an wehrlosen Kindern entlädt.

Hier helfen weder sentimentale Entrüstungen noch wohlmeinende Gesetze. Auch die aufopfernde Tätigkeit von Kinderschutzvereinen u. dgl. kann des Übels nicht Herr werden. Die Ursachen liegen viel tiefer, damit auch die Stellen, bei denen zur Besserung angesetzt werden muß. Leon Frapie traf den Nagel auf den Kopf, als er schrieb: „Mit einem vierpfündigen Laib Brot hindert man die Eltern am besten daran, ihre Kinder totzuschlagen."

Die Barbarei der Kinderarbeit

Was unter den zermalmenden Schritten des Massenelends der frühesten Kindheit sein flackerndes Leben nicht ausgehaucht hat, das geht später in den Schwitzhöllen der Hausindustrie und in den Tretmühlen der Fabriksklaverei, in Schnitzerstuben und Werkstätten, beim Lastenschleppen und Treppenaufundniederjagen, auf Viehtriften und Rübenäckern, hinter dem Klöppelsack und der Drehbank, dem Farbennapf und der Töpferscheibe, dem Webstuhl und dem Stanzhammer, beim Spulen, Spinnen, Wirken, Sticken, Häkeln, Stricken und Abrippen allmählich, stückweise, aber mit unerbittlicher Sicherheit zugrunde.

Die schwache Brust, die hüstelnde Lunge, der sieche Körper, die verkrüppelten Glieder, — sie sind die Erbteile der Not wie die Folgen der **Arbeitsqual**, in die den Armen von frühester Jugend an sein Elend zwingt.

> ... Und tausend Kinder siehst du stehen,
> Die still an einem Stricke drehen,
> Früh alt vor Hunger und Gebrest,
> Und siehst die Väter sich erheben,
> Alle, die häßlich müssen leben,
> Damit es Schönheit könne geben ...

Die Geschichte des Kampfes um die Befreiung der Jugend vom Joche der kapitalistischen Ausbeutung ist eins der schmachvollsten Blätter in der ganzen Geschichte des Kapitalismus. Eines siebzigjährigen leidenschaftlichen Ringens hat es bedurft, um gesetzliche Bestimmungen zu erwirken, die das Kind befreien sollten von dem furchtbaren Lose der Erwerbsfron, in die es verfallen war, seit die Anwendung der Maschine in den Kreisen des industriellen Unternehmertums den Heißhunger nach der billigen Arbeitskraft der Jugend entfesselt hatte. „Jede Schranke von Sitte und Natur, Alter und Geschlecht, Tag und Nacht wurde zertrümmert... Das Kapital feierte seine Orgien." Und die Opfer dieser Orgien waren nächst den Frauen die unmündigen Kinder der Armen, deren Mörder vor keinem Gericht je zur Rechenschaft gezogen wurden.

Das kapitalistisch und industriell am weitesten fortgeschrittene England wirkte vorbildlich auf Deutschland, sowohl was die Ausbeutung wehrloser Kinder anbetrifft, wie auch in der späten und mangelhaften Gesetzgebung zu ihrem Schutze.

Die Jahre 1820 bis 1840 waren in Deutschland die Zeit der schlimmsten und schrankenlosesten Kinderausbeutung. Kinder von 6 Jahren wurden in elfstündiger Nachtarbeit beschäftigt oder arbeiteten für 2 bis 3 Silbergroschen von früh 7 Uhr bis abends 8 Uhr. Um während des Essens nicht pausieren zu müssen, wurde ihnen die karge Mahlzeit in einem Blechtopfe um den Hals gehängt. Genau wie heute behauptete das Unternehmertum, die deutsche Industrie könne die Konkurrenz mit dem Auslande nicht aushalten, wenn die Kinderarbeit mit ihren billigen Löhnen verboten werde. Die Macht des Kapitals reichte weiter als der Schrei der Kinder. Sogar ein Arzt, der um ein Gutachten befragt wurde, erklärte, indem er sich als Menschenfreund bekannte, daß er in achtzehnstündiger Fabrikarbeit keine Schädigung für den kindlichen Organismus erblikken könnte. Erst als Ende der zwanziger Jahre von der Militärbehörde festgestellt worden war, daß die „Fabrikgegenden

ihr Kontingent zum Ersatz der Armee nicht mehr vollständig stellten," fanden die Leiden der ausgebeuteten Kinder an höchster Stelle ein geneigtes Ohr und endlich gesetzlichen Schutz.

1839 wurde das erste Kinderschutzgesetz erlassen, das die Fabrikarbeit für Kinder unter 9 Jahren verbot und die tägliche Arbeitszeit bis zum 16. Lebensjahre auf 10 Stunden beschränkte. Aber nach englischem Muster blieb dieses Gesetz, ebenso wie die später folgenden, nur ein papierener Schutz. Eine Überwachung gab es nicht, die Behörden dachten gar nicht daran, den Unternehmern irgendwie unbequem zu werden. Auch die obligatorische Einführung der Fabrikinspektion 1878 änderte daran nur wenig.

Da blieb der Arbeiterschaft nur die Selbsthilfe übrig. Und diese erfolgte durch ihre politischen und wirtschaftlichen Organisationen. 1867 brachte von Schweitzer, der Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, zum ersten Male einen Entwurf im Norddeutschen Reichstage ein, der das Verbot der Kinderarbeit für alle Unternehmungen mit mindestens 10 Lohnarbeitern in Fabriken, Hausindustrie, Verkehrsgewerbe und Landwirtschaft forderte. Aber der Entwurf kam nicht einmal zur Verhandlung. Zu Anfang der siebziger Jahre wurden weitere Vorstöße gegen die Kinderausbeutung unternommen, in der Presse, in Versammlungen und im Parlament. 1877 lag dem Reichstage ein Antrag auf Verbot jeglicher Kindererwerbsarbeit vor, dem die bürgerliche Mehrheit mit hartnäckigem Widerstande begegnete. Seine Forderung ist heute noch unerfüllt. Das Kinderschutzgesetz von 1903 mit der Novelle von 1908 hat die schlimmste Kinderausbeutung eingeschränkt und manche grauenhaften Zustände gemildert — trotzdem fronden noch immer Zehn- und Hunderttausende von Kindern im Erwerbsjoch, sogar in Fabriken und Bergwerken. Die gesinnungstüchtigen Arbeitgeber wissen das Gesetz zu umgehen oder sich Vergünstigungen durch Regierungen und Behörden zu verschaffen.

Digitized by Google

Während des Krieges war das Gesetz außer Kraft gesetzt — die Kinderausbeutung feierte jahrelang unbeschreibliche Orgien.

Nach den Ergebnissen der Berufs- und Gewerbestatistik vom 14. Juni 1895 waren im Deutschen Reiche 214954 Kinder unter 14 Jahren „erwerbstätig im Hauptberufe und im Hausgesindedienst", davon in der Landwirtschaft 135125, in der Industrie 38267, im häuslichen Dienst 33501 usw. Diese Zahlen brachten aber keineswegs den vollen Umfang der damals existierenden Lohnsklaverei Jugendlicher zum Ausdruck, denn einmal umfaßte die Statistik nicht die gesamte Kinderarbeit, sondern nur die Erwerbstätigkeit „im Hauptberufe und im Hausgesindedienst", das andere Mal waren die aufgeführten Zahlen nur „Minimalzahlen." Doch so unvollkommen das Bild auch sein mochte, in seinem Gesamteindrucke, und mehr fast noch in seinen krassen Einzelheiten übte es eine erschütternde Wirkung aus. 1575 Kinder, darunter 122 Mädchen, arbeiteten in Ziegeleien, 2075 in Schlossereien, 2107 in Tischlereien, 1803, darunter 103 Mädchen, in Bäckereien, 792 in der Tabakindustrie, 2272, darunter 120 Mädchen, als Maurer, 617 als Zimmerer, 340 als Stellmacher, 519 als Klempner, 464, darunter 220 Mädchen, in der Verarbeitung edler Metalle, 492 in der Herstellung von Maschinenapparaten. 135 jugendliche Proletarier waren tätig in der Erzgewinnung, 241 in Hüttenwerken, 196, darunter 15 Mädchen, in der Eisengießerei; 274 Kinder, darunter 62 Mädchen, mußten in Kohlengruben ihre Gesundheit und ihr Jugendglück dem Kapital zum Opfer bringen, 225, darunter 14 Mädchen, in Torfgruben, 302, darunter 44 Mädchen, in Steinbrüchen, 271 in Glashütten, 94 in Spiegelglaswerken, 248 in Bierbrauereien und Schnapsbrennereien, 435 in Buchdruckereien, 385 in Getreidemühlen, 485 in Sattlereien und Riemereien, 426 in Strickereien und Wirkereien; 895 frondeten als Stubenmaler, 490 als Steinmetzen, 141 als Bürstenmacher, 372 als Buchbinder,

192 als Korbmacher, 250 als Böttcher, 119 als Dachdecker, 334 als Porzellanarbeiter usw. Kein Beruf, der zu schwer, zu aufreibend, zu gefahrvoll für die schwachen, unentwickelten Arbeitskräfte der Kinder gewesen wäre.

Die Ergebnisse dieser Statistik waren dem preußischen Junkertum sehr verdrießlich, stand doch die Landwirtschaft mit der größten Zahl ausgebeuteter Kinder an erster Stelle. Flugs erteilten die allmächtigen Itzenblitze und Köckeritze der Regierung den Befehl, im Reiche Erhebungen über die gewerbliche Kinderarbeit anstellen zu lassen unter ausdrücklicher Schonung der Landwirtschaft, des Obst-, Garten- und Weinbaues und des Gesindedienstes. Mit dieser Enquete, die vom Januar bis April 1898 aufgenommen wurde, sollte ein Trumpf gegen die Industrie ausgespielt werden. Drei Jahre zögerte die Regierung, ehe sie die Ergebnisse zu veröffentlichen den Mut fand. Ergebnisse, die bei aller Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit so grauenhaft waren, so himmelschreiende Zustände enthüllten, daß ihre Betrachtung nur Tränen des Zorns und der Empörung erpressen konnte.

Über eine halbe Million ins Arbeitsjoch gespannter, abgetriebener und ausgemergelter Proletarierkinder marschierte in schauerlicher Prozession vor den entsetzten Blicken der Mitwelt auf. Ein Zug von Hamburg bis Bremen, von München bis Regensburg. 532283 Kinder unter 14 Jahren hatte man ermittelt, die außerhalb der Fabriken erwerbstätig waren. Rechnete man hinzu noch die 135125 jugendlichen Lohnarbeiter der Landwirtschaft, die 33501 Erwerbstätigen im häuslichen Dienst und schließlich die kleinen Fabrikproletarier, deren Zahl sich beharrlich jeder genauen Feststellung entzieht, — und setzte man obendrein den Umstand in Rechnung, daß all diese Ziffern nur Minimalergebnisse darstellten und die Erhebungen im einzelnen oft ganz unglaublich mangelhaft und oberflächlich ausgeführt worden waren, so durfte man behaupten, daß es rund eine Million Kinder waren — der achte Teil

der damals im Deutschen Reiche überhaupt vorhandenen Schulkinder —, deren erbarmungswürdiges Schicksal in Gestalt furchtbarer Zahlen durch die Rubriken und Kolumnen der Statistik schritt.

Sachsen, das Land der höchsten Frauenerwerbsziffer, stand mit 137831 erwerbstätigen Kindern (22,80% aller Schulkinder) in der Statistik obenan. Ihm folgten Sachsen-Altenburg mit 19,24%, Schwarzburg-Rudolstadt mit 16,42%, Sachsen-Meiningen mit 16,40%, Koburg-Gotha mit 15,16%, Reuß ä. L. mit 13,54%, Stadt Berlin mit 12,83%, Schwarzburg-Sondershausen mit 10,65% usw. abwärts bis 0,58% in Waldeck. Preußen zählte 269598 gewerblich tätige Kinder; von den einzelnen Provinzen standen Rheinland mit 50183 und Schlesien mit 48456 an erster Stelle; Berlin wies 25146 erwerbstätige Kinder auf, Bayern 12997 (durch Polizeiorgane ermittelte, daher sehr unsichere Zahl), Württemberg 19546 (davon 12000 „geschätzt"), Baden 28788.

Nach der Art der Beschäftigung verteilten sich 57,64% auf die Industrie, 25,52% auf Austragedienste, 6,75% auf gewöhnliche Laufdienste, 4,06% auf Gast- und Schankwirtschaften, 3,31% auf den Handel usw. In der Industrie entfiel nahezu die Hälfte aller Kinder (143710 von 306823) auf die Textilindustrie. In den Spinnereien und Webereien wurden 79138 gezählt, die in der Hauptsache mit Spulen beschäftigt waren; davon allein 34145 in Sachsen. In der Häkelei und Stickerei waren 22149 tätig, davon 11601 in Sachsen; in der Posamentenfabrikation 26691, die fast ausschließlich (23643) dem sächsischen Kapitalprotzentum die Taschen füllen helfen mußten. Von anderen Industriezweigen zählten die meisten erwerbstätigen Kinder: Ziegeleien in Baden, Fabrikation von Porzellan und Glaswaren in Sachsen-Meiningen, Puppenköpfen in Schwarzburg-Rudolstadt, Uhrketten in Oldenburg, Spitzen in Sachsen usw. Von Arbeiten, die für Kinder gesundheitsschädlich sind und von der Statistik selbst als

„für Kinder ungeeignet" bezeichnet wurden, waren anzutreffen Steinklopfen, Marmorstein-, Steinbruch-, Steinmetz- und Steinhauerarbeiten, Steinschleifen und Steinpolieren (insgesamt ca. 1300 Kinder), Ziegelei- und Maurerarbeiten, Schmiede- und Schlosserarbeiten, Brettersägen, -tragen und -packen. Ferner das Mahlen von Farbe und Erde in Töpfereien, Glasieren von Ton und Klopfen von Blei, das Reinigen von Fellen, die Knopfmacherei, Tabak- und Zigarrenfabrikation und das Arbeiten in den Griffelhütten und Schieferbrüchen. Speziell als augenschädlich gilt die Perlenstickerei, das Zupfen und Sortieren von Saffran, das Bemalen von Porzellan bei Lampenlicht, das Pelzkämmen und -klopfen usw. Das Kapital hatte kein Erbarmen mit den zarten Leibern der jugendlichen Proleten: eingesperrt und eingepfercht in dunstige, schlechtventilierte, stauberfüllte, qualmige, rußige, lichtlose Räume, angeschmiedet an die Kette unerbittlichen Arbeitszwanges oft bis tief in die sinkende Nacht hinein, bei qualvoll einförmiger, geisttötender Tätigkeit mußten sie ihm, um sich vor dem Verhungern zu retten, unter Ächzen und Schmerzensschreien ihren Tribut entrichten.

Die gemarterten Körper der Kinder, die stumme Klage ihrer glanzlosen, müden Augen und vor allem die stumpfe, lethargische Schwäche ihres früh zerrütteten Geistes hatte schließlich auch unter der Lehrerschaft die Stimme des Erbarmens geweckt. Sie ließ es nicht mit wehleidigem und ach, so billigem Bedauern getan sein. Wiederholt waren Einzelversuche unternommen worden, um von der Kinderarbeit in einzelnen Städten oder Landesteilen ein Bild zu gewinnen. Aber die Ergebnisse „hielten bald wieder einen tiefen Schlaf in den geheimnisvollen Ecken staubiger Aktenspinde oder standen in Gefahr, in den Schulchroniken oder in irgendeinem pädagogischen Blatte zu vermodern." Da nahm der Deutsche Lehrerverein 1898 auf dem Lehrertage in Breslau eine gründliche und großzügige Erörterung der Kinderarbeitsfrage vor und veranstaltete

im Anschluß daran eine Umfrage über Art und Umfang der gewerblichen und landwirtschaftlichen Kinderarbeit in Deutschland. Diesem energischen und tatkräftigen Eingreifen der Lehrerschaft ist es zu danken, daß der namenlose Jammer der Kinderausbeutung endlich in seiner ganzen Nacktheit enthüllt wurde.

Während der Umfang der gewerblichen Kinderarbeit nach amtlichem Bericht für das ganze Reich auf 6,53% berechnet war, stellte die Lehrerenquete für Großstädte 10—13% erwerbstätige Knaben und 6—9% Mädchen, für ausgesprochene Industriestädte 30—50%, ja für Industriedörfer sogar bis zu 80% erwerbstätige Kinder fest. Hier ein paar Einzelziffern: Chemnitz 25% Knaben, 22,2% Mädchen; Dresden 17% Kinder; Halle 22,2% Knaben, 18,2% Mädchen; Langensalza 25% Kinder; Posen 27,5% Knaben, 14,4% Mädchen; Altenburg 34,5% Knaben, 36,6% Mädchen; Gera 11,4% Kinder; Hohenstein-E. 53,6% Kinder; ebenso Langenbielau; Schmölln 38% Knaben, 43,7% Mädchen; Sonneberg 28,19% Kinder; im Meininger Oberland: Schalkau 49,26%, Rückerswind 54,28%, Neuenbau 62,50%, Hämmern 63,80%, Neufang 66,43%, Forschengereuth 72,11%, Mengersgereuth 78,09% und Schichthöhn 80,34%.

Man hält den Atem an, und das Herz krampft sich zusammen: 80% und mehr erwerbstätige Kinder! In Chemnitz jeder vierte, in Altenburg jeder dritte, in Hohenstein-Ernstthal jeder zweite Knabe ein Arbeiter! In Schmölln jeder fünfte siebenjährige Knabe und jedes dritte achtjährige Mädchen im Arbeitsjoche. Und dazu die Arbeitszeiten! Im Sonneberger Bezirk wurde nach den Angaben der Enquete vor Weihnachten oft die ganze Nacht durchgearbeitet; der glitzernde Christbaumschmuck, der von hier aus in alle Welt geht, besteht aus kristallisierten Kindertränen. In Sachsen-Koburg-Gotha dauerte die übliche Arbeitszeit 7—10 Stunden. In Hamburg arbeiteten 810 Kinder bis nach 8 Uhr, 150 davon bis Mitter-

nacht; in Anhalt wurde unter großen Anstrengungen bis 10 Uhr abends geradert; in Reuß ä. L. kamen die Kegeljungen nie vor 2 bis 3 Uhr nachts nach Haus. In Meiningen waren die Kinder in vier Schulgemeinden bis 9 Uhr abends, in acht bis 10 Uhr, in dreizehn bis 11 Uhr, in acht bis 12 Uhr nachts, in drei bis 2 Uhr, in zwei bis 3 Uhr, in einer bis 4 Uhr morgens zur Arbeit gezwungen. Für andere wieder hieß es früh aus dem Bett! In Charlottenburg mußten 20 kleine Frühstücksträger — im Winter! — schon vor 4 Uhr morgens und 175 zwischen 4 und 5 Uhr ihr Tagewerk beginnen. Dabei fand man in Charlottenburg 12stündige, in Chemnitz sogar 13stündige Arbeitszeit für Kinder. In Preußen allein wurden 110682 Kinder täglich länger als drei Stunden ausgebeutet, die Zahl der mit Arbeit überlasteten Kinder schätzte Agahd auf wenigstens 150000. In Köln arbeiteten 173 Kinder bis zu 44, in Halle 8 bis zu 50 und 5 bis zu 60 Stunden die Woche; in Braunschweig 9 Kinder bis zu 48 Stunden, in Chemnitz 153 mehr als 13 Stunden pro Tag. In Halle waren 64 Kinder zwei- und dreifach beschäftigt, in Berlin an einer Schule 21%. In Charlottenburg mußten 119 Knaben und 52 Mädchen am Vor- und Nachmittag (einschließlich Früh- und Nachtarbeit) tätig sein. In Gera schuftete ein Semmelträger früh von 4½ bis 6 Uhr, dann ging er zur Schule, darauf war er von 12 bis ½2 Uhr als Laufbursche tätig; von 2 bis 4 Uhr hatte er wieder Schule, von ½5 bis 9 Uhr ging er abermals an die Arbeit; den Schluß bildeten die Schularbeiten. Welch ein gequältes Menschendasein spricht aus diesem Arbeitstage! Semmel- und Zeitungsträger hatten zu steigen: 82 in einer Stunde bis zu 20 Treppen, 51 bis zu 40 und 7 bis zu 60 Treppen; in 2 Stunden 44 bis zu 25 Treppen, 56 bis zu 50, 22 bis zu 75, 1 bis zu 80, 1 bis zu 90 und 1 sogar bis zu 120 Treppen. In einem Falle waren von einem Kinde von früh 3½ Uhr an in vier Stunden 56 Treppen zu steigen und 4000 Meter Wegs zurückzulegen — dann begann

der Schulunterricht — und nach diesem der weitere Arbeitstag. In Braunschweig mußte ein achtjähriger Junge in der Woche 30 Stunden lang Jutesäcke nähen, ein 13jähriges Mädchen täglich 11—13 Stunden. Ein 9jähriges Mädchen hatte bis 2 Uhr nachts Stühle zu flechten. In Schlesien mußten die Kinder zum Schachtelmachen früh um 4 Uhr aus dem Bett, abends dauerte die Arbeit bis 8 oder 9 Uhr, war Not am Mann, sogar noch länger. In Chemnitz war ein Mädchen von früh 7 bis $^1/_2$9 Uhr abends, also $13^1/_2$ Stunden, ein anderes von früh $6^1/_2$ bis 7 Uhr abends, also $12^1/_2$ Stunden im Dienst, die wöchentliche Arbeitszeit betrug durchschnittlich 70 bis 74 Stunden. Rechnet man hierzu noch 24 Stunden Schulunterricht, so ergeben sich Arbeitszeiten von 94 bis 98 Stunden in der Woche oder 13 bis 14 Stunden pro Tag, den Sonntag als vollen Tag eingerechnet und ohne die Zeit für die Schularbeiten. Ein noch nicht ganz 9 Jahre alter Schüler in Chemnitz mußte von 10 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends „ohne besondere Mittagspause" einen Handwagen ziehen. Andere mußten 9 Stunden mit Grünwaren hausieren, $10^1/_2$ Stunden dem Vater beim Kohlenabladen helfen, 9 Stunden Tabak abrippen, 10 Stunden häkeln, 11 Stunden Knöpfe annähen usw. „Mehr als 200 solch krasser Fälle könnte ich aufzählen," bemerkt der Schuldirektor Tippmann-Chemnitz in seiner Erläuterung zu dieser grauenvollen Statistik. Ebenso lieferten andere Landesteile Material in endloser Menge und erdrückender Schwere.

Dabei wurden von den Kindern bei diesen unerhörten Arbeitsleistungen nur Bettelpfennige verdient. Man höre, wie man sie entlohnte: in Reuß ä. L. 2 bis $2^1/_2$ Pf. pro Stunde, in Sachsen-Koburg-Gotha 4 bis 80 Pf. pro Tag, in Siegen i. W. 50 bis 60 Pf. bei 11- bis 12stündiger schwerer Arbeit in Steinbrüchen; in Charlottenburg hatten 36% der Kinder einen Monatsverdienst bis 4 M., pro Tag also $13^1/_3$ Pf., wenige bis zu 5 und noch weniger bis zu 10 M. bei 60 Stunden

Arbeit die Woche. In der Puppenindustrie wurde die Arbeit der kleinen fleißigen Proletarier mit 10 und 12 Pf., in anderen Orten mit 18, 24 und 30 Pf. pro Tag bezahlt. Für Papierarbeiten gab es 20 bis 50 Pf., in einem Orte nur 4 (vier) Pf. pro Tag. Für Korbflechtereien und Metallverarbeitungen 15 bis 30 Pf., für Holzschnitt 20 bis 60 Pf., in der Knopfindustrie 4 bis 30 Pf., in der Schneiderei, Schuhmacherei, Drechslerei, Kistenbauerei und im Buchhandel 7 bis 17 Pf. täglich, in der Buchbinderei 3 bis 20 Pf., Glaserei, Weberei, Stellmacherei 4 bis 40 Pf., Bäckerei und Fleischerei 7 bis 40 Pf. pro Tag usw. So wurde der Verlust von Kindheit, Freiheit, Sonne und Jugendglück durch ein paar elende Kupferdreier aufgewogen, um die man obendrein noch mit den armen Geschöpfen feilschte.

In Bergwerken arbeiteten etwa 4000 Kinder unter 16 Jahren unterirdisch. Trotz ausdrücklichen Verbotes des Gesetzes sogar Kinder unter 14 Jahren. 1902 waren dies in Preußen nur 40, 1903 schon 71 Kinder. Im Mansfeldischen wurden die Kinder vorzeitig aus der Schule entlassen, um in den Gruben arbeiten zu können. „In Sizilien," so führte ein Redner auf dem preußischen Bergarbeiter-Delegiertentag 1905 aus, „müssen Knaben schwere Erzkörbe zutage tragen, halb nackt wegen der großen Hitze. Im Mansfelder Revier ist es noch schlimmer. Im wirklichen Sizilien können die Knaben ihre schwere Arbeit wenigstens aufrecht tun; im deutschen Sizilien müssen sie den Hund, in dem das Erz von der Strecke zur nächsten Förderstelle geschafft wird, bei einer Schachthöhe von höchstens 35 cm kriechend an einem Stricke hinter sich herziehen. (Vielfaches Hört! hört!) Auch in Mansfeld haben die Knaben nichts weiter an als eine Hose, um ihre Scham zu bedecken, ein Hemd kennt man da nicht. Eine Ministerialverordnung von 1879 hat der Mansfelder Gewerkschaft das Privileg erteilt, Kinder unter 16 Jahren unter Tag zu beschäftigen, weil die Abbauverhältnisse angeblich so ungünstig sind, daß nur mit

Hilfe der Kinderarbeit der Betrieb aufrecht erhalten werden könne. Das ist natürlich Unsinn. Aber selbst, wenn es wahr wäre, so wäre ein Bergbau, der ohne Ausbeutung der Kinder zugrunde gehen müßte, nicht wert, zu existieren. (Sehr richtig!) Ist es doch in Mansfeld nichts Seltenes, daß Kinder unter 14 Jahren schon Unfallrentner sind. (Hört! hört!) Auch ihr Leben haben Kinder unter 14 Jahren schon auf dem Schlachtfelde des Bergbaues eingebüßt." (Erneutes Hört! hört!)

Die Landwirtschaft stand in diesem Frevel am Heiligsten und Wertvollsten des Volkes der Industrie um nichts nach. Während die Berufszählung in den landwirtschaftlichen Betrieben Preußens 1907 nur 119137 noch nicht 14 Jahre alte beschäftigte Kinder ermittelte, stellt sich die Zahl nach der landwirtschaftlichen Betriebszählung desselben Jahres auf 251776. Von dieser Schar erwerbstätiger Kinder waren 110868 weiblichen und 140908 männlichen Geschlechts. 18977 von ihnen waren Lohnarbeiter im strengsten Sinne des Wortes. Die hauptsächlichsten Arbeiten der Landjugend sind Rübenziehen, Kartoffelausnehmen, Heu- und Getreideernte, Hopfen- und Tabakbau, Torfgraben, Steineablesen, vor allem aber Viehhüten. Dadurch erfahren die Kinder, „wozu der liebe Gott sie aufs Land gesetzt hat." Es ist, nach der Meinung des Freiherrn von Hammerstein, eine überaus verdienstliche Tätigkeit, „dahin zu wirken, daß die Kinder in dem Glauben groß werden, daß es nötig ist, auf dem Lande zu arbeiten, Vieh vernünftig zu warten und Kühe zu melken." Die Wissenschaft ist Nebensache, denn der dümmste Arbeiter ist dem Junker der liebste. In Mecklenburg wurden nach Agahd von 6514 Kindern in 345 Landschulen mehr als die Hälfte, nämlich 3375, zu landwirtschaftlichen Arbeiten dispensiert. In manchen Gegenden waren von den Schülern über 11 Jahre bis zu 90% befreit. 41% gingen in Dienst, 44% wurden Hirten, darunter 129 Mädchen. Auch in Preußen pflegt die Beurlaubung von Kindern in großem Umfange zu erfolgen, um den Agrariern das Ge-

schäft der Kinderausbeutung so einträglich als möglich zu machen. Allein im Bezirk Breslau waren 1897 in 27 Schulen 810 Kinder vom Unterricht befreit. Daß der Beginn der Ausbeutung mit dem sechsten Lebensjahre durchaus nicht selten war, beweist eine von Agahd angeführte Tabelle, nach der 209 Kinder mit dem sechsten, 360 mit dem siebenten, 1883 mit dem achten, 933 mit dem neunten, 85 mit dem zehnten Lebensjahre zu arbeiten begannen. Bei Wind und Wetter, Sonnenbrand und Regen, auf feuchtem Acker und nassen Viehtriften, der Körper durchfroren, die Hände von Frost, Nässe und Schmutz aufgeplatzt, daß sie bluteten, — so wurde die Verfassung der armen Kinder geschildert.

Die Wirkungen der Erwerbsarbeit am Körper und Geiste der Kinder waren geradezu mörderisch! Siechtum, Krüppelhaftigkeit, blasse Gesichtsfarbe, Bleichsucht, Engbrüstigkeit, Brustleiden, Kurzsichtigkeit, Verkrümmung des Rückgrats, Schiefwuchs usw., — das sind die Leidensmale, womit die armen Opfer gezeichnet waren. „Die Mädchen werden schief," so heißt es in den Berichten, „die Knaben können in der Schule nicht sitzen." In Greiz fielen die erwerbstätigen Knaben durch bleiches und kränkliches Aussehen auf, waren engbrüstig, hatten krumme Rücken, litten an den Augen, büßten an geistiger Frische und Spannkraft ein, wurden stumpf und interesselos. Zahllose Berichte wiesen darauf hin, „daß sich die Folgen der übermäßigen Ausnutzung der Jugendkraft im späteren Leben durch vorzeitigen Eintritt körperlicher Schwäche und Erwerbsunfähigkeit geltend machen." In Baden beobachtete man, daß Kinder infolge zu langen Stehens lahm wurden; einem dieser unglücklichen Wesen mußte ein Bein abgenommen werden. Von Kindern, die in Ziegeleien arbeiteten, wurde berichtet: „Wer zwei Jahre Steine abgetragen hat, ist im Leben zu nichts mehr zu gebrauchen."

Mit der körperlichen Schädigung Hand in Hand geht die geistige und sittliche. Kinder, die abgespannt, nach unzureichen-

der Ruhepause (vielleicht zu dreien im Bett und zu acht oder zehn in einer engen Kammer), oder aber gar nach schwerer Arbeitsleistung zur Schule kommen, sind unfähig, dem Unterricht zu folgen. Sie können den dargebotenen Lehrstoff weder aufnehmen noch verdauen; intellektuelle Fortschritte sind meist ganz unmöglich. „Dem Sprichwort: Arm am Beutel, krank am Herzen könnte man" — so schreibt der württembergische Schularzt Baum im Int. Archiv für Schulhygiene — „hinzufügen: schwach im Geiste. Es ist zweifellos, daß Entbehrung und Not bei vielen den Untergang geistiger Fähigkeiten verursacht, sei es, daß Talente nicht geweckt werden konnten, oder daß vorhandene nicht die nötige Nahrung erhielten; und wer die geistige Schwäche der unterrichteten Kinder ergründet, wird meist dem Mangel an Nahrung und Wohnung, vielleicht auch den Ernährungsfehlern die Schuld zusprechen müssen. Die gewerbliche Arbeit der Schulkinder, sei es in Fabriken oder im Hausgewerbe, entzieht den Kindern so viele körperliche Kräfte, daß für die Entwicklung der geistigen kein Lebensmaterial übrigbleibt." Die Schulresultate spiegeln dann auch den verhängnisvollen Einfluß der Erwerbsarbeit auf das kindliche Geistesleben und seine Entwicklung wider. In Berlin wurden 1902 aus der vierten Schulklasse entlassen 1713 Mädchen und 1588 Knaben, aus der fünften 764 Mädchen und 750 Knaben, aus der sechsten 170 Mädchen und 183 Knaben und aus der siebenten 7 Mädchen und 14 Knaben. Sie waren zum großen Teil von Kindesbeinen an Lohnsklaven; übermäßige Arbeit im frühesten Alter schon hatte ihre geistige Kraft versiechen lassen. In Rixdorf waren in der zweiten Klasse von den Sitzenbleibern 75% Erwerbstätige. In Hannover erwies sich die Hälfte der erwerbstätigen Schüler als unternormal in bezug auf die geistigen Fortschritte. In Charlottenburg ließ sich in 488 Fällen, in Barmen in 1465 Fällen eine direkte Schädigung für die Geistesentwicklung durch Erwerbsarbeit nachweisen. Aus dem Erzgebirge berichtete Dr.

Westenberger: „In der 1. Klasse der zweiklassigen Volksschule in Steinhübel waren 1909 33 Kinder, von denen 17 ihren Eltern bei der Spielwarenfabrikation halfen. Von diesen Kindern wurden zwei als völlig degeneriert, drei als körperlich zurück, drei als geistig zurück und zwei als dauernd kränklich bezeichnet. In der 2. Klasse halfen von 15 Kindern 12 ihren Eltern regelmäßig bei der Arbeit. Von diesen waren zwei degeneriert, drei körperlich zurück, drei körperlich und geistig zurück. Von 29 in der Hausindustrie mithelfenden Schulkindern waren also 18 nicht normal, das sind 62%, und es ist leider anzunehmen, daß dieses erschreckende Verhältnis nicht nur in Steinhübel, sondern auch in anderen Spielwarenorten obwaltet." Von Mühlhausen wird berichtet, daß „21 Kinder beinahe blödsinnig" seien, 27 Kinder stumpfsinnig; von Schmölln, daß 100 Erwerbstätige nur mittelmäßig fleißig, 19 „notorisch faul", 137 wenig aufmerksam, 20 ganz unaufmerksam seien. Ungezählte andere Berichte lauten ähnlich. Direktor Tippmann-Chemnitz schreibt: „Daß die früh vor dem Unterricht Beschäftigten oft in letzter Minute erst zur Schule kommen, daß sie nicht selten zu spät, mitunter auch gar nicht erscheinen, ferner ihre Schulsachen oft nicht in Ordnung haben, ist eine altbekannte Tatsache. Was lesen wir hierüber in den Listen? „Keine Zeit zur Lösung der Hausaufgaben", „Schularbeiten oft nicht gefertigt", „Schularbeiten häufig schlecht gefertigt", „flüchtig gearbeitet", „Hausfleiß ganz mangelhaft", „memoriert schlecht" usw. Und wie steht es um die geistige Anteilnahme am Unterricht? Die Urteile der Klassenlehrer lauten in überaus zahlreichen Fällen: „Unaufmerksam", „sehr zerstreut", „zerfahren", „teilnahmlos", „nachlässig", „träge", „matt", „tot", „muß angetrieben werden", „abgearbeitet", „abgespannt", „sehr abgespannt", „furchtbar abgetrieben", „schläft oft ein", „verschlafen", „trotz hoher Befähigung infolge Abspannung oft nicht imstande, dem Unterricht zu folgen"...

Man muß Atem schöpfen — es ist entsetzlich! „Trotz hoher Befähigung infolge Abspannung oft nicht imstande, dem Unterricht zu folgen"... Da will jedes Wort einzeln gelesen, in seinem ganzen furchtbaren Gewicht betont, in seiner vollen erschütternden Tragik erfaßt sein... Es ist entsetzlich!

Das Bild des Jammers wird noch trostloser, wenn man hierzu auch die Gefahren sittlicher Verkommenheit und Verwilderung mit in Ansatz bringt, die aus der Erwerbsarbeit sich ergeben. Die giftige Atmosphäre, die das Blumenmädchen der Großstadt in der Gesellschaft betrunkener Lüstlinge oder der Laufbote in Bordellen atmet, verdirbt auch die „Unschuld vom Lande" und macht sie mit den Lastern und Verirrungen früher Demoralisation vertraut. Aus Brandenburg berichtete Pastor Wittenberg: „Die kürzlich konfirmierten Hütemädchen geben sich zum größten Teile rückhaltlos preis," und unter den Mädchen, die der Fürsorgeerziehung überwiesen werden müssen, sind 48% ehemalige Dienstmädchen, die fast sämtlich vom Lande oder aus kleinen Städten stammen. Von Hütejungen wird berichtet, daß sie fast allgemein durch die Langeweile zu Diebstahl, Tierquälerei, Baumfrevel, Zerstörung von Vogelnestern usw. verführt werden. Bei anderen Erwerbstätigen treten als Folgeerscheinungen Mangel an Ordnungsliebe, Neigung zum Vagabundieren, Geldvertun und Stehlen, Hang zur Lügenhaftigkeit, Onanie und andere Untugenden zutage. Ferner gehört es durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß Knaben am frühen Morgen — wie direkte Beobachtungen bestätigen — von Dirnen verschleppt werden. So erklärt sich auch der Ausspruch der Bäckermeister gelegentlich einer anderen amtlichen Enquete, daß sie ihre Lehrlinge zum Frühstückaustragen nicht verwenden könnten, wegen der damit verbundenen sittlichen Gefahren.

Das jetzige Kinderschutzgesetz hat den grauenhaften Zuständen ein wenig Einhalt getan. Doch eben nur wenig. Es ist so durchlöchert, so dehnbar, so wenig von dem sittlichen

Ernste der Aufrichtigkeit erfüllt und in geschickter Hand für jede Willkür so nachgiebig, daß es die Skrupellosen und Pfiffigen unter den Unternehmern geradezu zur Übertretung anreizt. Bierer, der 1910 in 53 Schulgemeinden des Kreises Sonneberg Erhebungen vornahm und hausindustrielle Beschäftigung bei 41,9% der Knaben, 36,8% der Mädchen (27,6% der Kinder unter 10 Jahren) feststellte, sagt: „Das Kinderschutzgesetz versagt allgemein." Und Hanauer, der die hygienische Seite der gewerblichen Kinderarbeit untersuchte, klagt 1913 in der Deutschen Mediz. Wochenschrift: „Das Kinderschutzgesetz hat nicht überall so gewirkt, wie es zu wünschen ist; in Baden z. B. ist eine Steigerung der gewerblichen Kinderarbeit 1910/11 um 12%, 1911/12 um 8% eingetreten. Vielfach wird das Gesetz als unberechtigter Eingriff in die Rechte der Kinder betrachtet und übertreten." Dies zehn Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes! Nach den Berichten der Gewerbeinspektionen war diese Mißachtung des Gesetzes aber in Unternehmerkreisen allgemein, und die Gerichte leisteten ihr durch Verhängung lächerlich geringer Strafen, die wie Prämien wirkten, Vorschub. Der Besitzer einer Molkerei in Gumbinnen erklärte vor Gericht, kein Gewerbeinspektor bringe es fertig, das Gesetz bei ihm durchzuführen. Urteil: 10 M. Geldstrafe! Der Betriebsleiter einer Ziegelei in Potsdam hatte Jugendliche regelmäßig 12 Stunden lang beschäftigt. Urteil: 5 M. Geldstrafe! Ein Konditor in Breslau hatte fortdauernd Schulkinder an Werk- und Sonntagen 6—7 Stunden bis gegen 1 Uhr beschäftigt. Urteil in vier Fällen: 5, 3, 5 und 10 M. Geldstrafe! In Merseburg hatte ein Ziegeleibesitzer schulpflichtige Kinder mit Abtragen von Streichbrettern beschäftigt. Urteil: 5 M. Geldstrafe. Im Regierungsbezirk Arnsberg wurden haarsträubende Zustände aufgedeckt, in 22 Fällen waren schulpflichtige Kinder in Fabriken, Ziegeleien usw. bei schwerster Arbeit beschäftigt worden. Urteil: 10 M. Geldstrafe. Und so weiter in zahllosen Fällen.

In Sachsen wurden in den von der Gewerbeinspektion revidierten Anlagen angetroffen:

1910	2193	arbeitende Kinder unter 14 Jahren
1911	2466	" " " " "
1913	3040	" " " " "
1920	2666	" " " " "

Chemnitz und das Erzgebirge marschieren dabei an der Spitze. Rechnet man die in der Heimarbeit tätigen Kinder hinzu, so geht ihre Zahl in die Zehntausende, besonders seit dem Kriege, wo die allgemeine Notlage jedermann zu irgendeiner Beschäftigung treibt, um sich, sei es auch noch so kümmerlich und elend, am Leben zu erhalten.

Die Agrarier haben es verstanden, jeden Versuch, den Schutz der gesetzlichen Bestimmungen auch auf die Landwirtschaft auszudehnen, mit Erfolg zu hintertreiben. Sie haben sogar jede amtliche Erhebung über den Umfang und die Art der landwirtschaftlichen Kinderarbeit bisher unmöglich gemacht. 1903 hat der Reichstag eine solche Erhebung gefordert, und die Regierung hat sie am 15. November 1904 vornehmen lassen. Das gewonnene Material ist aber bis heute noch nicht veröffentlicht. Es liegt druckreif im Statistischen Amt, die Regierung wagt nicht, es herauszugeben — aus Angst vor den Junkern. Wie schlimm müssen die Zustände sein, die es enthüllen würde!

Das von Bayern veröffentlichte Material der Erhebung von 1904 läßt wertvolle Schlüsse zu. Während die Berufszählung 1895 für das ganze Reich 135125 landwirtschaftlich beschäftigte Schulkinder angab, hatte allein Bayern 1904 über 100000. Nimmt man dieses Verhältnis für das ganze Reich an, so muß es 1904 in der Landwirtschaft rund 2 Millionen ausgebeutete Kinder, ohne die eigenen Kinder, gegeben haben. In der Tat schätzte auch Dr. Retzbach schon 1902 im „Oberrh. Pastorenblatt" die Zahl der landwirtschaftlich be-

Digitized by Google

schäftigten Kinder so hoch. Von den 100500 Kindern entfallen 26954 auf den Hütedienst, 34076 auf das Kartoffelernten, 32086 auf Traubenlesen und Hopfenpflücken, 45992 auf häusliche Dienste, schließlich noch 40 Mädchen, die als Jagdtreiber verwendet wurden. Im Sommer haben 16000, im Winter 1000 Kinder 4—8 Wochen gegen Lohn gearbeitet, reichlich 9000 im Sommer und 2400 im Winter 23—26 Wochen und 10000 über 26 Wochen.

Daß in Pommern, Schlesien, Ostpreußen, Mecklenburg und anderen ländlichen Gebieten die landwirtschaftliche Kinderausbeutung ebenso blüht wie in Bayern, versteht sich ohne weiteres. Aber die amtliche Statistik verbirgt, wie bemerkt, das Material, und auch die Revolutions-Regierung hat es noch nicht der Öffentlichkeit übergeben.

Einen Hauptteil der in der Landwirtschaft ausgebeuteten Jugendlichen stellen die Hütekinder. Da das Viehhüten als eine der leichtesten landwirtschaftlichen Beschäftigungen gilt, fällt es, wenn nicht Greisen oder minderwertigen Personen, so vorwiegend Kindern zu, besonders solchen, die der Gemeindearmenpflege zur Last fallen. Es ist ein trauriges Los, das solcher Kinder wartet. Von der Poesie des Hirtenlebens verspüren sie keinen Hauch. Nicht bloß, daß ihnen alle Freiheit und Freude an Spiel und Geselligkeit genommen ist, sie sind auch Wind, Regen, Hitze und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, leiden schwer unter der Vereinsamung, da ablenkende geistige Tätigkeit fehlt, verfallen im Müßiggang und im untätigen Herumliegen leicht geschlechtlichen Verirrungen usw.

Dabei ist die äußere Verfassung der Kinder meist erbarmungswürdig. Ein Lehrer in den östlichen Provinzen schildert sie: „Arm und schäbig gekleidet sind sie im April oder Mai angekommen — zerrissen und verwildert wandern sie im November oder auch früher oder später heimwärts. Fürs Essen hat die Bauersfrau freilich gesorgt — aber die Kleidung? Du

lieber Gott! Hat sie nicht genug zu nähen, zu waschen und zu stopfen an ihren Bälgen? — Da bleibt fürs fremde Kind keine Zeit! — Mag's barfuß gehen, wenn Stiefel und Strümpfe die Sohlen verloren, und ging's den Sommer durch ohne Jacke und Weste, so mag's auch den Herbst hindurchgehen — deswegen! Mit dem Flicken und Stopfen mag sich die Mutter des Kindes im Winter plagen! — Es tut einem manchmal das Herz im Leibe weh, wenn man solch armen Burschen vor sich sieht. Und oft ist auch das Essen nicht ausreichend. Dann die Lagerstatt: ein Bett bei den Pferdeknechten, die spät abends vom Umhertreiben kommen und deren Redensarten ganz dazu angetan sind, den Rest des Schamgefühls im Kinde zu zerstören ... In 99 von 100 Fällen ist die landwirtschaftliche Beschäftigung fremder Kinder in körperlicher Beziehung einer Ausmergelung, in seelischer der Entsittlichung gleich zu achten." Die elende körperliche Entwicklung der Hütekinder haben besonders Sanitätsrat Dr. Heynacher (Graudenz), Dr. Heißler (Frankenwald) und Medizinalrat Dr. Volkhausen (Detmold) bestätigt.

Geradezu unerhört ist die geistige Verwahrlosung der bedauernswerten jugendlichen Arbeitssklaven. Die Schulpflicht steht für sie nur auf dem Papier. Wie die preußische Regierung — als die dienstbereite Handlangerin der Agrarier — den junkerlichen Wünschen zu Willen ist, dafür sind die Vorschriften bezeichnend, die sie über die Erteilung der Hüteerlaubnis an Schulkinder erlassen hat. Danach erhalten (vom 15. Mai bis 1. November) schon Kinder von elf Jahren den Hüteschein. Voraussetzung soll dabei sein, daß das Kind ganz arm ist, sich gut geführt hat und gute Leistungen in der Schule aufweisen kann. „Gute Leistungen" — in einer ostelbischen Halbtagsschule — bei 150 oder mehr Kindern auf eine Lehrkraft! Die Regel ist, daß alle kindlichen Arbeitskräfte, die der Junker braucht, vom Schulunterricht oft auf Monate befreit werden. Formell ordnet die Regierung an, daß Hütekinder wöchentlich an zwei Vormittagen, die der Kreisschulinspektor „unter Be-

rücksichtigung der örtlichen Verhältnisse" bestimmt, die Schule besuchen müssen. Angenommen, daß die Anordnung tatsächlich befolgt wird: was sind zwei Vormittage Unterricht?! Was sollen die Kinder da lernen? Man denke an die traurigen Schulverhältnisse, die überfüllten Klassen, die Stumpfsinnigkeit der Lehrmethode, die Öde der Lehrpläne, die Lückenhaftigkeit des Schulbesuchs, die Interesselosigkeit oder Abspannung des ermüdeten Kindes, die Unmöglichkeit zur Anfertigung von Schularbeiten — fürwahr, kein größerer Hohn ist denkbar, als dieses Blendwerk von Unterricht, dieses greuliche Surrogat einer Schulbildung. Hier triumphiert die junkerliche Lebensphilosophie, daß der dümmste Arbeiter der beste ist. Dabei ist den Agrariern diese skandalöse geistige Verwahrlosung der Kinder noch nicht genug; Landwirtschaftskammern des Ostens bemühen sich, in dem Maße, in dem sie die Kinderarbeit auszudehnen suchen, den Schulbesuch und Unterricht noch mehr einzuschränken und illusorisch zu machen.

In Mecklenburg wollte eine Regierungsvorlage den Schulbesuch der „Dienstkinder" auf zwölf Stunden wöchentlich festgesetzt wissen. Unsinn — sagten die „Ritter" und ordneten acht Stunden an; zugleich drückten sie für die übrigen Schulkinder die sommerliche Schulstundenzahl von 22 auf 12 bis 18 herab und verwarfen die geplante Verbesserung des Lehrplanes, so daß es bei den Bestimmungen von 1821 verblieb.

In Bayern erklärte der Landwirtschaftsrat, daß das „mehrfach in Vorschlag gebrachte Verbot der Beschäftigung von schulpflichtigen Kindern oder auch nur solchen unter zehn Jahren unannehmbar sei."

In Anhalt erließ die Regierung eine Verfügung, nach der „nur mindestens Achtjährige zu ganzen Tagesleistungen (zwölf Stunden und zwei Stunden Pause) herangezogen werden sollen", noch jüngere Kinder zu halben Tagesleistungen.

Wie auf den Junkerdomänen Ostelbiens die Kinderausbeutung in Blüte steht, und mit welcher Intensität sie durchge-

führt wird, zeigt die Auskunft eines pommerschen Landlehrers über den Wochen- und Tagesarbeitsplan eines 12jährigen Jungen: 3. Märzwoche: 4 1/2 Uhr auf. Stallarbeit (Ausmisten helfen, Wassertragen, Füttern) bis 7 1/2 Uhr. Schule. Über Mittag Holzhauen und Rübenstampfen. Nachmittags Arbeit in der Scheune (Strohabtragen). Gegen Abend Füttern, Torfabtragen, Wassertragen. Im ganzen 7 bis 8 Stunden gearbeitet. Sonntags 3 Stunden. 4. Märzwoche: Ungefähr die gleiche Arbeit. Dauer der Beschäftigung etwas länger, weil die Tage zunehmen. 1. Aprilwoche: Mehrarbeit wegen Erkrankung des Knechts. 56 Stunden in der Woche. 2. Aprilwoche: Morgens Stallarbeit, alsdann Gartenarbeit. Nachmittags Kornboden gereinigt. Regelmäßige Arbeit: täglich Kartoffeln von Keimen befreien bis 8 Uhr abends. Arbeitsdauer in der Woche 60 Stunden. 3. Aprilwoche: Morgens Stallarbeit. Außer der Schulzeit Faschinen aus Weiden gebunden zum Wegebessern. Feldarbeit. Hausarbeit. Und so fort bis in den Spätherbst hinein, oft 8 bis 14 Stunden täglich.

In Süddeutschland liegen die Dinge nicht besser. So ermittelte die bayrische Statistik, daß in einem einzigen Bezirk im Frankenwald (Teuschnitz) von 3210 Schulkindern 549 (17%) gegen Lohn beschäftigt waren; 9% waren noch nicht 12 Jahre alt und 7% dienten als Viehhirten. Die hygienischen Verhältnisse, unter denen die Kinder das Viehhüten besorgen müssen, bezeichnete der Bezirksarzt Dr. Heißler als die denkbar traurigsten.

Seinen furchtbarsten und erschütterndsten Ausdruck findet das Elend des Hütekinderwesens wie der Kinderausbeutung überhaupt in dem Kindermarkt in Friedrichshafen. Ein Mitarbeiter der „Mannheimer Volksstimme", der vor ein paar Jahren den Ort aufsuchte, um Augenzeuge der empörenden Vorgänge zu sein, entwarf von dem Sklavenhandel, der dort getrieben wird, folgende Schilderung: „In den ersten Frühstunden des 28. Oktobers fuhr ich nach Friedrichshafen am Bodensee, dem

Sammelplatz der „Hütekinder". In zahllosen Scharen waren die armen Buben und Mädchen aus Tirol, die den Sommer über bei den Bauern des badischen und württembergischen Schwarzwaldes, der Alb und des Allgäus das Vieh gehütet und andere landwirtschaftliche Arbeiten verrichtet hatten, zusammengeströmt, um in gemeinsamem Schub auf den Winter wieder in ihre Heimat zurückbefördert zu werden. Seit dem frühesten Morgen lungerten zahlreiche Kinder, darunter noch nicht zehnjährige, in den Straßen herum. Die Bauern der Umgebung bringen die Kinder zeitlich früh in die Stadt, und nur einen einzigen Arbeitgeber konnten wir beobachten, der bis zur Ankunft der Geschäftsführer des Hütekindervereins, der Landecker Geistlichkeit, bei seinem Hütekind, einem etwa zehnjährigen Mädchen, blieb. Alle übrigen Kinder waren vor und nach Ankunft der Geistlichen allein. Stundenlang saßen die Kleinsten völlig unbeweglich und trübselig auf ihren Kleidersäcken. Die größeren Kinder durchzogen unter Gejohle, Schreien und Mundharmonikaspiel die Stadt. Viele größere Buben, die den ganzen Tag nur von dem mitgegebenen kalten Mundvorrat lebten und dazu ungewöhnlich zechten, waren stark angeheitert. Kaum vierzehnjährige Mädchen und nicht viel ältere Burschen liebelten ganz ungeniert zum Gaudium der Gaffer auf offener Straße. Vielen Kindern konnte man einen erschreckenden Grad von Roheit und sittlicher Verwahrlosung von den Augen ablesen. Wer jedoch weiß, wie und unter welchen Verhältnissen die Kinder fern vom Elternhause den Sommer verleben, wird dies begreiflich finden. Alle Kinder, die wir fragten, erklärten, daß sie jeden Tag um halb vier Uhr früh, während der Heuernte um drei Uhr aufstehen mußten und zwischen acht und neun Uhr abends erst schlafen gehen durften. Jeden Tag unausgeschlafen und zumeist im Stall beschäftigt, beobachten diese sinnlich gereizten Kinder viel zu früh das Geschlechtsleben der Tiere, und wenn man dabei an das schlechte Beispiel denkt, das die erwachsenen Dienstboten durch unflätige Redensarten den

Kindern geben, kann man sich die Vorgänge selbst vorstellen, die sich auf einsamen Weideplätzen und in den geschlossenen Unterstandswagen zwischen Hütebuben und -mädchen abspielen. Auch wir konnten uns das rohe und freche Benehmen vieler Kinder während des Tages und am Abend beim Einschiffen erklären. Die Ankunft in Bregenz und die Behandlung der Kinder durch die Leiter läßt es als einen Skandal erscheinen, daß die Regierung den Transport der Hütekinder nicht bewacht. Wie das Vieh wurden die Kinder in die Wagen zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges hineingepreßt und abgespeist. Nach 11 Uhr nachts setzte sich der Zug unter Gejohle und Pfeifen der Jugend in Bewegung, und fort ging's über den Arlberg der Heimat zu. Auf fast allen Stationen stiegen Kinder aus, der größte Teil der Kinder wurde in Landeck und Imst von den wartenden Eltern oder Verwandten abgeholt. Meine Beobachtung und gewonnene Einsicht, daß Kinder für das doppelte Gewand und einen Lohn zwischen 40 und 120 M., welchen sie sich trotz Vertrag oft beim Austritt erstreiten müssen, den Sommer über förmlich verkauft und sittlicher Verwahrlosung anheimgegeben werden, zwingen mich, mit aller Energie bei den Landesbehörden und der Regierung dahin zu wirken, daß mindestens Kinder unter vierzehn Jahren nicht mehr fortziehen dürfen."

Dieser Bericht, wie auch die meisten der übrigen Angaben, stammen aus der Vorkriegszeit. Inzwischen haben sich unsere Sinne und Nerven — auch auf dem Gebiete der Kinderausbeutung — an noch Schlimmeres gewöhnen müssen. Denn die Kinder haben während der Kriegsjahre und zum Teil noch heute unsagbar Schlimmeres zu ertragen gehabt. Daß sie bei dürftigster Ernährung in langen Arbeitstagen die schwierigsten und gefährlichsten Arbeiten der Erwachsenen verrichteten, fanden alle Patrioten in Ordnung. Während der Vater auf dem Kasernenhofe Stechschritt und Parademarsch übte oder lernen mußte, wie der jüngste Leutnant gegrüßt sein wollte, während

er monate- oder jahrelang in den Schützengräben und Unterständen zu tödlichster Langeweile und qualvollem Nichtstun verurteilt war, führten daheim in der männerlosen Wirtschaft die Zehn- und Zwölfjährigen den Pflug, fuhren das Getreide ein, besorgten das Vieh, quälten sich bis in die sinkende Nacht, waren Kind und Knecht und Bauer in einer Person. Dafür wurden sie von den Heimkriegern, Durchhaltepolitikern und Kriegsgewinnlern belobt, wie man die Männer als Helden pries, wenn sie draußen ihr Blut vergossen. Im Erzgebirge haben die Kinder, wie auf der Jenaer Kinderschutztagung berichtet wurde, während des Krieges wochenlang keine Schule besucht. Sie sind, vom Hunger getrieben, zum Hamstern ausgezogen, haben sich auf den Landstraßen zusammengefunden, in Scheunen genächtigt und sich um die gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr gekümmert. Oder sie haben sich zu Grenzschmugglern entwickelt; tagsüber hielten sie sich verborgen und nachts paschten sie über die Grenze. In den Großstädten ist es vor allem die Botengängerei, die die übelsten Formen der Kinderbeschäftigung annimmt, das Zeitungsaustragen — eine alte, unausrottbare Kinderplackerei — und der Hausierhandel, der eine trübe Quelle schlimmer und schlimmster Folgen darstellt.

Hunter erzählt von einem Vagabunden, den er in Amerika traf. Dieser hatte als kindlicher Arbeiter von seinem 11. bis 16. Jahre in jeder Sekunde zwei Handgriffe machen müssen, 23760000 mechanische Handgriffe in einem Jahre. Nunmehr war er 35 Jahre alt geworden, ein niedergebrochener, dem Trunke ergebener Mensch. Aber er erinnerte sich jener Sklavenzeit so genau, daß er sagte: „Ich habe für alle Sünden, die ich jemals begehe, durch jene fünf Jahre vorausgebüßt."

Für die deutsche Proletarierjugend, die in der Sklaverei der Kinderausbeutung den Krieg überstanden hat, trifft jenes Wort in ungleich höherem Maße zu. In der Tat: Sie hat für alle Sünden ihres Lebens und ihrer ganzen Klasse vorausgebüßt.

Eine Wanderung des Grauens durch ein verwüstetes Kinderland... So sieht das Paradies der proletarischen Jugend aus! Das ist ihre „goldene Märchenwelt", von der die Dichter singen!... Das Herz bebt von dem namenlosen Jammer, dessen entsetzter Zeuge es gewesen...

Es glühen die Feuer. Die Essen dampfen. Durch das Rasseln und Surren der Räder, das Hämmern und Schmieden, Stampfen und Dröhnen, — durch das Klappern der Tretmühle in den Werkstätten, das Keuchen und Seufzen in den Höhlen der Heimindustrie, das Rackern und Quälen auf Feldern und Triften klirren die Ketten, an die der Nachwuchs des Proletariats geschmiedet ist.

Und tausend Kinder siehst du stehen,
Die still an einem Stricke drehen,
Früh alt vor Hunger und Gebrest . . .

Wege zum Laster

Hat der Kapitalismus das körperliche Leben des proletarischen Kindes zu einem Martyrium, das geistige Leben zu einer Wüste gemacht, so schafft er alle Bedingungen, um das sittliche Leben in einen Morast zu verwandeln.

Er raubt den Eltern die Möglichkeit zur Erfüllung ihrer erzieherischen Pflichten und Obliegenheiten. Er löst das Band der Familiengemeinschaft und zerstört die Heimstätte, in der bisher die sittlichen Werte des Menschen reiften.

Die Straße ist die Heimat des proletarischen Kindes geworden. Hier verbringt es den größten und besten Teil seiner Jugend. Hier empfangen seine Sinne Nahrung, hier wachsen seine Kräfte. Die Luft, die es hier atmet, wird seinen späteren inneren Menschen mitbestimmen. Nur selten ist die Straße ein Erzieher zum Guten. Denn sie ist, wie Pery sagt, leider nicht nur ein Schulbuch, sondern auch ein Schauer- und Schundroman schlimmster Art. Neben dem Tausendfachen,

das die Jugend anregt, ihre Sinne weckt, ihr Urteil frühzeitig reift, bieten sich den Blicken und Ohren viele Dinge dar, die nur zu geeignet sind, den jungen Menschen zu verderben. Handelte es sich dabei nur um Rüpeleien oder tolle Streiche, wäre ihr erzieherisches Fiasko nicht tragisch zu nehmen. Aber es geht dabei um Wertvolleres. Dadurch, daß die Straße die Augen und Ohren der Kinder zu Pforten der Roheit und Schamlosigkeit macht, wird sie zu einer Schule der Unmoral und führt dem Laster und der Schande zahllose Opfer zu.

Da lockt die Verführung. Da findet sich schlechte Gesellschaft zusammen. Da macht Gelegenheit Diebe. Da bieten Erwachsene ein schlimmes Vorbild.

In Scharen drängen sich die Halbwüchsigen um das Kino. Die grellen Bilder sprechen in vielerlei Sprachen zum Kinde. Ein kitschiges Phantasieleben, romanhaft um große Verbrecher, Dirnen, Hochstapler und Lebemänner gewoben, rollt sich auf der Leinwand ab. Brennend wird der Wunsch, einmal von dieser Seite das Leben kennen zu lernen. Man möchte einmal Kinoheld sein, Meisterdetektiv, Lebemann, Don Juan, der das Leben in vollen Zügen genießt und die Proletarierin als die ihm zustehende Freibeute betrachtet. Bald sind Gleichgesinnte gefunden. Bald ist ein Griff in Tasche und Kasse getan. Dann geht es rasch abwärts: Kino — Verführung — Prostitution — Verbrechen — Polizei. Und die Kette, von der Straße gereiht, wird zur Sträflingskette.

Nun braucht man gewiß den schlechten Einfluß des Milieus nicht zu überschätzen. Die Straße, so sagt man uns, wird nur dann zu einer ernsthaften Gefahr für das Kind, wenn ihre Einflüsse im Innern des Kindes einer Disposition begegnen, die eine nachteilige Auswirkung begünstigt. Sehr wohl. Aber diese Disposition ist eben beim proletarischen Kinde in ganz besonders hohem Maße vorhanden. Erbliche Belastung, geistige Minderwertigkeit, herabgesetzte Widerstandskraft infolge körperlicher und seelischer Mängel, Auf-

sichtslosigkeit, Hunger, Umgang mit verdorbenen Elementen und viele andere Momente schaffen Prädispositionen für die Verwahrlosung, die dem Kinde bessergestellter Kreise ganz fremd sind. Und ist erst der erste Schritt getan, so gibt es, eben weil diese Umweltsmomente unausgesetzt, ja oft mit zunehmender Stärke weiterwirken, kein Halten mehr.

Obenan in der Reihe der inneren Verwahrlosungsursachen steht die geistige Minderwertigkeit. Der Schwachsinn in seinen verschiedenen Abstufungen bedingt im Kinde eine Hemmungslosigkeit, die bis zu strafbaren Handlungen führt, ohne daß das Kind dafür verantwortlich gemacht werden kann. Aber die Gesellschaft muß sich vor ihm schützen. Weiter sind Epilepsie, Hysterie und Psychopathie mehr oder weniger schwere Erkrankungen des Nervensystems, die in enger Beziehung zur Verwahrlosung stehen. Wir sahen, welch großen Anteil gerade das Proletariat an dem Heere dieser Kranken stellt. Den Anteil der geistig Abnormen unter den Jugendlichen, die der Verwahrlosung verfallen und teils in der Fürsorgeerziehung, teils im Gefängnis landen, schätzt Heller auf mindestens 50%.

In der Regel beginnt die Verwahrlosung der Jugend auf der Straße, und zwar mit Herumtreiben, Schuleschwänzen, nächtlichem Fortbleiben, Bandenbilden, Betteln, Landstreichen, Stehlen. Das sind die üblichen Etappen. Nach einer Aufnahme in der Erziehungsanstalt Flehingen waren zwei Drittel aller Knaben auf diesem Wege zur Verwahrlosung gelangt.

64,8% Herumtreiben, Schuleschwänzen, nächtl. Fortbleiben, Landstreichen usw.,
62,9% Diebstahl im ersten Falle, meist in Verbindung mit Vagabondage,
25,7% Betrug, Unterschlagung u. dgl.,
17,1% Roheitsakte, Trunksucht,
10,5% Vergehen und Verbrechen gegen Sittlichkeit.

Auch Petersen sieht in unregelmäßigem Schulbesuch, Bettelei, Herumtreiben usw. den Anfang der Verwahrlosung; Mönkemöller mißt der Vagabondage eine „sehr große Rolle" zu.

Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge stellte in einer Statistik

von 814 Fällen bei 105 (12,8%),
„ 884 „ „ 121 (13,6%),
„ 1060 „ „ 156 (15 %)

Herumtreiben und Arbeitsscheu als erste Zeichen des sozialen Verfalls der jugendlichen Individuen fest.

Cramer fand in Hannover bei 286 Fürsorgezöglingen 74 (26%) und Rizor in Westfalen bei 789 Fürsorgezöglingen 193 (24,5%), die ihre Laufbahn mit Neigung zur Vagabondage usw. begannen.

Die Mehrzahl der Verwahrlosten stammt von Eltern ab, die in Gewerbe, Industrie, Handel und Lohnarbeit tätig sind. Das haben vor Jahren schon Mischler für Steiermark und Rupprecht für Bayern an Hand der Statistik von 1904 bis 1913 festgestellt. Neuerdings haben Plauner und Zingerle auf Grund ihrer Feststellungen in der Fürsorgeanstalt Waltendorf die Ergebnisse Mischlers bestätigt. Soweit die Jugend der Landbevölkerung bei der Verwahrlosung vertreten ist, handelt es sich fast ausschließlich um die Kinder nicht verheirateter Dienstboten oder Besitzerinnen. „Klarer kann nicht zum Ausdruck kommen, daß nicht so sehr der Beruf der Eltern als vielmehr das Fehlen des Familienverbandes und der Erziehung die Hauptrolle bei der Verwahrlosung spielt." In Bayern waren ein Fünftel, in Steiermark 39,5% der Verwahrlosten unehelich geboren, bei 42,6% war der Tod der Mutter die offensichtliche Ursache der Verwahrlosung. Seifert, obwohl kein Anhänger der Milieu-Theorie, mußte doch konstatieren, daß 86% der schulpflichtigen Fürsorgemädchen der Provinz Sachsen 1912 aus einem abnorm schlechten Milieu kamen.

Bei den Mädchen beginnt die Verwahrlosung vielfach ebenfalls mit Herumtreiben, unregelmäßigem Schulbesuch, liederlichem Lebenswandel; vielfach setzt aber hier frühzeitig schon die Verführung ein, der sehr rasch Prostitution, Schwangerschaft, Abtreibung und die weiteren noch tieferen Stufen des Niederganges folgen.

Margarete Beutler betrachtete einmal Proletarierkinder auf dem Spielplatze, wie sie lachten, bauten, spielten und sich tummelten. Da fiel ihr Blick auf ein Mädchen, und in einigen ergreifenden Verszeilen zeichnete sie die Tragik der Lebensbahn, die des Kindes wartet:

„Dies Mädchen, wie ihr keck die Zunge geht,
sie sprach wohl nie ein Kindernachtgebet;
Noch trägt sie unbewußt ihr Lumpenkleid —
wie lange noch — dann kommt auch ihre Zeit,
dann schlingt sie schmutzge Bänder sich ins Haar
und bietet lachend ihre Reize dar —
und ein paar Jahre roher Lust, dann hat
der Tod sie lieb auf sündger Lagerstatt."
. . .

Gewiß hat der Kapitalismus die Prostitution nicht erzeugt, wohl aber dankt diese ihren Aufschwung, vor allem ihre gesteigerte Fähigkeit zu sozialer Verwüstung dem Zeitalter, dem er den Namen und das historische Gepräge gibt. Was der Kapitalismus berührt, treibt er ins Riesenhafte. Auch auf dem Gebiete des käuflichen Liebesgenusses, wo der Leib des Weibes zur Ware wird, bringt er diese Tendenz zur Geltung. Und nicht nur dies; er hat auch das Antlitz des sozialen Gespenstes, das durch die Jahrhunderte schreitet, zur widerlichsten Fratze verzerrt.

Als gesellschaftliche Kategorie ist die Prostitution eine Klassenerscheinung. Immer hebt sich ihre historische Silhouette ab von dem Hintergrunde einer Welt des Besitzes und der Besitzlosigkeit. „Das Klassenprinzip ist die Wurzel der modernen städtischen Prostitution. Das Klassenprinzip schließt

wirtschaftlich mächtige und ohnmächtige Klassen ein, es zerstört das Gefühl der menschlichen Gemeinsamkeit zwischen den Angehörigen der verschiedenen Klassen, es schwächt die Idee der Verantwortlichkeit im geschlechtlichen Verkehr ab, es trübt die rein menschlichen Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander." Je größer die sozialen Gegensätze sich gestalten und je unüberbrückbarer sie werden, desto ergiebiger wird der Boden für die Prostitution.

Da sind unglückliche Geschöpfe, die von arbeitsunfähigen, vielleicht auch arbeitsscheuen Eltern auf den Bettel geschickt werden oder durch den Verkauf von Zündhölzern oder Blumen ein paar Pfennige verdienen müssen, um dem ärgsten Hunger zu wehren. Übernächtig und wankend vor Müdigkeit durchwandern die blassen Gestalten mit ihrem armseligen Trödel die qualmigen Lokale, in denen oft roheste Genußsucht schamlose Orgien feiert. Hungernd und frierend sitzen sie auf den Treppen und Fluren der Bierhallen und Tanzkneipen, hocken an den Straßenecken oder kauern in Torfahrten, um Vorübergehende mit ihrer Ware zu belästigen oder um eine Gabe zu bitten. Nach Hause dürfen sie nicht kommen, bevor nicht der Vorrat verkauft ist — da naht sich ihnen die Schande, die mit raffinierten Künsten arbeitet. Und rasch geht es auf schiefer Ebene abwärts in die Kloaken des Lasters und der Verworfenheit...

Da sind die halbreifen Töchter des Proletariats. Der Trostlosigkeit des mutterlosen Haushalts und dem grauen Elend der Mietkaserne entfliehend, bevölkern sie die Straße. In glänzenden Schaufenstern lockt Putz und bunter Flitter; aus festlichen Sälen klingt verführerische Musik; in strahlenden Karossen fährt das lachende Leben vorüber. Ohren und Augen saugen sich voll von Glanz und Glück; ihre Sehnsucht umfaßt eine strahlende Welt, die ihnen — o Fluch der Armut! — ewig verschlossen und vorenthalten sein soll. Aber hat nicht der Arme auch ein Recht auf Glück? Soll er immer nur an der Schwelle stehen und von weitem hineinschauen dürfen in das Lichtmeer,

in den Festsaal des Lebens und des Reichtums, die Hände pressend auf das stürmisch klopfende Herz, um seinen heißen Schlag zu ersticken? Da fällt dem Mädchen „das Fräulein" ein, das daheim Tür an Tür mit ihnen wohnt. Es hat Spitzenwäsche und seidene Kleider, elegante Hüte und Schmuck die Menge; es lebt von feinen Diners und süßen Leckereien, fliegt von Ball zu Ball und empfängt feine Herren zu Besuch. Welch ein beneidenswertes Los! In der Brust des Mädchens, dem das Schicksal so stiefmütterlich war, regt sich eine brennende Sehnsucht nach Glück und Liebeslust, es bricht die Kette und stürzt sich hinein in den Strudel. Der schwache Widerstand gegen Versuchung und Verführung ist bald gebrochen, und die Schlammwellen tragen sie rasch davon...

Wenn man den Ursachen der Prostitution nachgeht, stellt sich heraus, daß immer die soziale Misere die tiefere Wurzel bildet, mögen auch sonstwelche andere zufällige Umstände die schließliche Auslösung der Bedingungen herbeigeführt haben. Die ökonomische Not verschuldet den Alkoholismus und die Verwahrlosung, zerstört die Gesetze der Moral und die Gefühle der Schamhaftigkeit. Der Hunger, der den Vater zum Dieb und die Mutter zur Kupplerin macht, er macht die Tochter zur Dirne. Hessen erzählt in seinem Buche über die Prostitution in Deutschland von einem litauischen Kutscher, der die vier bildsauberen Töchter einer armen Familie mißbrauchte. „Die Eltern waren so arm, daß das hübsche Ding oft Hunger litt und er sich die Gunst schon der Fünfzehnjährigen dadurch erwerben konnte, daß er ihr von seinem Brote zusteckte." Ein Fall von Hunderttausenden.

Man hört den Schrei nach Brot, wenn man aus den statistischen Ziffern der preußischen Fürsorgeerziehung liest, daß 76,1% der Familien der Fürsorgezöglinge 1902 ein Einkommen bis zu 900 M. hatten. (1901 gar 77,8%.) Kein Einkommen bezogen 1901 beinahe 8% und 1902 mehr als 7%. Im erstgenannten Jahre waren 14,5%, im nächsten 11,5%

als orts- und landarm verzeichnet. Welche Unsumme von bitterster Not spricht aus diesen Zahlen!

Um den ungünstigen Verhältnissen im Elternhause zu entfliehen, tritt das Arbeiterkind meist früh schon selbständig in den Kampf ums tägliche Brot. Das Mädchen sucht sich eine Dienstbotenstelle, tritt in bäuerlichen Dienst oder geht in die Fabrik, wo auch der Knabe Beschäftigung findet. Hier wie dort lauern ernste sittliche Gefahren. Besonders die frühzeitige und übermäßige Anstrengung im landwirtschaftlichen Dienste ist nach der Meinung des Landgerichtsrates Jötl, der die Kinderverwahrlosung in den ländlichen Bezirken Oberösterreichs studiert hat, eine Hauptsache der Kinderprostitution. Ein Oberbezirksarzt desselben Distrikts berichtet, ähnliche Wahrnehmungen gemacht zu haben und weist auf die bekannten Vorgänge beim Viehhüten, bei der Begattung der Haustiere hin, um die Erscheinung zu erklären.

In anderen ländlichen Gegenden, besonders in Ostelbien, kommt eine gewisse soziale Tradition der Erziehung zur Prostitution zu Hilfe. Die absolute Knechtung des Landvolkes unter die Launen und Lüste der Herrenklasse hat seit Jahrhunderten die Frauen und Töchter der Bürger und Kleinbauern zu gefügigen Lustobjekten der „gnädigen Herren" herabgewürdigt. Die sozial-ethische Sphäre des jus primae noctis übt noch immer einen unheilvollen Einfluß auf die Beziehungen der Geschlechter aus. Nirgends, schreibt Hessen, ist die prinzipielle Käuflichkeit des Frauenleibes der Prostitution so weit entgegengekommen, wie in den östlichen Provinzen Preußens, und nirgends haben sich die verwöhnten Triebe der sogenannten Oberklasse derart gewissenlos und brutal zur Erniedrigung ihrer Opfer ausleben dürfen. Die Roheit des Tones bei einem großen Teil dieser armen Mädchen ist nichts als das Echo der Roheit, mit der ihnen von seiten ihrer Käufer gewohnheitsmäßig begegnet worden ist. Hierzu kommen die skandalösen Wohnungsverhältnisse, unter denen das Landproletariat im

Osten vegetiert. In elenden Baracken werden Schnitter, Sachsengänger, Rübenleute usw. untergebracht, Knechte schlafen im Stalle zwischen dem Vieh, Männer und Weiber, junge Burschen und kaum der Schule entwachsene Mädchen, sogar Schulkinder liegen in einem Raume neben- oder übereinander, sind Ohrenzeugen gröblichster Schmutzereien und oft genug Augenzeugen sexueller Vorgänge. Sie atmen die scheußliche Stickluft dieser Unmoral nicht ohne die schließliche Folge einer meist unheilbaren seelischen Vergiftung.

Die Dienstmädchen stellen, nach dem Ausweis aller Statistiken, das stärkste Kontingent oder, um ein Wort des alten Groß-Hoffinger zu wiederholen, „den eigentlichen Kern" der Prostitution. Von den 3000 Dienstmädchen, die es 1854 in Leipzig gab, behauptete eine damals erschienene Schrift, daß der dritte Teil der geheimen Prostitution huldige. Hessen hält diese Angabe für glaubhaft nach dem, was er selbst über die Zugänglichkeit der Leipziger Mädel von Studenten usw. gehört hat. Eine Berliner Statistik von 1874 konstatierte, daß von je 100 Prostituierten 36 ehemalige Dienstmädchen waren. 1898 fand Behrend in Berlin 51,3%. Blaschko konstatiert auf Grund von Zusammenstellungen aus den Jahren 1855, 1873 und 1898, daß der Anteil der Dienstmädchen an der Prostitution enorm gewachsen ist. Weinhausen beziffert ihn für 1900/01 auf 60%. Die ungewöhnlich große Zahl unehelicher Mütter unter den Dienstmädchen läßt es glaubhaft erscheinen, daß gerade dieser Berufsstand das höchste Kontingent der Prostitution stellt. Es waren in Berlin 36,6%, in Dresden 38,5%, in Wien 30,5%, in Frankfurt a. M. nach Spanns Untersuchung (1885/1905) 52,9% der außerhalb Frankfurts geborenen ledigen Mütter Dienstmädchen; in Preußen stellten 1910 die Berufsgruppen Land- und Forstwirtschaft und Häusliche Dienste noch nicht 30% der Gesamtbevölkerung, wohl aber 54% aller unehelichen Geburten. Außerdem war von den ohne Berufsangabe gemeldeten und in Anstalten befindlichen

unehelichen Müttern noch der größte Teil ebenfalls früher als Dienstbote oder ländliche Arbeiterin tätig gewesen. Meist vom Lande oder aus Kleinstädten kommend, sind die jungen Dinger im allgemeinen gutartig, vertrauensselig, unerfahren und werden so leicht eine Beute der Verführung. Gelegentlich verleitet auch der Freiheitsdrang, spontane Vergnügungslust oder eine leichtfertige Kollegin zu folgenschweren Torheiten. Im Hause der Herrschaft ist es ihnen nicht gestattet, offen mit ihresgleichen zu verkehren, sie haben weder Zeit, noch einen anständigen Raum dafür. Harmlose Jugendfreuden, zwanglosen geselligen Umgang, Ausflüge an arbeitsfreien Tagen gibt es nicht. Da bleiben nur die paar späten Abendstunden zu einem Stelldichein im dunklen Torweg, zu einer Promenade in den Anlagen. Beherztere empfangen Besuche in der engen Kammer, wo es ohne körperliche Berührungen nicht abgeht, oder machen sich bei Nacht und Nebel davon, um auf Ballsälen ein paar Stunden toller Lust zu genießen. Man lese in Georg Hermanns „Kubinke" nach, wie sich im Leben des Dienstmädchens ganz von selbst die Dinge entwickeln, die ihm schließlich den typisch-sexuellen Einschlag geben. Wie oft wird auch das Dienstmädchen ein Opfer der Begierden ihrer Dienstherren oder der früh verdorbenen Söhne ihrer Herrschaft. Lily Braun erzählt, daß ihr eine Frau begegnete, die das Verhältnis ihres Sohnes mit dem Stubenmädchen mit der Begründung duldete: Dabei bleibt er wenigstens gesund! Am gefährdetsten ist die Sittlichkeit der Mädchen in den Hotels und Pensionen der Badeorte, wo die Reisenden und Kurgäste zu den persönlichen Dienstleistungen, die sie sich durch ein Trinkgeld sichern, die Befriedigung ihrer sinnlichen Wünsche oft als etwas Selbstverständliches betrachten. Die meisten Dienstmädchen kehren aus der Saison oder aus den Städten mit einem Kinde aufs Land zurück. Auch die mit der geringen sozialpolitischen Einsicht der Hausfrauen, der schlechten Behandlung und allgemeinen Rechtlosigkeit der Mädchen zusammenhängende häufige Stellungs-

losigkeit ist oft eine Vorschule der Prostitution. Schon 1847 beklagte Groß-Hoffinger die Rücksichtslosigkeit des „Auf die Straße Setzens" und wies auf die großen moralischen Gefahren hin, die dem Kinde der Armen in seiner Hilflosigkeit daraus entstehen können. Es ist seitdem nicht besser geworden.

Überaus groß ist die Zahl der Mädchen, die schon als Kinder durch die Verführungskünste gewissenloser Lüstlinge und Kuppler der Prostitutionsarmee zugeführt werden. Man erinnere sich der Skandalaffäre Sternberg, der Schmutzprozesse, die Vorgänge im Rheinland, in Bremen und Leipzig, auf Helgoland usw. betrafen.

In Berlin machte jüngst ein Strafprozeß gegen den Flieger Jeannet von sich reden, der beschuldigt war, 13jährige Mädchen verführt und geschlechtlich mißbraucht zu haben, aber zu seiner Entschuldigung vor Gericht geltend machen konnte, daß die Mädchen — die teilweise aus vornehmen und achtbaren Familien stammten — trotz ihrer Jugend bereits völlig verdorben waren und ihn freiwillig aufgesucht hatten, obwohl (oder weil) sie wußten, daß es sich dabei um sexuelle Exzesse handelte.

Alle Berichte von Fürsorgeheimen, Rettungsanstalten, Asylen usw. berichten von weiblichen Zöglingen, die, in zerrütteten Familien, an der Seite sich prostituierender Mütter, im Kreise lasterhafter und sittlich entarteter Angehöriger aufgewachsen, in frühester Zeit schon moralisch zugrunde gerichtet worden sind. Da sind unglückliche Geschöpfe, die von den eignen Eltern in zarter Jugend schon in die Schande gestoßen, für elendes Geld verkauft, zum Feilbieten ihres unreifen Körpers angehalten und angelernt wurden, so daß sie mit 10, 12 und 14 Jahren bereits regelrecht die Prostitution betrieben. Da sind andere, die mit 12 Jahren schon geschlechtlichen Verkehr mit den eigenen Brüdern hatten und sich zu derselben Zeit auch anderen für Geld hingaben, die mit 14 Jahren laut gerichtlicher Feststellung als bescholten galten und sich als Dirnen auf Hafen-

schiffen herumtrieben. Da sind junge Mütter von 12, 13 und 14 Jahren, die noch selbst unreife Kinder sind, und Mädchen in noch geringerem Alter, die sich auf der Straße den Männern anbieten. In Leipzig wurde ein Drogist wegen Sittlichkeitsverbrechens verhaftet, auf dessen Treiben man dadurch aufmerksam geworden war, daß sich vor seinem Laden oft mehr als 10, 12 und 14 Schulmädchen stritten und prügelten, weil jedes zuerst an die Reihe der von ihm geschlechtlich Mißbrauchten kommen wollte. In Hamburg wurde ein Bäckerlehrling von 17 Jahren festgestellt, der drei uneheliche Kinder hatte.

Nach Erhebungen Wulffens wurden von 1882 bis 1891 in Deutschland durchschnittlich 3030 Personen im Jahre, 1892 bis 1901 schon 4319, 1904 sogar 5384 — mit Einschluß von 1064 Jugendlichen — wegen Sittlichkeitsverbrechens an Kindern bestraft. Das Delikt ist im Zunehmen begriffen, wofür Wulffen in erster Linie das Wohnungselend verantwortlich macht.

Von diesen schändlichen Vorgängen und ihren Schauplätzen aus ziehen sich oft schnurgerade Fäden zu dem Treiben des internationalen Mädchenhandels, der dafür sorgt, daß immer „frische Ware" auf dem Fleischmarkte vorhanden ist. Wie sollten sonst die zahlungsfähigen Nabobs ihre perversen Feinschmeckergelüste befriedigen? Die Enthüllungen der „Pall Mall Gazette" vom Jahre 1885, die bis in die allerhöchsten Kreise der englischen Aristokratie grelle Blitzlichtreflexe warfen, sind wohl noch in allgemeiner Erinnerung. Durch den Mädchenhandel werden alljährlich Hunderte von Mädchen in zartem Alter verlockt und verschleppt, betäubt und betrunken gemacht, schließlich in Bordelle gebracht und durch Anwendung rohester Gewalt zur Prostitution gezwungen oder einzelnen Kunden zugeführt. „Junge, frische Ware" wird immer gut bezahlt; ein Händler erzählte in der englischen Gerichtsverhandlung, daß er einen Kunden hatte, der alle 14 Tage drei unberührte Mädchen jugendlichsten Alters zum festen Preis von

140 M. bezog. Daß oft verderbte Mütter die Lehrmeisterinnen der Töchter werden, ist bekannt.

Die frühere Stuttgarter Polizeiassistentin Schwester Henriette Arendt hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dem schamlosen Kinderhandel zu unsittlichen Zwecken, wie er sich in verdächtigen Adoptivgesuchen und Angeboten in der Presse zeigt, energisch zu Leibe zu gehen. Ihre Bemühungen hatten auch über Erwarten Erfolg. Da bemerkte Schwester Arendt zu ihrer Überraschung, daß sie bei ihrer vorgesetzten Behörde keineswegs die Unterstützung fand, die sie erwartet hatte und deren sie zu erfolgreicher Fortsetzung ihrer Tätigkeit bedurfte. Ja man legte ihr direkt Schwierigkeiten in den Weg und suchte ihren Eifer zu lähmen. Schließlich erging an das Stadtpolizeiamt folgende vom Stadtrat Dr. Rettich unterzeichnete Weisung: Es wäre dringend erwünscht, daß die Arendt mit laufenden Geschäften so bedacht würde, daß sie keine Zeit dazu finde, „lange Zeit hindurch den Annoncen in den Tageszeitungen nachzugehen". Dafür habe sie der Gemeinderat nicht angestellt, ganz abgesehen davon, daß „diese Adoptionsgeschichten eine altbekannte Misere" seien. Die Arendt gehe mit ihrer amtlichen Eigenschaft als ‚Polizeiassistentin in Stuttgart' krebsen und bringe so die Stadt in Verruf. In weiten Kreisen werde mißfällig bemerkt, daß sie fortgesetzt „Material zur Schlechtmachung der bestehenden Gesellschaft" liefere. Jeder andere Polizeibeamte usw. könnte das ebensogut, alle anderen seien aber „zu taktvoll dazu und — zu gut dienstlich gezogen."

Dies Schreiben spricht Bände! Der Kinderhandel, „eine altbekannte Misere", — aber wehe der Beamtin, die sich dieser Misere annimmt. Was geht sie der Bordellskandal an! Diese Person zerrt das Elend, das Verbrechen aus den dunklen Höhlen ans helle Sonnenlicht, sie zeigt aller Welt, wie es in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft aussieht! Jeder andere Polizeibeamte könnte das „ebensogut", denn es ist nur zu wahr, was sie spricht und schreibt. Aber es darf nicht wahr

sein, das Volk darf nicht erfahren, wie tief und verheerend die Fäulnis in seinem Marke wühlt...

Unter den Erregern dieser Fäulnis spielt der Alkoholismus, obgleich selbst nur Symptom, eine verhängnisvolle Rolle. Verführung und Verwahrlosung hängen immer irgendwie mit Alkohol zusammen. Die Domäne der Schnapspest war seit je der Osten; zugleich bewies die Statistik, daß in keinem anderen Gebietsteil des Reiches der Alkoholismus das Volksleben so nachteilig beeinflußte wie in den östlichen Provinzen. Der Magistrat der Stadt Posen hat berechnet, daß die Stadt bei vorsichtigsten Annahmen mit mindestens 260000 M. an Ausgaben für durch Alkoholmißbrauch erzeugte Krankheiten und Gebrechen belastet war. Wo gibt es die meisten Animierkneipen, die frequentiertesten Freudenhäuser? Im Osten. Von woher hat die großstädtische Prostitution ihren stärksten Zuzug? Wenn nicht aus den frommen Städten des Rheinlands, so aus den östlichen Provinzen. Der Alkohol ist der gefährlichste Gelegenheitsmacher, der listigste Verführer, der erfolgreichste Kuppler. Er schafft ausgelassene Stimmungen, beseitigt schützende Hemmungen, läßt die besten Vorsätze vergessen und gaukelt rosige Bilder vor, um, wenn der Rausch verflogen, in schrecklichem Erwachen die gräßlichsten Konsequenzen zu ziehen. Alte Vagabunden und junge Dirnen — das sind so recht seine Produkte.

Aber noch aus anderen Quellen wird der schmutzige Strom der Prostitution gespeist. Alle ernsthaften Sozialpolitiker richten einmütig ihre Anklagen gegen das Wohnungselend, das besonders in Großstädten zu einem schweren sozialen Notstand geworden ist. Seine beredteste und zugleich abstoßendste Verkörperung ist die Mietkaserne, die wir kennen gelernt haben. Der Wucher des Hausagrariertums, besonders den minderbemittelten und armen Bevölkerungsschichten gegenüber, erzwingt das enge und engste Zusammenleben oft heterogenster, vom Zufall zusammengewürfelter Elemente, das Schlafburschenunwe-

sen und die Berührung der Jugend mit der Prostitution. Es wurde schon gesagt, daß in Großstädten wie etwa Berlin Prostituierte, die der Kasernierung nicht unterworfen sind, Tür an Tür mit proletarischen Familien wohnen, Aufgang, Flur und Treppen mit diesen gemeinsam benutzen und vor den Augen der Kinder ihrem Gewerbe nachgehen. „Der Schmutz der Prostitution spritzt fast auf die Kinderseelen." Ein Sensationsprozeß in Berlin, der vor Jahren einmal in die schauerlichen Tiefen des proletarischen Elends hineinleuchtete, ergab die skandalösesten Tatsachen. In einer von Hunderten von Familien bewohnten Mietkaserne im Norden Berlins mühten sich arbeitsame Proletarier in ehrlichem Tagewerk um Brot für sich und die Ihren, und Wand an Wand mit ihnen trieben Dirnen und deren Zuhälter ihr Metier mit einer Ungeniertheit und Schamlosigkeit, daß in dieser vergifteten Atmosphäre keine sittliche Scheu, keine noch so flüchtige Röte des Schamgefühls aufkommen konnte. Die Kinder der Proletarier besorgten für die noblen Flurnachbarinnen kleine Botengänge, verweilten oft bei ihnen auf Besuch, nannten die Prostituierte „Tante" und den Ludewig „Onkel", und nahmen an gelegentlichen kleinen „Festlichkeiten" teil. So wie hier gestaltet sich das Zusammenleben in tausend anderen Fällen.

In seiner „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters" schildert Bromme einen Vorfall, der drastisch die Gefahren aufdeckt, denen die Sittlichkeit des proletarischen Kindes durch das Schlafgängertum ausgesetzt ist. Bei seiner Mutter wohnten zwei Mädchen in Logis, die der lesbischen Liebe ergeben waren. „Eines Abends — Bromme war noch ein Knabe — lag ich auf dem Sofa und schlief, als ich plötzlich von meiner Mutter geweckt wurde. ‚Willi, ob du nicht mit der Frau schlafen willst, sie kann nicht gut allein schlafen?' Es war das am zweiten Tage, nachdem sie bei uns eingezogen war. Ich war erstaunt über diese unerhörte Zumutung, die sich so ganz harmlos anhörte. Später habe ich es mir genau überlegt. Wer weiß,

was das Weib mit mir gemacht hätte! Denn eines Tages besuchte uns ihr früherer Mann, und da erkundigte sich die Mutter nach ihr. Der meinte nun, sie sei ein Weib wie jedes andere, aber mannstoll und könnte einen kräftigen Mann in ein bis zwei Jahren zugrunde richten. Da ihr der Mann nicht genüge, so halte sie sich noch an Mädchen." Der Knabe Bromme war empört darüber, daß er mit einer Frau in einem Bette schlafen sollte. Später — als Vater — mußte er sich darein fügen, daß seine Tochter wegen Mangels an Betten jahrelang mit dem Großvater zusammenschlief. Er selbst hatte auch ein Kind mit im Bett, die Mutter gar zwei, selbst im Zustande hoher Schwangerschaft.

Kein Wunder, daß dann die Zeitungen aller Augenblicke von entmenschten Vätern berichten, die sich an ihren Kindern fleischlich vergingen, von Großvätern, die in seniler Lüsternheit an ihren Enkeln zu Sündern wurden, von Brüdern, die ihre Schwestern schändeten und schließlich schwanger machten, von Einmietern und Familienfremden, die an den unreifen Kindern ihrer Logisleute ihre Lüste befriedigen. Nicht selten werden Mädchen schon im Alter von 15, 14 ja 12 Jahren geschwängert. Auf die Schwängerung folgt die Abtreibung, meist unter Anteilnahme des ebenfalls sehr jungen außerehelichen Vaters. Von den 1909 in Preußen der Fürsorgeerziehung überwiesenen schulpflichtigen Mädchen hatten 5 geboren oder waren schwanger. In den Fürsorgeheimen fanden sich Mütter von 12, 13 und 14 Jahren. 126 der Mädchen hatten Schwestern, die Prostituierte waren. Auf die schulentlassenen weiblichen Zöglinge kamen 1016 der Unzucht Ergebene (66,5%), darunter 106, die bereits geboren hatten oder schwanger waren, 101 mit Syphilis. Wegen Gewerbsunzucht hatten bereits 62 Vorstrafen erlitten. In Berlin befanden sich 1902 unter 190 der Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen 131, die der Prostitution ergeben waren (68,5%).

Auf eine Umfrage Gerlings bekannten von 5183 befragten

Dirnen 1255, daß sie schon als elternlose halbe Kinder dem Laster in die Arme getrieben worden seien. 1441 gaben Hunger, Arbeitslosigkeit und Elend, 280 Verführung durch Liebhaber als Ursache an.

In München fanden sich 1909 unter 66 wegen Gewerbsunzucht angezeigten Mädchen sechs 14jährige, neun 15jährige, 24 sechzehnjährige, die in der Mehrzahl vom Lande stammten und meist in der Anfangsperiode des neuen Berufs ertappt worden waren. Haben sich doch z. B. in Sachsen nach Wulffen schon Sonderanstalten für gefallene oder mißbrauchte Schulmädchen notwendig gemacht. Eine sächsische Polizeibehörde stellte ein Mädchen von 14½ Jahren, das überdies vom Stiefvater verführt worden war, 1908 unter sittenpolizeiliche Kontrolle.

In der Düsseldorfer Klinik für Hautkrankheiten wurden in 4½ Jahren vor dem Kriege 193 Personen unter 14 Jahren an venerischen Erkrankungen zufolge direkten Geschlechtsverkehrs behandelt.

Der italienische Staatsanwalt Ferriani, ein großer Kinderpsychologe, konnte bei Feststellung der Vorgeschichte minderjähriger Prostituierter, wie Adele Schreiber berichtet, in der überwiegenden Anzahl der Fälle Schändung und Defloration in frühen Jahren konstatieren. Unter 460 Minderjährigen waren 14 zwischen 8 und 10, 22 zwischen 10 und 12, 30 zwischen 12 und 14, 60 zwischen 14 und 16 Jahren entehrt worden. Die Einführung in die Schule der Unzucht hatte bei den meisten noch viel früher begonnen.

Die englische Kinderschutzgesellschaft sah sich genötigt, in zehn Jahren für etwa 12000 Kinder einzutreten, die teils von den eigenen Verwandten, teils von Schlafgängern mißbraucht worden waren.

Wie erschreckend groß mag nun erst die Zahl der an Kindern verübten Verbrechen sein, die nie ans Tageslicht gelangen, aber schließlich doch in ihren Konsequenzen — in der Form der Prostitution — in die Erscheinung treten, ohne daß sich ihre

Ursachen erkennen und nachweisen ließen. Und geschändete Mädchen werden recht oft Prostituierte, nach Ullmann eine „sehr traurige Erfahrungstatsache."

Daß sich zwölf- und vierzehnjährige Kinder vor Gericht wegen Blutschande verantworten müssen, passiert ebenfalls gar nicht so selten, und doch ist dies eine furchtbare Anklage gegen die Gesellschaft, die hier ihre Pflicht versäumte. Die Familie, ehedem die Pflanzstätte edlen Wesens, ist zum Herde schlimmster Demoralisation geworden. Die Geburt der Kinder vollzieht sich vor den Augen der Größeren. Die diskreten Pflichten der Mutterschaft werden von neugierigen Blicken begleitet. Oft genug sind Kinder sogar Zeugen sexueller Vorgänge, ganz zu schweigen von den schmutzigen Redensarten, die ihr Ohr auffängt. Landesrat Schmidt erwähnte in seinem Referat über Wohnungsnot und Fürsorgeerziehung auf der 5. Generalversammlung des rheinischen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohnungsbaues folgende Fälle: „Es schliefen drei Kinder mit ihren Eltern in einem Bett; die dem Trunke ergebenen Eltern führten in Gegenwart der Kinder geschlechtlichen Verkehr. In einem anderen Falle teilten drei Kinder zwischen 10 und 16 Jahren mit ihrem Vater eine Stube und ein Bett. Der Vater machte sich an dem ältesten der Kinder der Blutschande schuldig. In einem dritten Falle gab sich die Mutter in dem einen zur Verfügung stehenden Raume fremden Männern hin. In einem vierten Falle hausten miteinander Eltern, zwei Töchter unter 14 Jahren, zwei Söhne im Alter von 18 und 21 Jahren und eine Tochter mit drei unehelichen Kindern in einem Raume von 36½ qm und zusammen zwei Betten."

Bei der jugendlichen Fabrikarbeiterin sind es meist andere Momente, die sie der Prostitution verfallen lassen. Der niedrige Lohn: wovon soll sie bei den maßlos verteuerten Preisen das zum Leben Nötige bestreiten? Sie muß „hinzuverdienen", indem sie ihren Leib verkauft. Die Erwerbslosigkeit: wie soll sie mit den paar Mark Unterstützung

zurechtkommen? Und wovon soll sie leben, wenn sie überhaupt keine Unterstützung erhält? Da bleibt nur die „Nebeneinnahme" als letzte Rettung. Das Schlafstellenwesen: wo und womit soll sie ihre Feierzeit verbringen, wenn sie nur nachts Anspruch auf das Bett hat, in dem vielleicht tagsüber ein Nachtschichter schläft? Sie geht in die Kneipe und sucht sich einen Liebhaber, den sie zum Danke für die Aufwendungen, die er für sie machte, mit nach Hause nimmt, um dort mit ihm zu verkehren, ungeniert vor den Augen der Mitbewohner und kleinen Kinder. Der Zwang, täglich die intimsten Dinge vor aller Augen zu verrichten, hat sie aller Scham entkleidet. In der Fabrik wechselt sie im Beisein der Männer und junger Burschen ihre Kleider und legt das Korsett ab. „Es war mir das peinlichste," erzählt Bromme, der als 14jähriger Junge in die Steinnußknopffabriken Schmöllns kam, „daß sich die Mädchen ganz ohne Scheu vor mir jungem Burschen und dem etwa 30 Jahre alten, noch ledigen Spritzer auszogen, das Korsett ablegten und in die Arbeitskleidung schlüpften. Darunter war auch ein schwangeres Mädchen, das sich ebenso umkleidete. Das Schlimmste aber war die Unterhaltung... Ich bekam da Dinge zu hören, die ich nie in meinem Leben gehört hatte." In manchen Industrien, z. B. in der Textilbranche, führt die Arbeit zu unvermeidlichen körperlichen Berührungen zwischen männlichen und meist jüngeren weiblichen Personen. Was da an Unsittlichkeiten vorkommt, ist nicht mit Worten zu sagen. Wie oft fällt die Arbeiterin auch, namentlich wenn sie jung und hübsch ist, ihrem Chef, dem Werkmeister oder Buchhalter zum Opfer. Sie findet keine Arbeit oder hat die Entlassung zu befürchten, wenn sie nicht mit ihrer Arbeitskraft auch ihre Ehre verkauft. So wird sie zur Dirne; vielleicht auch, weil ihre eigene Sehnsucht nach Glück und Genuß ihr keinen anderen Weg zeigt, und weil sie doch auch ein kleines Zipfelchen vom Himmelreich der Liebe für ihr armes, freudloses Leben erfassen und erraffen will. Verführung, Verhältnis, Stellungslo-

sigkeit, Mutterschaft, Sittenkontrolle, Bordell — das sind die Etappen, auf denen sich dann das fernere Elendsschicksal vollendet.

Noch ein Wort über den Krieg und die Verwahrlosung der Jugend. Die ersten Wirkungen waren nicht ungünstig: ein Teil der schulentlassenen Knaben wurde zum Heeresdienst eingezogen, der andere fand reichlich Arbeitsgelegenheit infolge vermehrter Einziehung der erwachsenen Arbeiter. Der Gang der Kriegsereignisse bewirkte eine gehobene Stimmung im Volke, die Disziplin war noch unerschüttert, die Lebensweise noch streng geregelt. Die schulentlassene weibliche Jugend war anfangs sexuell gefährdet. Doch fand auch sie bald günstige Arbeitsgelegenheit, so daß die äußeren Faktoren mehr in den Hintergrund traten. Sehr bald jedoch machten sich andere Wirkungen des Krieges bemerkbar. Immer mehr Väter wurden eingezogen. Die häusliche Zucht ließ nach. Die Kinder wuchsen der Mutter über den Kopf. In den Schulen erfuhr die gewohnte Ordnung manche Erschütterung; ein Lehrer nach dem andern zog den Soldatenrock an und steinalte Pensionäre und milchbärtige Seminaristen pfuschten an den Kindern herum. Die Frauenarbeit nahm überhand. Die Ernährungsverhältnisse wurden immer schwieriger. Das Hamstern begann. Und bald auch das Schleichhandeln, Schieben und Stehlen. Die Jugend wurde der schwersten Belastungsprobe unterworfen und hat sie meist nicht bestanden, konnte sie nicht bestehen — wer von den Erwachsenen möchte behaupten, daß er sie bestanden hätte? Die Autorität des Gesetzes und der Person ging zum Teufel, die öffentliche Moral wurde buchstäblich zum Kindergespött, der gesellschaftliche Verfall vollzog sich auf allen Gebieten in krassesten Erscheinungsformen. Überall Auflösung, Zersetzung, Verwesung — für die Verwahrlosung der Jugend der günstigste Nährboden und die passendste Atmosphäre. Heute stecken die Bewahr- und Besserungsanstalten voll, die Fürsorge kann ihrer Aufgaben nicht mehr Herr werden, viele Tausende

sind in der Blüte ihrer Jahre eingesargt in die steinernen Grüfte der Gefängnisse.

Und die Not wird immer größer, der Hunger immer quälender, das Elend unabsehbarer... Und immer lauter schreit die bürgerliche Angst in ihrer Presse und von ihren Kanzeln über die Verwahrlosung der Jugend.

Doch kommt dem Bourgeois ein von lieblosem Schicksal verstoßenes, geschändetes und in den Schmutz getretenes Kind unter die Augen, Erbarmung heischend, damit es den Weg zurückfinde zu seinem verlorenen Jugendlande, den Weg zur Rettung und Befreiung, damit es nicht untergehen müsse im Kot des Lasters und der Schande — da fährt er empor, spuckt aus, schlägt ein Kreuz und ruft nach dem Gendarmen. Fort mit dem Balg! Sperrt die Hure ein! Steckt die verkommene Brut in eine Besserungsanstalt!

Dann faltet er die Hände über dem Bauche und wendet sich mit frommem Augenaufschlag an seinen Gott: „Ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese da..."

In Fürsorgemißhandlung

Fürsorgeerziehung — ein Wort voll tröstlicher Milde und Aufrichtung. Man fühlt einen warmen Hauch von Nächstenliebe und Barmherzigkeit. Denkt an Pestalozzi, als er auf dem Neuhof die verkommenen und verwahrlosten Bettelkinder um sich scharte, und erinnert sich seiner überquellenden Liebe und Güte, als er, ein barmherziger Samariter, unter den Waisenkindern in Stanz wirkte. „Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie von mir erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte in ihrem Auge. Meine Tränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren

außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienstboten um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich stand an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besiegte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen ..." Welche Fülle von Liebe und Hingabe, Aufopferung und Selbstverleugnung spricht aus diesen Worten! Glücklich die Jugend der Armen, wenn ihr am Rande der Verwahrlosung und des Verderbens in unserer Fürsorgeerziehung ein solcher Pestalozzi erstünde! ...

Laßt alle Hoffnung hinter Euch! Da atmet kein Hauch hilfreich-tröstender Liebe, da taut kein Segen milder Vergebung und Versöhnung auf Fehlende und Irrende hernieder, da weckt kein froher Pulsschlag erneute Kraft zur Hoffnung und zum Vertrauen in den endlichen Sieg des ernstlichen Wollens. Diese „Fürsorge" hat mit Pestalozzis Geist und Güte nichts gemein. In der Uniform des Aufsehers und Büttels schreitet sie einher; mit Flüchen und rohen Worten treibt sie auf Feldern und in düstern Werkstätten zur Arbeit an; auf kahlen Höfen mit Glasscherben auf den Mauern oder in öden Gelassen mit Gitterfenstern bis zum vierten Stock waltet sie hart und lieblos ihres Amtes ... Dunkle Karzer ... Gummischläuche ... die neunschwänzige Katze und der Prügelstock ... Wasser und Brot und dazu das Bibelbuch. Dieses ekle Gemisch von plärrender Gottseligkeit und kieselharter Herzensroheit, selbstgerechter Frömmelei und perverser Brutalität, Knute und Halleluja — diese widerliche Frucht eines Systems, das eine einzige große Versündigung am Recht des Kindes verkörpert, ist es, was sich —

von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — heute bei uns Fürsorgeerziehung nennt.

Bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches mußte das Kind erst zum Verbrecher geworden und verurteilt sein, ehe die Einleitung der Zwangserziehung möglich war, und dann scheiterte sie meist an der nur unklar geregelten Kostenfrage. Das Bürgerliche Gesetzbuch ging einen Schritt weiter und räumte dem Vormundschaftsgericht das Recht auf Einleitung der Zwangserziehung ein, wenn die Eltern oder der Vormund das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährden, daß sie das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbrauchen, das Kind vernachlässigen oder sich eines ehrlosen und unsittlichen Verhaltens schuldig machen. Die Regelung der Zwangserziehung, die man — um einen Schleier über die eiternde Wunde zu decken — in Fürsorgeerziehung umgetauft hat, ist den Landesgesetzgebungen überlassen worden. Aus diesem Mangel resultiert die bedauerliche Erscheinung, daß in den verschiedenen Bundesstaaten die Durchführung des Fürsorgezwecks nach den verschiedensten Gesichtspunkten geregelt ist.

In Preußen trat 1901 das Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger in Kraft. Nach ihm kann ein Minderjähriger, der das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, der Fürsorgeerziehung überwiesen werden, um sein völliges sittliches Verderben zu verhüten. Die Voraussetzung einer strafbaren Handlung ist hierzu nicht erforderlich. Der Richter beschließt von Amts wegen oder auf Antrag, der vom Landrat oder in Stadtkreisen vom Gemeindevorstand und dem Vertreter der Polizeibehörde zu stellen ist. Vor der Beschlußfassung sollen die Eltern oder gesetzlichen Vertreter des Minderjährigen, der zuständige Geistliche und der Lehrer gehört werden. Ist der Beschluß auf Fürsorgeerziehung ergangen, erfolgt diese entweder unter öffentlicher Aufsicht und auf öffentliche Kosten in einer geeigneten Familie oder in einer „Erziehungs- oder Besserungsanstalt" und endet durch Beschluß des zuständigen

Kommunalverbandes, wenn der Erziehungszweck erreicht oder die Erreichung des Zweckes anderweit sichergestellt ist, sonst mit der Großjährigkeit.

Die Aussicht, der Fürsorgeerziehung überwiesen zu werden, ist für das proletarische Kind ungleich größer als für das Kind bürgerlicher Kreise. Durch die Not der Eltern, die zur Erwerbsarbeit, zum Zusammenwohnen mit unlauteren Elementen zwingt, zu laxen moralischen Auffassungen oder gar zu Unredlichkeiten führt, wird seine sittliche Verfassung verderblich beeinflußt. Das schlechte Beispiel der Straße, der Umgang mit schlechterzogenen Gespielen, die eigene Erwerbstätigkeit usw. lassen ihm vielerlei Versuchungen und Gefahren entstehen. Die Gerichtsbeschlüsse arbeiten fast durchweg nach Schema F. Der Wortlaut der Voraussetzungen, unter denen das Gesetz eine Fürsorgeerziehung zuläßt, wird einfach aus dem Gesetz abgeschrieben. Keinerlei Eingehen auf die Jugendgeschichte des Kindes, auf die sozialen Verhältnisse seiner Erzieher und seine eigenen, kein Eingehen auf die Ursachen, die die Erzieher zur Vernachlässigung oder das Kind zur Verübung unmoralischer Handlungen bestimmt haben, belastet den Instanzenzug. Der schematische Bureaukratismus beherrscht die Beschlüsse. Er behandelt die Zöglinge aktenmäßig. Wer da meint, in Fürsorgeanstalten schicke Gesetz und Richter nur die fast hoffnungslos Verwahrlosten, hat keine Ahnung von dem Inhalte des Gesetzes und der Praxis seiner Durchführung. Es bedarf nicht des geringsten eigenen Verschuldens, keiner Straftat, keiner unehrenhaften oder unsittlichen Handlung. Um so schlimmer, daß den Gerichtsbeschlüssen eingehende Gutachten von Ärzten und Pädagogen, tiefere Begründungen der Ursachen völlig fehlen. So geschieht es, daß der Begriff der sittlichen Gefährdung, der den Ausgang der Fürsorgemaßnahmen bildet, ungeheuer variiert auftritt. Bedeutet nicht schon die Tatsache der Arbeitslosigkeit für Jugendliche unter Umständen eine sittliche Gefahr? Und die Unstetigkeit der Arbeit, die Unsicherheit

der Existenz? Läßt sich nicht gar jede kindliche Unart, jeder Dummejungenstreich, jede Lüge oder Rüpelei unter den Begriff der sittlichen Gefährdung fassen?

Wie sträflich leichtfertig, ja gewissenlos oft verfahren wird, um Proletarierkinder, die aus irgendwelchen Gründen den Lehrern oder Behörden unbequem sind, in Fürsorgeerziehung verschwinden zu lassen, dafür nur zwei Beispiele.

Der Schüler U. in C., dessen Eltern durch wirtschaftliche Verhältnisse gezwungen waren, beide auf Arbeit zu gehen, hatte in Abwesenheit der Eltern Dummheiten gemacht, die dem Schuldirektor hinterbracht wurden. Es wurde nun nach Gründen gesucht, um das Zwangserziehungsverfahren einzuleiten. Der Lehrer sammelte „Material" und stellte an die Schüler die Frage: „Wer weiß etwas von U.?" Natürlich beeilten sich die Mitschüler, alles Mögliche und Unmögliche gegen den beschuldigten Knaben anzubringen. Das auf diese Weise Gesammelte genügte, um die Fürsorgeerziehung einzuleiten. — Der 14jährige Schulknabe W. in C., ein schwächliches, herzkrankes Kind, hatte ebenfalls ein Kapitalverbrechen begangen, das mit Zwangserziehung geahndet werden mußte. Kurz vor Ostern erhielt er von seiner Großmutter ein Geldgeschenk in Höhe von 5 M.; er hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich Visitenkarten zu bestellen, die er unter seinen Mitschülern verteilte. Der Klassenlehrer erfuhr das und nahm dem Jungen die Karten ab. Dieser bestellte sich andere. Als der Lehrer davon benachrichtigt wurde, gab er dem Knaben auf, die Karten abzubestellen. Der Knabe erklärte, das sei schon geschehen; in Wirklichkeit wollte er sie erst auf dem Heimweg zur Schule abbestellen. Diese unüberlegte Lüge hatte der Knabe schwer zu büßen. Er erhielt eine exemplarische Züchtigung vom Lehrer, sodann wurde auf Grund des § 6 des Gesetzes über die Fürsorgeerziehung die sofortige Unterbringung in eine Anstalt verfügt, weil „sofortiges Einschreiten dringend geboten" war.

Ähnliche zum Teil noch krassere Fälle ließen sich beibringen

zum Beweise dafür, daß um nichtiger Bagatellen willen Kinder der Fürsorgeerziehung überliefert werden, sofern sie das Unglück haben, arm zu sein. Und doch sagte Amtsgerichtsrat Fischer-Berlin 1909 auf dem Jugendgerichtstage: „Wir wollen doch nie vergessen, daß ein Elternhaus mit Mängeln immer noch besser ist als eine Fürsorgeerziehung, die das Kind aus dem Elternhause herausnimmt... Jeder Jugendrichter möge es sich doch tausendmal überlegen, ehe er ein Kind in die Fürsorgeerziehung schickt."

Ganz unerhört ist es, daß die Fürsorge selbst zu Mitteln politischer Drangsalierung und Ächtung mißbraucht wird. Ein Sohn eines Bergmannes in Unna hatte unerhebliche Eigentumsvergehen begangen. Der Vater strafte ihn deshalb ab. Gerichtliche Bestrafung trat nicht ein. Der Magistrat in Unna aber leitete die Fürsorgeerziehung ein. Der Beschluß wurde auf sechs Monate ausgesetzt, weil der Arbeitgeber, bei dem der Junge inzwischen in Arbeit getreten war, ihm ein gutes Zeugnis ausstellte. Der Junge hatte seither mehrere Stellen mit besten Zeugnissen innegehabt. Die Zeugnisse bestätigten seine gute Führung, seinen Fleiß und seine Ehrlichkeit. Dennoch hatte das Amtsgericht die Fürsorgeerziehung angeordnet. Weshalb? Es wurde auf den Wechsel in den Stellungen hingewiesen und dann erklärt: „Auch spricht er im Verkehr mit seinen Arbeitskollegen schon viel von der Sozialdemokratie und hat erklärt, daß er dem sozialdemokratischen Verband beitreten wolle. Die Eltern haben nicht die Macht, den Sohn von seinen schlechten Handlungen zurückzuhalten."

Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Wie man in Rußland politisch gefährliche Erwachsene nach Sibirien deportierte, so verschickt man in Deutschland politisch gefährliche Kinder in die Fürsorgeerziehung — was in der Wirkung ungefähr dasselbe ist.

Wie rekrutiert sich nun das Heer der Fürsorgezöglinge? Die neueren Statistiken über die Fürsorgeerziehung, selbst die

des preußischen Volks-Wohlfahrts-Ministeriums von 1918, enthalten leider hierüber keinerlei Angaben; man muß zurückgehen bis 1909. Da standen obenan in der Menge der Fürsorgezöglinge die Laufburschen mit 287 (gegen 364 im Vorjahre), die Gelegenheits- und ungelernten Fabrikarbeiter mit 420 (1908: 208). Auch das Bauhandwerk wie alle Arten Saisonarbeit waren mit hohen Anteilen vertreten. So kamen 1909 aus dem Maurer- und Zimmerergewerbe 94, aus dem Stande der Kellner und Hausdiener 58, der Bergleute 90 Fürsorgezöglinge. Daß die Landwirtschaft ebenfalls ein beträchtliches Kontingent stellte, kann den nicht wundern, der die Verhältnisse kennt, die dort demoralisierend auf die beschäftigten Kinder einwirken. Aber daß der Anteil der Handwerkslehrlinge durchweg auffallend hoch war und von 1908 bis 1909 wieder eine Steigerung um 8,6% bei den Knaben und 1,7% bei den Mädchen aufwies, mußte alle Lobredner der patriarchalischen Verhältnisse im Handwerk überraschen. Schon 1902 klagte der ministerielle Bericht, daß sich ein großer Teil der Fürsorgezöglinge aus dem Handwerkerstande rekrutiere, ein Zeichen dafür, daß das Handwerk seinen Aufgaben gegen die Lehrlinge nicht in vollem Maße gerecht werde. Die nächsten Jahre haben keine Verbesserungen, sondern Verschlechterungen gebracht. Nur ein paar Zahlen:

	1904	1909
Bäcker, Konditoren	80	111
Schmiede, Schlosser	89	163
Tischler, Drechsler, Korbmacher	38	48
Maler	9	34
Sattler, Tapezierer	12	24
Klempner	14	23
Barbiere, Friseure	15	22

Auch heute ist es nicht anders; gerade diejenigen Handwerke, in denen der Arbeiterschutz die geringsten Fortschritte macht

Digitized by Google

und der gesetzliche Achtstundentag 12, 13 oder 14 Stunden zählt, stellen das stärkste Kontingent für die Fürsorgeerziehung.

Ebenso stark oder vielfach noch stärker ist der Zugang von Mädchen aus häuslichem Dienst. Auch hier treibt der Mangel an geregelter Arbeitszeit und die Unerträglichkeit des noch immer zu stark betonten Abhängigkeitsverhältnisses die jungen Menschen aus dem Hause.

In soziale Abgründe führt die Statistik den Blick bei Erörterung des familiären Milieus, dem die Fürsorgekinder entwuchsen. Da waren im Durchschnitt der Jahre 1901 bis 1909 mehr als 16% aller Kinder unehelich geboren. Allein von den 6721 für das Jahr 1909 in Betracht kommenden Familien von Fürsorgezöglingen waren in 2009 (29,9%) die Eltern schlechten Neigungen ergeben (Trunksucht, Unzucht usw.). In 16,8% der Fälle handelte es sich um den Vater, in 6,2% um die Mutter, in 6,9% um beide Teile. Bei den Vätern überwog die Trunksucht mit 90,9%, bei den Müttern die Unzucht mit 51%. 27 Mütter standen unter Sittenkontrolle. Unter den noch schulpflichtigen weiblichen Fürsorgezöglingen hatten 5 bereits geboren oder waren schwanger, 6 waren syphilitisch, 126 hatten Dirnen zu Schwestern. Von den schulentlassenen männlichen und weiblichen Zöglingen 1909 waren 58 wegen Sittlichkeitsvergehens, 4 wegen Blutschande, 3 wegen widernatürlicher Unzucht und 62 wegen Gewerbsunzucht vorbestraft. „Unter 80 Aktenstücken, die einen Einblick in die grauenvollen häuslichen Verhältnisse der Fürsorgezöglinge erlauben," sagte Landesrat Schmidt auf der Generalversammlung des rheinischen Vereins für Arbeiterwohnungsbau, „reden 40 von Blutschande, schwerer Kuppelei, gewerbsmäßiger Unzucht."

Ähnliche düstere Bilder rollt eine württembergische Statistik von 1905 auf. Da gab es Kinder, deren Vater ein vielbestrafter Trunkenbold war, deren Mutter wegen Gewerbsunzucht, Diebstahls, Schwindeleien und Arbeitsscheu mehr als zwanzig

Vorstrafen hatte, deren Geschwister bis zu sechs an der Zahl gleichfalls in Zwangserziehung standen. Es fanden sich Fälle, wo der Vater wegen wiederholter Sittlichkeitsvergehen an der eigenen Tochter im Zuchthause saß, während die Mutter ihr Kind bis spät in die Nacht in Wirtshäuser geführt und zur Unzucht angeleitet hatte. Andere waren der Aufsicht einer trunksüchtigen Großmutter anvertraut, die 9 uneheliche Kinder geboren hatte. Trunksucht, Arbeitsscheu, Diebstahl und Gewerbsunzucht spielten in den Personalbogen und Strafregistern der Eltern eine unheimliche Rolle. Und in dieser fürchterlichen Atmosphäre reifte die Tragik des Geschicks der der Fürsorgeerziehung überlieferten Kinder.

In einem Bericht Dr. med. Rizors an den Landeshauptmann von Westfalen wurde festgestellt, daß 1908 unter den in Fürsorgeanstalten befindlichen Kindern über 14 Jahre alt bei

33,3 %	erbliche Belastung	infolge	Trunksucht	des	Vaters,
7,9 %	„	„	„	„	der Mutter,
5,8 %	„	„	„	„	beider Eltern

vorlag.

In Hannover stellte Oberarzt Dr. Mönkemöller unter 589 untersuchten Fürsorgekindern bei 299 (50,8 %) erbliche Belastung infolge Trunksucht fest; 224 waren geistig minderwertig, der angeborene Schwachsinn herrschte bei ihnen vor; 79 der Eltern waren „eigentümliche Charaktere“, 15 hatten durch Selbstmord geendet, 90 krankten an Lungentuberkulose, 95 waren Prostituierte oder Zuhälter, 2 waren frühere Fürsorgezöglinge. Von 106 Zöglingen waren auch die Geschwister in der Fürsorgeerziehung.

Dr. Neisser-Bunzlau ermittelte in Oberschlesien, daß von 36 Fürsorgekindern 33,3 % normal, 36,1 % schwach veranlagt und in der Entwicklung zurückgeblieben, mit psychischen Anomalien behaftet oder nervös waren, 30,1 zeigten erbliche Belastung. In den Fragebogen heißt es von den Kindern: „Gei-

stig schwach entwickelt, der Vater unbekannt, die Mutter gebar außerehelich, ist nach der Geburt verschollen." — „Hatte sehr oft Kopfschmerzen, ist in den ersten Kinderjahren während des Schlafs sehr oft erschrocken, hat nach der Geburt durch acht Monate wenig geschlafen und immer geweint. Mit 2³/₄ Jahren gehen, mit 3 Jahren sprechen gelernt."

In Kaiserswerth wurden unter 163 vom 1. April 1901 bis 1. April 1905 aufgenommenen Zöglingen von Dr. Tippel 3,86% als geistig krank im ausgeprägten Sinne des Wortes, 66,78% als psychopathisch minderwertig ermittelt.

Der Direktor der Erziehungsanstalt in Wien-Grinzing, Dr. Th. Heller, gab auf dem Kongreß für Schwachsinnigen-Erziehung in Graz an, daß sicher 50% der für die Fürsorgeerziehung in Betracht kommenden Jugendlichen geistig nicht normal seien.

In der Tat waren in der Fürsorgeerziehung der Provinz Brandenburg nach dem Bericht des Landesdirektors im Jahre 1911 nur 38,7% (1910: 25,8%) der Zöglinge vollwertig. In ganz Preußen waren 1911 von den Eltern der Fürsorgezöglinge 41,3% bestraft; mehr als ein Drittel der Zöglinge stammte von Eltern mit lasterhaften Neigungen oder solchen ab, die geistig minderwertig waren; 40,6% der Kinder hatten beide Eltern oder einen Teil verloren; rechnet man die Unehelichen zu den Elternlosen, so ergibt dies fast 50%.

Frau Dr. Stelzner in Charlottenburg fand unter 155 weiblichen Fürsorgezöglingen 58 Gesunde (31%), 34 Schwachsinnige (23%), 63 Psychopathen (46%); erblich belastet waren 38% der Normalen, 62% der Schwachsinnigen, 80% der Psychopathen; rückfällig waren 29% der Normalen, 40% der Schwachsinnigen und 57% der Psychopathen.

Dr. Seelig, der Psychiater der Berliner Anstalten, stellte 1918 durch Stichproben fest, daß 40% der Fürsorgezöglinge schwachsinnig, 15% anormal waren.

Dr. Schnitzer fand in Pommern 62,85% psychisch Ab-

norme; 34,5% waren durch Alkoholismus der Eltern belastet, 48,72% bestraft; im ganzen fanden sich 84,6% Kriminelle.

Professor Polmann verfolgte die Lebensläufe von 719 Nachkommen einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts verstorbenen Säuferin Jukes; er fand darunter: 181 Prostituierte, 142 Bettler und Landstreicher, 76 Verbrecher (darunter 7 Mörder), 64 Irrsinnige usw., die in 75 Jahren der Allgemeinheit mehr als 5 Millionen Mark an Unkosten verursacht hatten.

Die Erziehungsgrundsätze in den Anstalten, die zur „Besserung" der Fürsorgezöglinge bestimmt sind, und nicht weniger in den „geeigneten" Familien, sind diktiert von der Auffassung, die die wohlanständige bürgerliche Gesellschaft von der Verwahrlosung der Jugend und den ihr zugrunde liegenden Ursachen hat. Es ist die oberflächlichste und beschränkteste Auffassung, die sich denken läßt. Die satte Moral des Besitzes will nichts wissen von einer sozialen Pflichtvergessenheit, einer Schuld der Gesellschaft gegenüber dem Individuum. Sie pocht auf ihre bequeme Theorie vom freien Willen, die es ihr leicht macht, die Bürde der Verantwortung, die das Gewissen der Gesellschaft zu belasten hätte, dem Konto der Armen zuzuschieben. Man läßt den Armen schuldig werden, dann überläßt man ihn der Pein.

So trägt die Fürsorgeerziehung trotz aller schönen Worte und trotz allem guten Willen unverkennbar den Charakter der Strafe, der harten Sühne für einen begangenen Rechtsbruch. Der Zögling ist Sträfling. Was Erziehung sein sollte, ist Zwang, Vergeltung und Peinigung. Die Hebung des Zöglings auf einen höheren sittlichen Standpunkt, das Bemühen, ihn der Gesellschaft geläutert und um sittliche Werte bereichert zurückzugeben, tritt bedenklich zurück vor den Merkmalen der Strafe, die das ganze System zur Schau trägt. Die schöne Aufgabe, den Zwang unnötig und überflüssig zu machen, ihn zu überwinden, eine Arbeits- und Schaffensfreudigkeit zu erzielen und den Zwang in Freiwilligkeit umzuwandeln, bleibt ganz unberück-

sichtigt. Im Gegenteil, der Zwang wird systematisch bis ins kleinste und einzelnste durchgeführt, zur Quälerei gesteigert, bis ins Unmenschliche übertrieben, und barbarische Zuchtmittel, oft ohne Maß, Schonung und Verständnis angewandt, dienen dazu, die wehrlosen Opfer dieses Systems im Innersten zu empören und aufzureizen, alle niederen Instinkte zu entfesseln und auch den letzten Rest des Guten in ihnen zum Verlöschen zu bringen.

Man nehme das Buch „Deutsche Fürsorge-Erziehungsanstalten in Wort und Bild" zur Hand; sein Herausgeber ist der bekannte Fürsorge-Erziehungs-Direktor Pastor Dr. Seiffert-Strausberg, der Vorsitzende des Allg. Fürsorge-Erziehungs-Tages und Chef des Pressedienstes, der 1912 eingerichtet wurde, um der Fürsorgeerziehung in den Augen der Öffentlichkeit größeres Ansehen und wohlwollendere Beurteilung zu verschaffen. „In Wort und Bild" wird die Fürsorgeerziehung gerechtfertigt, gelobt, gepriesen, gefeiert, verherrlicht. „In Wort und Bild" werden Leistungen aufgezählt und Taten gerühmt, Verdienste gewürdigt und Unsterblichkeiten verliehen. „In Wort und Bild" ist alles vortrefflich, tadellos, mustergültig, harmonisch, ideal. Die Verfasser der Artikel und Berichte schreiben mit Rosenwasser und schwingen die Weihrauchkessel der Selbstverherrlichung; die Bilder zeigen alle Anstalten von der Sonnenseite, die Kinder im Sonntagsstaat, beim Spiel oder in Arbeitsposen, denen man die erzwungene und gekünstelte Theatralik ohne weiteres ansieht. Auf Schritt und Tritt Verstellung, Unwahrhaftigkeit, Heuchelei. Eine üble, atembeklemmende Luft: Religion, Religion! Ohne Religion keine Erziehung! Alle Erziehung muß sittlich-religiös sein, plärrt es in den Aufsätzen; zur Pflichterfüllung gegen Gott und Vaterland zu führen, lauten die pädagogischen Gebote. Wie überhaupt die Pflege der patriotischen Gesinnung mit der Religionslehre wetteifert. In Dutzenden von Variationen kehrt immer die Behauptung wieder, daß die Religion die Grundlage

der Erziehungsarbeit sein müsse. Natürlich Religion im Sinne äußerer Betätigung: Morgen-, Mittag- und Abendsegen, häufiger Kirchenbesuch, viel Religionsunterricht. Neben dem Religionsunterricht steht die straffe Zucht. Kommandoton im Verkehr mit den Zöglingen. Arrest und Leibesstrafen (Kostschmälerung und körperliche Züchtigung) dürfen nicht fehlen. Die Zöglinge gefügig zu machen, den Trotz und den Willen zu brechen, gilt als großer Erfolg. Das mag bequem sein, aber Erziehung ist es nicht und bei dieser Methode wird in dem Zögling das Beste erstickt. Wird die straffe Zucht und Härte zur Drangsalierung und Grausamkeit, dann treiben sie den Zögling zur Verzweiflung, und er wird, wenn die Flucht mißlingt, zum Verbrecher, um das Gefängnis für die Erziehungsanstalt einzutauschen. Dürftig ist an vielen Stellen die Ernährung und schwer die Arbeitsbürde. Einfache Kost empfiehlt der eine, von mäßiger Kost spricht der andere, und ein dritter bringt einen Wochenspeisezettel, in dem Fleischnahrung eine Seltenheit ist. Die Arbeit ist hart und währt lang. Früh um 5 Uhr beginnt das Tagewerk und endet am späten Abend. Schwere Arbeit in der Landwirtschaft und im Handwerk ist zu leisten. Und das wird von jungen Leuten verlangt, von denen viele schwächlich und kränklich sind und die sich alle samt und sonders noch in den Entwicklungsjahren befinden. Vom Arbeiterschutz scheint in diese Stätten deutscher Erziehung noch keine Kunde gedrungen zu sein. Bedürfnislose Arbeitssklaven für die Agrarier aufzuziehen, das gilt in vielen Anstalten als das erstrebenswerteste Ziel. Wünscht doch die preußische Regierung, daß die Zöglinge möglichst für die Arbeit in der Landwirtschaft herangebildet werden. Nichts könnte so drastisch beweisen wie das Seiffertsche Buch, daß in einer Klassengesellschaft und im Rahmen kapitalistischer Ordnung die Fürsorgeerziehung niemals eine wirkliche Erziehung junger gefallener und irrender Menschen zur Menschlichkeit ist und sein kann, sondern eine Schutzmaßnahme der bürgerlichen Gesellschaft gegen ihre

eigenen Verfallsprodukte, gegen die „Ungeheuer“, die sie selbst ausbrütete und deren Frevel gegen die Welt des Besitzes und ihre heiligsten Güter mehr gefürchtet werden als alle Sünden wider die ungeschriebenen Gebote echter Menschlichkeit.

Besonders in der Behandlung von Mädchen, die als sittlich Gefährdete oder Prostituierte in Fürsorgeerziehung kommen, feiert die Lieblosigkeit — vereint mit muckerisch-prüdem Pharisäismus — wahre Orgien. Man hält sie zwei bis sechs Jahre wie Gefangene fest, als ob sie mindestens einen Totschlag begangen hätten, und spickt die sonnenlose Öde ihres verfehlten Daseins täglich mit tausend ausgesuchten Bosheiten. Der Berliner Arzt Dr. Hammer, ein guter Kenner dieses dunklen Gebietes, berichtet, daß er von der Erzielung eines selbständigen Handelns, von Heranbildung frei denkender und zielbewußt dem Edlen zustrebender Charaktere in den Fürsorgeanstalten nichts bemerken konnte. Vom Morgen bis zum Abend wird die Zeit des Zöglings genau nach Vorschrift benutzt. Nicht nur die Arbeitszeit ist streng geregelt, auch die Zeit und Art der Erholung. Meist wird sogar der Briefwechsel streng kontrolliert. Es ist den Mädchen jahraus jahrein unmöglich, aus den Räumen der Anstalt sich zu entfernen. Sie werden nicht mit dem Leben der Weltstadt bekanntgemacht, sie genießen nicht die Wohltaten der Schüler, denen Sehenswürdigkeiten gezeigt, mit denen Ausflüge veranstaltet werden. Oft werden die Mädchen bestraft, wenn sie sich bei der Hausarbeit umsehen oder wenn sie mit Nachbarinnen sprechen. Stundenlang sollen sie am Tage stumm einer eintönigen Handarbeit sich widmen, nur sehr kurze Zeiträume dürfen sie sich unterhalten. Eltern und Verwandte werden nur selten, zuweilen nur alle paar Wochen, zum Besuche zugelassen. Während in jedem Haushalt und draußen im Leben eine Haupteinwirkung durch den Umgang der Geschlechter untereinander erreicht wird, fehlt in Fürsorgeanstalten den Mädchen jeder Männerverkehr, ob geschlechtlich oder nicht. Selbst die Aufgaben des Arztes, die Handlungen des Geist-

lichen werden vielfach dem weiblichen Geschlecht übertragen. Als Frucht dieser Erziehung tritt infolgedessen die erworbene Homosexualität erschreckend häufig auf. Sind doch die Frauengefängnisse und Fürsorgeanstalten die Brutstätten der erworbenen gleichgeschlechtlichen Liebe. Als Erziehungsmittel bedient man sich der Ordnung, der Arbeit, des Zwanges und meist der Religion. Außer Körperstrafen gibt es Einzelhaft, Nahrungseinschränkung und Entziehung des Besuchs als Strafmittel. Die Arrestlokale sind zuweilen wegen ihrer Kälte, stets wegen ihrer Einsamkeit gefürchtet. Die furchtbarste Strafe ist die Verlängerung der Erziehungshaft über zwei Jahre hinaus. Eine derartige Maßnahme ist wohl häufig der Grund zum Entweichen aus der Anstalt. Im Verlauf der Jahre 1901 bis 1909 sind durchschnittlich 5% der Mädchen entwichen, die nur zum Teil wieder eingeliefert werden konnten. Einen besonderen Grund hierfür bildet auch das Bedürfnis, den Geschlechtstrieb, der übermächtig angeschwollen ist, zu befriedigen. Fast alle Fürsorgezöglinge ergeben sich wenige Stunden nach dem Entweichen aus der Anstalt der zügellosesten Befriedigung des Liebestriebes und stürzen sich in den Sumpf der großstädtischen Ausschweifung. „Obgleich ich Dutzende von Fürsorgemädchen kennen lernte, konnte ich kein einziges ermitteln, das durch diese Art Anstaltserziehung einen gefestigten Charakter gewonnen hätte. Auch konnte ich kein Mädchen finden, das die Anstaltserziehung als eine Wohltat angesehen hätte. Auch sah ich nicht, daß die Mädchen außer Haus- und Handarbeiten ein sie nährendes Handwerk erlernt hätten." Im besonderen Maße sind die Erziehungserfolge bei Prostituierten problematisch. „In den wenigen Fällen," so heißt es im Bericht der Landesbehörde von Westpreußen von 1905, „in denen der Versuch gemacht wurde, die Prostituierten in Dienst zu geben, schlug er fehl. Bei ihnen handelt es sich in Wahrheit nur um eine Bewahrung vor weiterem Fall bis zum 21. Lebensjahr und um die Vornahme eines körperlichen Reinigungsprozesses." Ebenso urteilt

Prof. Dr. Blaschko, ein hervorragender Sachkenner auf diesem Gebiet, indem er erklärt: „Die zumeist unter konfessioneller Flagge segelnden Rettungshäuser erfüllen ihren Zweck in der Regel nicht oder nur in einem bescheidenen Umfange, da die dort übliche allzu starke Betonung des religiösen Moments nur bei einer verschwindenden Minderzahl der Prostituierten geeigneten Boden findet, die Mehrzahl aber abstößt. Auch ist die Zwangsarbeit nicht geeignet, die gerade für die Prostituierten außerordentlich notwendige Erziehung zur Selbständigkeit zu fördern."

Die Behandlung der jungen Burschen ist um nichts anders. Sie krankt an denselben Fehlern und weist infolgedessen dieselben Mißerfolge auf. „Die Hoffnungen auf das Gesetz," sagt Geheimrat Plaschke, „sind arg enttäuscht. In einem Jahre und in einem Bezirke in Schlesien wurden 5 Fürsorgezöglinge wegen Mordes verurteilt. Die Burschen begingen die größten Verbrechen, nur um aus den Anstalten herauszukommen. Selbst unter den Erziehern herrscht die Meinung, daß die Zöglinge es in den Anstalten schlimmer haben als in den Gefängnissen." Zwar erhalten sie eine Art Fortbildungsschulunterricht, aber die Hauptsache ist doch die Leistung schwerer körperlicher Arbeit bei harter Behandlung und minimalster Freiheit. Der Wille soll gebrochen, das „sündige Fleisch" abgetötet werden. Und die Agrarier brauchen billige Arbeitskräfte. In den Ausführungsbestimmungen des Gesetzes heißt es: Bei der Erziehung ist das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß die Zöglinge der Verwahrlosung entnommen, zu religiös-sittlichen Menschen erzogen und zu brauchbaren Arbeitern, vorzugsweise für die Landwirtschaft, ausgebildet werden. Also eine Liebesgabe an die Junker, dargebracht in Gestalt billiger menschlicher Arbeitskräfte! Selbst der Direktor des Hamburger Waisenhauses machte auf dem Fürsorgetage in Breslau den Leitern der Besserungsanstalten den Vorwurf, daß sie mehr dafür sorgten, die selbstverschuldete Leutenot der Agrarier zu

mildern, als ihre Schutzbefohlenen für den späteren Kampf ums Dasein tüchtig zu machen. Denn darauf, daß die Zöglinge eine Tätigkeit ausüben lernen, die sie später, wenn sie wieder freie Menschen geworden sind, in den Stand setzt, sich wirtschaftlich zu erhalten, nimmt kein Mensch Rücksicht. In der Wohlauer Erziehungsanstalt waren, um nur ein Beispiel hier anzuführen, 1906 von 210 Zöglingen 48 in der Gärtnerei, 12 in der Küche, 10 in der Waschküche, 27 in der Stall- und Landwirtschaft, 55 im Wiesen- und Wegebau und 12 als Burschen oder Boten beschäftigt; nur 42 wurden in einem Handwerk ausgebildet. Nun stammt aber der überwiegende Teil der Zöglinge aus den Großstädten und Industriezentren, wo das Kapital dafür sorgt, daß die Arbeiterfamilie meist nicht in der Lage ist, ihre Kinder zu erziehen. Diese Kinder werden geradezu gewaltsam der Landwirtschaft mit ihren traurigen Löhnen und erbärmlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen zugeführt. Arbeitstiere für das Agrariertum sollen sie werden. Die Erfahrung lehrt, daß sie nur kurze Zeit nach der erlangten Freiheit auf dem Lande aushalten. Sie kehren zur Stadt zurück, vermehren die Zahl der ungelernten Arbeiter, erhöhen das Angebot und drücken damit die Löhne, bis sie schließlich in das Heer der unglücklichen Gelegenheitsarbeiter oder völlig in den Sumpf des Lumpenproletariats versinken. Das ist das Resultat der Fürsorgeerziehung — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Es gibt nun freilich auch Fälle, in denen die Verwahrlosung physiologisch bedingt ist, indem ihr körperliche Anomalien, Krankheitserscheinungen usw. zugrunde liegen. Man denke nur an den epileptischen Wandertrieb, Dementia praecox, Kleptomanie usw. Solche Verwahrloste und Gefährdete gehören in die Hände von Ärzten, nicht aber in Besserungsanstalten. An ihnen kann die vielleicht gut gemeinte, aber verkehrte und unzweckmäßige Arbeit von Laien zu großem Unheil führen.

Das proletarische Kind steht den Unzulänglichkeiten und Zweckwidrigkeiten des heutigen Fürsorgesystems gegenüber völ-

lig schutzlos da. Es muß seine Jugend und Freiheit, sein Recht auf Glück und seine Zukunft zum Opfer bringen, damit die wahrhaft Schuldigen ihr mahnendes Gewissen beschwichtigen. Ja mehr noch, es muß stillhalten, wenn die Organe der öffentlichen Fürsorge an ihm die schändlichsten Verbrechen begehen. Man durchblättere die zwanzigjährige Geschichte des preußischen Fürsorgegesetzes, und mit Entsetzen und Grausen wird man eine Summe von Schamlosigkeiten und Barbareien, Ruchlosigkeiten und Abscheulichkeiten aufsteigen sehen, die das Herz erbeben und den Atem stocken lassen.

Obenan die himmelschreienden Vorgänge in der Blohmeschen Wildnis und der Hölle von Mieltschin.

In der Provinzial-Fürsorgeerziehungsanstalt bei Glückstadt, die Blohmesche Wildnis genannt, waltete der Hausvater Colander mit seiner Frau wie ein Henker seines Amtes. Schlechtes, verdorbenes Essen und die unmenschlichsten Prügel waren an der Tagesordnung. Die Mädchen mußten Hemden, Hosen und Strümpfe tragen, die aus rohen Zuckersäcken — noch mit dem Stempel der Fabrik versehen — gefertigt waren. Gewechselt wurde die Wäsche, wenn sie in Fetzen vom Leibe gefallen war, oft erst nach acht bis neun Wochen. Der ganze Körper war meist furchtbar zerscheuert. Geschlagen wurden die Kinder bis zur Besinnungslosigkeit. Manche wurden dann noch an die Kette gelegt, die tief ins Fleisch einschnitt. In der Arrestzelle war es kalt und feucht, tagelang gab es keine Nahrung, bestenfalls Wasser und Brot; die Fesselung erfolgte so, daß der Gepeinigte, ohne weder stehen noch liegen zu können, wie ein hilfloser Krüppel an der Erde lag. Bei den Züchtigungen mußten sich die Mädchen nackt ausziehen, über die Bettstelle oder einen Schemel legen, dann wurde vom Hausvater, seiner Frau oder einem Mädchen, oft abwechselnd und mit aller Wucht mit einem langen Rohrstock oder dem dicken Ende einer Peitsche geschlagen. Ein Mädchen wurde im Winter von früh 6 bis abends 6 Uhr auf den Hof gestellt, nur mit dem Hemd

bekleidet, und mußte — weil es ins Bett uriniert hatte —, in jeder Hand ein schweres Bettpolster halten, auf dem Kopfe ein nasses Bettlaken. Ein Mädchen wurde an den Haaren zur Erde gezogen und solange geschlagen, bis es dort vorhandenen Menschenkot mit dem Munde aufnahm. Ein drittes mußte aus dem gebrauchten, ungesäuberten Nachtgeschirr Kaffee trinken. Einem vierten wurde der Zopf mit einem Draht an der Stuhllehne angebunden und mit einem Feldstein beschwert, zwischen Brust und Kinn wurde ein Holzkeil gezwängt. Einer fünften wurde das Nachtgeschirr über den Kopf gestülpt, so daß der Inhalt über Gesicht, Hals und Körper lief; ohne den Unrat abwischen zu dürfen, mußte das Kind im Hof stehen, wo infolge der Kälte Topf und Inhalt am Kopfe anfroren. Mehrere der Gepeinigten, die gesund in die Anstalt gekommen waren, verstarben nach kurzer Zeit infolge Darm- und Lungentuberkulose, doch weder der Kreisarzt, noch die Aufsichtsbehörde nahmen davon Notiz. Als schließlich die grauenhaften Vorgänge das Gericht beschäftigten, kam das Scheusal Colander mit acht Monaten Gefängnis davon, die er in dem von seinem Vater geleiteten Strafgefängnis Glückstadt verbüßen durfte.

Ein ihm gleichwertiger Fürsorgepfleger mit Henkergrundsätzen und Hunnengesinnung war der Pastor Breithaupt in Mieltschin. Die Anstalt, die dem Evangelischen Verein für Waisenpflege gehörte und der Germanisierungspolitik in der Ostmark dienen sollte, hat nur wenige Monate bestanden. Aber was in dieser kurzen Zeit dort an körperlichen und geistigen Qualitäten zerstört, an moralischen Werten zugrunde gerichtet worden ist, ist unübersehbar. Der zur Leitung eingesetzte Pastor besaß nicht die elementarsten pädagogischen Kenntnisse und Fähigkeiten; er hatte ein paar Jahre als Hilfsprediger gearbeitet und hielt sich zum Jugenderzieher auf so schwierigem und verantwortungsvollem Posten hinlänglich qualifiziert. Seine Gehilfen waren Handwerker oder Kaufleute, die in ihrem Berufe gescheitert, mit den Strafgesetzen in Konflikt

Digitized by Google

gekommen oder auch dem Alkoholteufel verfallen und dann bei Bodelschwingh gerettet worden waren. Und diesen Elementen vertraute der Dezernent des Berliner Magistrats 100 Kinder zur Fürsorgeerziehung an! Die armen Wesen wurden schlechter behandelt wie wilde Tiere. Ihr Aufenthalt in Mieltschin war eine Hölle. Wegen geringster Kleinigkeiten wurden furchtbare Mißhandlungen verhängt. Ein Junge aß während der Arbeit: 75 Stockhiebe. Beim 74. verzählte er sich, da begann die gräßliche Prozedur von neuem, bis er nach dem 149. Hiebe wie tot davongetragen wurde. Einem Zögling ging vor Angst der Kot ab: 50 Hiebe. Ein anderer mußte im Arrestlokal urinieren: 50 Hiebe. Ein dritter sprach bei der Arbeit: 50 Hiebe. Ein vierter setzte sich beim Kartoffelschälen: 50 Hiebe. Ein fünfter nahm sich eine Stulle, weil er argen Hunger hatte: 50 Hiebe. Ein sechster aß eine der Zwiebeln, die er pflanzen sollte: 50 Hiebe. Zwei Zöglinge, die auf einem auswärtigen Gehöft arbeiteten, fanden zwei Eier, die sie verzehrten: jeder 100 Peitschenhiebe. Ein geistig minderwertiger Zögling entwendete einen Brotbeutel und versteckte die Brote: 50 Hiebe. Geprügelt wurde mit einer starken Reitpeitsche, dem Krückstocke, einem Gummiknüppel. Meist in Gegenwart der übrigen Kinder, die mitzählen mußten. Und oft von Hochwürden selbst, bis ihn der Ekel vor dieser Henkerarbeit erfaßte. Der Exekution schaute auch wiederholt mit Behagen die Anstaltsschwester zu. Ein Arzt war nie zugegen. Einmal lud der Pastor den Wirtschaftsinspektor ein, da es „einen besonderen Spaß" gebe. Ein Knabe erhielt erst Faustschläge gegen den Kopf, dann wurde er an einen Baum gebunden, den Rücken gegen den Stamm. Hierauf hagelte es Hiebe auf Kopf, Brust und Leib. Dann wurde das gemarterte Opfer umgedreht und die Rückseite mit Schlägen bearbeitet, bis es ohnmächtig wurde. Da goß man ihm Wasser über den Kopf und die Folter ging von neuem los. Den Schluß machten 50 Hiebe über dem Schemel. Insgesamt hatte der zerfleischte Körper des unglücklichen Kindes 200 Hiebe er-

tragen. Und die gefühlvolle Schwester Olga schaute lächelnd zu. Waren die Exekutionen vorüber, dann flogen die Gemarterten tagelang bei Wasser und Brot in dunkle Keller, wo sie ohne Matratze und Decke auf den Fliesen liegen mußten, mit Hand- und Fußschellen gefesselt und ohne Nahrung zu erhalten. Ärzte, die einige der mißhandelten Zöglinge nach deren Flucht aus der Anstalt untersuchten, fanden nach Wochen noch eiternde Wunden, blutunterlaufene Flecke, dicke Beulen und tiefe, große Narben. In dem Prozeß, der die Schandtaten Breithaupts vor aller Welt bloßlegte, nahm der Staatsanwalt 57 Fälle schwerer Körperverletzung, Freiheitsberaubung und Anstiftung an; doch erachtete er eine strafbare Handlung nur dann als vorliegend, wenn mehr als 50 Hiebe verabfolgt worden waren. Sonst wäre die Zahl der Fälle in die Tausende gegangen. Der Unmensch fand milde Richter, er kam mit 9 Monaten Gefängnis davon.

Ob die Greuel der Blohmeschen Wildnis und der Hölle von Mieltschin verallgemeinert werden dürfen? Die Offiziellen und Offiziösen wehren und verwahren sich dagegen. Und doch sprechen viele Zeichen dafür, daß auch anderwärts das Los der Fürsorgekinder nicht viel besser ist.

So hatte sich in Dresden die Oberin des Kinderheims vom Vincentius-Verein, das Verwahrlosten und Waisenkindern das Elternhaus ersetzen soll, wegen zahlreicher, teilweise sehr roher Überschreitungen des Züchtigungsrechts zu verantworten. Sie wurde wegen gefährlicher Körperverletzung zu 100 M. Geldstrafe verurteilt und mußte ihr Amt niederlegen.

Ebenfalls in Dresden hatte der Verein für Kinderfreunde zu seiner Belehrung und Orientierung einen Rundgang durch verschiedene staatliche, städtische und private Besserungsanstalten unternommen und dabei auch Zutritt zu der von der Stadt Dresden geleiteten Anstalt „Marienhof“ erhalten. Der Eindruck war derart ungünstig, daß der Verein sich in einer Eingabe an den Oberbürgermeister wandte. Der Direktor hatte er-

klärt, daß er die Anstalt als Strafanstalt betrachte, in der „jugendliche Subjekte bestraft, mit Konsequenz zur Arbeit angehalten und durch Abschreckung auf andere Bahnen geführt werden sollten". Jedes Recht auf Erbarmen wurde nicht nur den in Einzelhaft befindlichen Zöglingen, sondern auch 7- bis 14jährigen Kindern, die erzogen werden sollten, rundweg abgesprochen; jede Freude, selbst die geringste Zerstreuung, war ihnen versagt. Der Direktor zeigte den Besuchern die kleinen, offenstehenden Schränkchen der Knaben und tadelte den Aufseher, weil er kleine, aufgelesene Holzstückchen, womit die Knaben spielten, darin duldete, wobei er ausdrücklich hervorhob, daß der Aufenthalt in der Anstalt durchaus nichts Erfreuliches haben dürfe. Von empörender Härte zeugten dabei die Strafen: 30 Stockhiebe vor versammelter Klasse für Knaben und Mädchen. Natürlich waren die Erfolge der Anstalt gleich Null. Der famose Herr Direktor wurde später, nachdem er noch jahrelang unter den Augen des Rates die armen Kinder gequält, seines Amtes enthoben und wegen Sittlichkeitsverbrechen, begangen an den ihm anvertrauten Zöglingen, zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt.

In Greifswald standen acht Insassinnen des dortigen Mädchenheims wegen Meuterei und Sachbeschädigung vor Gericht. Dabei kam heraus, daß der Leiter der Anstalt — ein Pastor Jahn — im Einverständnis mit dem Landeshauptmann und dem Kuratorium Mädchen von 16 bis 21 Jahren überlegte und verprügelte. Außerdem war es üblich, die Mädchen mit Ohrfeigen, Zellenarrest bei Wasser und Brot, wochenlangem Entziehen des Waschwassers und Abschneiden der Haare zu bestrafen.

Aus einer unter städtischer Verwaltung stehenden Erziehungsanstalt in Barmen wurde bekannt, daß die Kinder mit Peitschenhieben und Kostabzug bestraft wurden. Ein langjähriger Angestellter erhielt wegen Sittlichkeitsverbrechen an Anstaltszöglingen 1 Jahr Gefängnis, ein anderer wegen Dieb-

stahls vorbestrafter Erziehungsgehilfe 3 Monate Gefängnis, weil er einem Zögling das Sparkassenbuch gestohlen hatte.

Schlimme Mißhandlungen drangen aus der Handwerkerbildungsanstalt Mauel bei Gemünd (Reg.-Bez. Aachen), wo etwa 150 Fürsorgekinder untergebracht waren, in die Öffentlichkeit. Eine beliebte Strafe war der „Jungfernkranz"; dabei wurden die Kinder mit Stricken am Tisch befestigt, durch einen Mundknebel am Schreien verhindert und dann mit 100 und mehr Hieben bedeckt. In der Gerichtsverhandlung gegen die Leiterin dieser Anstalt, Frau Warlies, und sieben ihrer Angestellten bekundete ein früherer Zögling, daß er versucht habe, aus der Anstalt zu entweichen. Darauf habe er auf Anordnung der Frau Direktor den „Jungfernkranz" bekommen, und zwar solange, bis er ohnmächtig wurde. Er habe die Spuren der Schläge monatelang gefühlt. Bei der Prügelei habe ein Aufseher dabeigestanden und seine Kollegen, die den Jungen schlugen, angefeuert, recht tüchtig zuzuhauen. Ein anderer Zögling, der ebenfalls einen Fluchtversuch gemacht hatte, wurde zunächst in Arrest gelegt und bekam dann den „Jungfernkranz"; er hat bei dieser Prozedur 147 Schläge erhalten, so daß sein Körper blutige Striemen aufwies. Zwei noch in der Anstalt befindliche Zöglinge hatten 80 und 100 Schläge erhalten. Ein anderer Zeuge erzählte, er habe einmal ohne jede Veranlassung zu einem Aufseher gehen und diesen bitten müssen, er möge ihm „das Betreffende" geben. Darauf sei er von dem Aufseher mit dem „Jungfernkranz" bedacht worden. Sogar in der Gesangstunde sei geschlagen worden. Der aus der Anstalt hervorgegangene Angeklagte Aufseher Stöcker erklärt auf Vorhalt, daß er nur im Auftrage des Direktors oder dessen Frau geprügelt habe. Dieselbe Aussage macht ein anderer Aufseher; die Frau Direktor habe zwar viel Frömmigkeit zur Schau getragen, sei aber in Wirklichkeit eine ganz hartherzige Frau gewesen. Ein als Zeuge vernommener Anstreicher, der in der Anstalt beschäftigt war, hat durch eine Türspalte beobachtet, wie ein Zögling, dem

man ein Taschentuch in den Mund gesteckt hatte, damit er nicht schrie, den „Jungfernkranz" bekam. Der Zeuge ist über das brutale Schauspiel sehr empört gewesen. Das Gericht hielt 500 M. Geldstrafe für Frau Warlies als ausreichende Sühne; das Scheusal durfte überdies die ihr anvertraute Fürsorgejugend weiterhin prügeln und martern.

Grauenhafte und scheußliche Zustände in der elsässischen Besserungsanstalt Hagenau kamen anläßlich einer Etatsberatung im elsaß-lothringischen Landtage zur Sprache. Die Erziehung der Knaben dieser Anstalt geschah ganz im Rahmen des Gefängnis- und Zuchthaussystems. Nicht nur, daß menschenunwürdige Strafzellen ohne Licht und Luft, ohne Pritschen und Matratzen sich dort befanden, so daß Zöglinge in diesen Zellen am Boden liegend aufgefunden wurden, wie sie die durch die Türritzen einströmende Luft auffaugten, es gab dort auch noch bis zu drei Monaten Einzelhaft und Stockprügel. Aus der Statistik der Strafen war zu ersehen, daß z. B. von 273 Zöglingen 138 Bestrafungen erhielten, von denen 134 auf Dunkelarrest lauteten. 117mal erfolgte Prügelstrafe. Trotzdem nach der Statistik seit November 1911 in dieser Knabenerziehungsanstalt nicht mehr geprügelt wird, hatte an demselben Tage, an dem die Landtagsuntersuchungskommission die Anstalt besichtigte, der Direktor höchst eigenhändig einem Jungen 15 Stockhiebe appliziert. Ein Junge, der an Veitstanz krankte und außerdem Schlafwandler war, ebenso ein Mädchen, das Nachtwandlerin war, wurden ebenfalls geprügelt. Von einem Abgeordneten des Landtags wurde mitgeteilt, daß ihm von eingeweihten Kreisen versichert wurde, der Direktor sei geradezu ein Tyrann, und seine Erziehungsmethoden seien es, die die Schuld daran trügen, daß die Jungens noch verstockter und renitenter würden. Ein anderer Abgeordneter erklärte, daß er sich, als die Untersuchungskommission die Anstalt verließ, die größten Gewissensbisse über die rohe Behandlung der Zöglinge gemacht habe. Und von Regierungsseite mußte selbst zugegeben

werden, daß Verfehlungen vorgekommen seien, die der Regierung eine scharfe Kontrolle zur Pflicht machten.

Zum Schluß noch ein Blick auf die oben erwähnte Fürsorgeerziehungs-Musteranstalt des Pastors Seiffert-Strausberg, die trotz des humanitären Brimboriums, mit dem sie von geschäftiger Schönfärberei umgeben wird, allen Fürsorgezöglingen Schrecken einflößt. Gelegentlich eines Strafprozesses wegen Brandstiftung gegen einen entwichenen Zögling kam zur Sprache, daß in dem Burschenheim der Anstalt wegen geringfügiger Vergehen, wie sie in den Flegeljahren vorkommen, 10 bis 15 Hiebe mit einem fingerdicken Rohrstock verabreicht wurden, so daß zuweilen Blut floß. Der Arrest wurde, ebenfalls wegen unbedeutender Verfehlungen, bis zu 14 Tagen ausgedehnt, wobei der Arrestant täglich nur eine Freistunde zum Spaziergang erhielt. Sogar Dunkelarrest wurde bis zur Dauer von 14 Tagen verhängt. Man stelle sich mal vor, was das bedeutet, junge Leute auf 14 Tage in Dunkelarrest zu stecken und sich selber zu überlassen! Für die Arreststrafe gab es noch die besondere Verschärfung, daß an jedem zweiten Tage die Holzpritsche als harte Lagerstätte dienen mußte. Die Nahrung war trockenes Brot und Wasser, unterbrochen an jedem zweiten Tage durch warme Kost. Diese „Kur" wagte man zu probieren an jungen Leuten, deren sich entwickelnder Körper nach reichlicher Nahrung verlangt.

Die Liste ließe sich ins Unendliche verlängern. Überall waltet in diesen Fürsorgeerziehungsanstalten der finstere Geist der Härte und Roheit, der sich in oft bestialischen Martern und greuelvollen Schreckensszenen auslebt. Und das unglückliche Opfer dieses unheilvollen Systems ist immer und immer das proletarische Kind.

Natürlich sucht es seinen Peinigern bei jeder Gelegenheit zu entfliehen. Die Flucht ist die einzige Form der Abwehr. So ist in allen Anstalten die Zahl der Ausreißer sehr groß. Diese armen Burschen ziehen dann vagabundierend, bettelnd,

Digitized by Google

stehlend durchs Land, immer gesucht und gehetzt, treffen sich in großen Städten und führen dort längere oder kürzere Zeit ein unterirdisches Dasein. So berichtete das „Berl. Tagbl.", daß im Norden Berlins in einer verrufenen Gastwirtschaft von der Polizei ein ganzer Schwarm „gefährlicher Elemente" ausgehoben worden sei. „Beim trüben Schein einer winzigen Gasflamme," meldete das Blatt, „saßen etwa fünfundzwanzig Burschen, keiner über 16 Jahre alt, bei Bier und Kartenspiel, unter ihnen ein gesuchter Fassadenkletterer und Wohnungseinbrecher, ein Knirps von 15 Jahren... Das Hauptkontingent der Sistierten bildeten entlaufene Fürsorgezöglinge, die alle Taschen voll von Einbruchswerkzeugen, Diebesgut und gezinkter Karten hatten. Ein noch im Dienst stehender Postassistent soll diese jungen Burschen zu schweren Einbrüchen veranlaßt und ihnen dann das gestohlene Gut abgenommen haben." Jedes Wort dieses Berichts wirkt wie ein Peitschenhieb ins Gesicht unserer gepriesenen Kultur. Kann es etwas Erschütternderes geben als das Schicksal dieser 25 Proletarierkinder, die, an Leib und Seele vergiftet, wieder den Kerkermauern ihrer Anstalten zugeführt werden, anstatt, daß Wärme, Licht und Liebe sie der Menschheit wiederzugeben versuchte.

Neben Prügelqual und Muckerei herrscht in den Anstalten die rücksichtsloseste und krasseste Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die eigentliche Aufgabe des Fürsorgeerziehungsgesetzes darin besteht, den Agrariern unter dem Deckmantel sozialer Wohlfahrtspflege billige und willige Arbeitskräfte zuzuführen. Zahlreiche Fälle aus dem Osten, wo man Kinder um harmloser Jugendstreiche willen in Fürsorgeerziehung steckt, sie dort ohne ersichtlichen Grund jahrelang festhält und in der Fron der Landwirtschaft ohne Entlohnung in grausamster Weise ausbeutet, bis sie das 21. Lebensjahr erreicht haben, bestätigen ganz offenkundig diese kulturwidrige Tendenz.

Aber auch das Industriekapital hungert nach Kinderfleisch.

Seitdem das Kinderschutzgesetz die früher maßlos geübte Ausbeutung der Unmündigen etwas erschwert, spannt man die Fürsorgezöglinge in den Dienst der Profitmacherei. Nach Angaben Agahds gab es 1904 in Deutschland ca. 800 nichtstaatliche Erziehungsanstalten, wovon 683 neben andern Zöglingen auch Fürsorgekinder aufnahmen. Der Aufwand der Anstalten erforderte jährlich 11—12 Millionen Mark, die in der Hauptsache auf privatem Wege, aus Stiftungen, durch Sammlungen aufgebracht wurden. Der Ertrag reichte aber nicht aus, um die Erziehungsanstalten in den Stand zu setzen, ihren Aufgaben wirklich gerecht zu werden. Daher sind in zahlreichen Anstalten die Einrichtungen äußerst primitiv, die Kost ist dürftig, die Leitung mangelhaft, weil nebenamtlich, die Erziehungsgrundsätze sind veraltet, das schlecht besoldete, auf dem Wege des Inserats gewonnene Personal ist gar nicht oder nur mangelhaft vorgebildet. Der Leiter einer großen Erziehungsanstalt hat über das Gros dieser Anstalten das vernichtende Urteil gefällt: „Für den Strafzweck fehlt diesen Anstalten recht viel, für den unter dem Fürsorgegesetz aber immer maßgebenden Erziehungszweck fehlt ihnen nicht viel weniger als alles.“ Die größte Zahl der Anstalten ist infolge des Mangels an Mitteln direkt auf Kinderarbeit angewiesen, nicht allein, daß die Kinder, um Personal zu sparen, alle für die Anstalt erforderlichen Arbeiten verrichten müssen, nein, damit die Anstalt ihre Existenz überhaupt fristen kann, greift man zur Ausbeutung der kindlichen Arbeitskräfte, die natürlich, soll sie ergiebig sein, rein kapitalistisch betrieben werden muß. „Kein Geld in der Anstalt — Folge: Geld verdienen! Geld verdienen! — Folge: gewerblich arbeiten. Gewerblich arbeiten — Folge: Teilarbeit, mechanische Arbeit, Akkordarbeit, lohnende Arbeit oder Arbeit um jeden Preis. Wechsel in der Beschäftigung muß fehlen, da nur der Eingearbeitete viel schafft. Arbeitserziehung und gewerbliche Kinderarbeit sind diametrale Begriffe.“

In einer Anstalt mußten, wie Agahd berichtet, die Knaben Federn zupfen und die Mädchen Decken knüpfen; „im Winter sind das die gewöhnlichen Arbeiten.“ In einer zweiten hatte man „für die kleinsten Jungen“ das Bemalen von Bleisoldaten für eine Fabrik eingeführt. „Jeder Junge hat sein Töpfchen mit Farbe und einen Pinsel. Der eine gibt dem Pferd seine Farbe, ein zweiter legt ihm einen Sattel auf, ein dritter zieht dem Reiter Uniform an usw.“ Die Buchbinder lieferten Schreibhefte, banden Bücher ein, hefteten Broschüren und lieferten allerlei Papparbeiten. Der Eintritt in die Schuhmacherabteilung war freiwillig. Es wurde nicht bloß altes Schuhwerk ausgebessert, sondern auch neues gefertigt. Dabei versorgte man nicht bloß die eigene Anstalt, sondern auch andere staatliche Institute. Auch von der Schneiderabteilung wurden nicht bloß die Bedürfnisse der Anstalt gedeckt, sondern auch andere Anstalten mit Kleidung versorgt. Die Stricker fertigten neue Strümpfe, jedoch nur im Winter. Ebenso wurde das Korbmachen nur im Winter betrieben. Das gleiche galt vom Strohflechten, wo man Strohmützen, Strohdecken und Strohsohlen anfertigt. Wie intensiv in dieser philantropischen Musteranstalt die Kinderausbeutung betrieben wurde, zeigt die Tagesordnung: Sommer und Winter wird um 5 Uhr aufgestanden. Von 5—6 Uhr Ankleiden, Bettmachen, Waschen, erstes Frühstück. 6—7 Uhr Arbeitsstunde zum Lösen der Schulaufgaben. 7 Uhr Morgengebet. Dann gingen die Nachmittagsschüler bis 11¾ Uhr an die Arbeit, die von einer halbstündigen Frühstückspause unterbrochen wurde. Die Vormittagsschüler kehrten nach dem Gebet das ganze Haus, erhielten um ¾8 Uhr ihr zweites Frühstück und wurden dann von 8—12 Uhr unterrichtet. Um 12 Uhr wurde gegessen, dann war Freizeit bis 1 Uhr. Jetzt gingen die Vormittagsschüler an die Arbeit bis 6½ Uhr, zwischendrein war Vesperpause. Die Nachmittagsschüler hatten von 1—4 Uhr Unterricht, vesperten und gingen an die Arbeit. Um 7 Uhr war gemeinsame Abendmahlzeit, dar-

auf im Winter bis 8, im Sommer bis $8^1/_2$ Uhr Freizeit. Dann kam das Abendgebet, und hierauf ging's ins Bett. Über den Erfolg dieser Fürsorgeausbeutungsanstalt ist zu bemerken, daß von 107 Entlassenen einer starb, 4 zurückgenommen werden mußten, 6 in eine Korrektions-, 2 in die Strafanstalt kamen. Von den 94 „gut" Entlassenen waren fünf Jahre später 15 in der Strafanstalt.

Von weiteren Anstalten wird berichtet: „In der schulfreien Zeit werden die Kinder mit Gemüselesen — Bohnen, Linsen, Kaffee — und mit Stuhlflechten beschäftigt..." „Nachmittags ist Arbeitszeit. Außer den Hausarbeiten kommen in Betracht: Saal- und Feldarbeiten. Unter den ersteren spielt das Sortieren von Bohnen, Kaffee usw. eine große Rolle. Auch das Pflügen besorgen Knaben. 22 werden vor den Pflug gespannt..." „Die Arbeit besteht in Landwirtschaft, Gärtnerei, Tischlerei, Schuhmacherei, Schneiderei, Sattlerei, Buchbinderei, Bürstenbinderei, Korbflechten, Küchenarbeit und verschiedenen anderen vorfallenden Arbeiten. Die Jungen sind in bestimmte Gruppen eingeteilt, die einzelne Gruppe wird immer mit derselben Arbeit beschäftigt..." „Die ganze Zeit außer den Sonntagen und einer halben Stunde der Werktage ist mit Schule und Arbeit vom Morgen bis Abend ausgefüllt. Auf diese Weise ist keine Zeit für körperliche Übungen, Spielen und andere Zerstreuungen übrig. Man sieht selten die Knaben spielen, auch hörte ich kein einziges Mal ein frisches, herzliches Lachen."

Es sind Bilder von Strafanstalten, die sich hier dem entsetzten Auge entrollen. Von Fürsorge, Erziehung, Aufrichtung und Heilung keine Spur. Oft nicht einmal der Wille zum Guten, wieviel weniger die Kraft und das Vermögen. Vereinzelt mag es Ausnahmen davon geben. Wer dächte nicht an die Anstalt „Am Urban" in Zehlendorf-Berlin und ihren vortrefflichen Direktor Plaß! Wem fiele nicht der Lindenhof ein, den der wackere Karl Wilker in wenig Jahren in ein wah-

res Kinderparadies verwandelt hatte! Aber mußte nicht Karl Wilker niedrigsten Intrigen und bösartigsten Anfeindungen weichen, weil man sein vom Geiste reinster Menschlichkeit beseeltes Wirken im Rahmen der bureaukratisch-pfäffischen Fürsorgebewegung nicht ertragen konnte? Diese wenigen rühmlichen Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Und diese Regel gilt noch heute.

So berichtet ein junger Erzieher aus einem thüringischen Fürsorgeheim, das unter Aufsicht eines Ober-Hofpredigers steht und dessen Zustände bereits den Landtag beschäftigten: „Abschaum der Menschheit seid ihr!" so begrüßte in einer Morgenandacht der Hausvater die Jungen. Und es waren doch alles Jungen, die den Stempel schwerer körperlicher und seelischer Leiden sichtbar trugen, verwahrloste, verprügelte, geistig zurückgebliebene Geschöpfe, alles arme, bedauernswerte Proletarierkinder. Sie kommen und gehen, werden eingeliefert, massenweise in Wohn- und Schlafräumen untergebracht, massenweise abgefüttert wie in der Kaserne. Kein freundliches Wort, kein Hauch von Güte, nichts, was anheimeln, was Wohlgefühl und Vertrauen erwecken könnte! Schlafräume, die kaum Luft und Licht für 10 Betten geben, werden angefüllt mit 20, 25, 30. Als ich in die Anstalt kam, schliefen die Jungen von 14 bis 21 Jahren im Alter gemischt zu zweit in einem Bett, das kaum Raum für einen gab. Welches Verbrechen an diesen jungen Menschen lud die Anstaltsleitung damit auf sich! Als ich nachts durch die Schlafräume ging, fand ich 6—8 in geschlechtlichem Verkehr, und viele, die Selbstbefleckung trieben. Mein Versuch, durch sexuelle Aufklärung bessernd auf sie einzuwirken, stieß auf heftigen Widerstand. Auch sonst war alles mangelhaft: nicht genügend Decken, 35—40 Waschschüsseln für 125 Jungen, Bettwäsche, die 3—4 Monate benutzt wird, viele Krätze- und Hautausschlagkranke ohne entsprechende Pflege und Behandlung, keine Zahnbürsten, keine Gläser zum Mundspülen usw. Als ich Zahnbürsten anforderte, wurde die Hälfte ge-

liefert mit dem Bemerken: die Jungen könnten sich ja gegenseitig aushelfen! Taschentücher kannte man auch nicht. Und die Kleidung! Die Soldaten der Strafkompagnie hatten fürstliche Gewänder dagegen. Dabei ein langer, schwerer und völlig freudloser Arbeitstag. Arbeit, Essen, Schlafen — Arbeit, Essen, Schlafen! Morgens um 5 Uhr aufstehen, Betten und Schlafsäle in Ordnung bringen, eine karge Morgensuppe und eine Schnitte Brot, dann ein Choral, ein Vaterunser, und hinein ins Arbeitsjoch. Eine halbe Stunde Frühstück, $1^1/_2$ Stunde Mittag, eine halbe Stunde Vesper. Wie die Werkleute in den Fabriken. Abendessen. Schlafengehen. So Tag für Tag 10 Stunden schwerer Dienst in der Landwirtschaft, im Hause, auf dem Acker. Dabei das Essen mangelhaft und lieblos zubereitet, und eine Behandlung: „faule Kerle", „Lumpengesellschaft", „Abschaum der Menschheit", „unzufriedenes Gesindel" usw. Keine Wanderung, kein Geländespiel, kein Schwimmbad, kein Theater, keine Freude und keine Liebe — dafür Autorität, Gehorsam, straffe Zucht, rohe Worte, harte Prügel. Man sollte den Mut zur Ehrlichkeit haben und der Öffentlichkeit sagen: wir sind keine Erziehungsanstalt, denn wir haben mit Pädagogik, Psychologie, Menschlichkeit nichts zu tun, wir sind ein Zwangs- und Arbeitshaus, ein Gefängnis für Unschuldige, eine Verbrecherschule für Unglückliche.

Die Fürsorgeanstalt, von der diese Schilderung gegeben wurde, liegt in Gotha. Ach nein — sie liegt auch in Sachsen und Hessen, in Baden und Schlesien, sie ist überall zu finden und ist sich immer gleich. Sie ist die Fürsorgeanstalt, die in Deutschland die Regel verkörpert. Und diese Regel heißt:

Was heute Fürsorgeerziehung genannt wird, ist nichts anderes als eine Zwangsmaßregel gegen den Nachwuchs der Armen, ist eine durch Heuchelei maskierte Brutalität, bei der man durch das salbungsvolle Pathos der Predigten und Andachten und das Plärren der Lobgesänge das Ächzen ge-

quälter, abgerackerter Menschenwesen und das Sausen der Knute über striemenbedeckte Körper hört...

In der Nacht des Kerkers

Das sind die sonnenärmsten und trostlosesten Kapitel im Buche der sozialen Schattenbilder: Gerichtssaal und Gefängnis. Von ihnen gilt das Wort Freiligraths von der Wüstensteppe: Sie liegt vor Gott in ihrer Leere wie eine leere Bettlerfaust.

Im Deutschen Reiche wurden bis zum Kriege alljährlich im Durchschnitt etwa 50000 Jugendliche im Alter von 12 bis 18 Jahren wegen Vergehen oder Verbrechen verurteilt. 1912 waren es 54958, 1914 nur 47003. In diesen Ziffern sind aber nur die Verfehlungen gegen Reichsgesetze enthalten. Rechnet man die Verstöße von Jugendlichen gegen landesgesetzliche Bestimmungen und Polizeiverordnungen hinzu, so erhöht sich nach v. Liszt die Zahl bis in die Hunderttausende.

„Von Rechts wegen" haben die Richter ihren Spruch über all diese unglücklichen Sünder gefällt.

„Von Rechts wegen" vertrauern Zehntausende, denen die Sonne und die Lust der Jugend gehört, hinter Kerkergittern und Gefängnismauern die beste Zeit ihres Lebens.

Fühlt man denn nicht, daß dieses harte, starre „Von Rechts wegen" eine brutale Vernichtung unzähliger Hoffnungen ist, daß die dürren, trockenen Zahlen der Kriminalstatistik eine barbarische Zerstörung von tausend wertvollen Lebenskeimen und Menschenknospen bedeuten?

Selbst aus den Kreisen der Juristen — nicht zu reden von den Kriminalpsychologen, Pädagogen und Philanthropen — haben sich Stimmen erhoben, die das heutige Verhältnis zwischen Kind und Strafrichter als ungesund und unerträglich, als eine Gefahr für die Jugend, das Volk und seine kulturelle Entwicklung bezeichnen und die mit Anregungen und

Vorschlägen einer Reorganisation der Zustände förderlich sein wollen. Mendel hat die Überzeugung ausgesprochen, daß von all den jugendlichen Verbrechern „ein nicht kleiner Prozentsatz zu Unrecht bestraft“ werde. Von ihnen sei, so führte er aus, die strafbare Handlung meist in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit begangen, zum mindesten habe ihnen bei Begehung der Tat die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht gefehlt (§ 51 StGB.). Die krankhafte geistige Schwäche, die auf einer angeborenen oder in der Kindheit erworbenen Hemmung der Entwicklung des Gehirns beruhe, werde sehr oft nicht genügend gewürdigt, besonders dann nicht, wenn kein Angehöriger und kein Verteidiger durch die Vorgeschichte des Angeklagten dessen geistigen Defekt beweise. Dies gelte namentlich von der recht erheblichen Zahl von Epileptikern. Wenn unter den erwachsenen Strafgefangenen etwa 5% Epileptiker gezählt würden, von denen sicher nur ein sehr kleiner Teil als zurechnungsfähig zu erachten sei, so sei die Zahl dieser unter den Schutz des § 51 StGB. fallenden Epileptiker unter den Jugendlichen sicher noch größer. Zwar wüßten derartige Kranke sehr wohl, was gut und böse sei, sie könnten wohl auch die zehn Gebote hersagen, wüßten auch, daß man nicht stehlen dürfe und daß man bestraft werde, wenn man es tue, aber all diese Dinge hätten für sie nicht die Bedeutung eines sittlichen Gesetzes erlangt. Diesen unzweifelhaft Geisteskranken reihe sich eine andere Spezies jugendlicher Verbrecher an, deren Denken von Jugend an ebenfalls eine abnorme Richtung angenommen habe, ohne daß sie jedoch im Sinne des Gesetzes als geisteskrank zu betrachten seien. Es handle sich hier um jene unglücklichen Menschen, die als Krüppel mit entstellenden Krankheiten, Sprachfehlern, nervösen Störungen usw. geboren seien, in der Schule den Gegenstand des Spottes und des Hänselns bildeten, im elterlichen Hause zurückgesetzt oder gar hart behandelt wurden, infolgedessen von Jugend an die ganze Welt als sich feindlich gesinnt betrachteten und so in der Verbitterung

gegen diese älter wurden. Nach ihrer Entlassung aus der Schule scheiterte der Versuch, selbst das Brot zu verdienen, meist infolge des körperlichen Zustandes. Ihre strafbaren Handlungen erschienen ihnen als Rache gegen jene Allgemeinheit, gegen die sie im Zustande der Notwehr sich verteidigen zu müssen glauben. Eine weitere Kategorie von jugendlichen Verbrechern sei durch Beispiel, schlechte Gewöhnung und Erziehung, den Einfluß verbrecherischer, sittlich entarteter, alkoholischer Eltern und schließlich auch durch mangelhafte Einrichtungen der Gesellschaft auf schiefe Bahn gedrängt worden.

So Mendel, dem sich in neuerer Zeit v. Liszt, Wulffen u. a. angeschlossen haben. Ihre für ein tieferes Erfassen und Verstehen des Problems der Kriminalität der Jugendlichen gewiß beachtenswerten Ausführungen haben unsere in Formalismus erstickte und in bedenklichem Selbstgefühl befangene Strafrechtspflege fast völlig unberührt gelassen. Zudem revoltiert gegen den Geist der Reformvorschläge der Geist des ganzen Systems. Die Organisation und Verhandlungspraxis unserer Gerichte, der Schematismus der forensischen Technik, die Zusammensetzung der Gerichtshöfe, die Überlastung der Richter, die Vorherrschaft der Formalien usw. gestatten gar keine sorgfältige Untersuchung der tieferliegenden Voraussetzungen und Motive des strafbaren Handelns. Man will auch diese Gründlichkeit nicht, weil dann die Staat und staatliche Ordnung erhaltende und stützende Tendenz der Gerichte in eine Anklage gegen den Staat und die Gesellschaft sich verkehren würde. Schon durch die Unfähigkeit des aus bürgerlichen, meist wohlhabenden Familien sich rekrutierenden Richterstandes, sozial zu fühlen und den Angeklagten aus der Denk- und Empfindungswelt seiner Klasse heraus zu verstehen, wird jeder Versuch zu solch unerwünschter Gründlichkeit vereitelt. Für diese „Hüter der Gerechtigkeit" trifft im allgemeinen mit mehr oder weniger Gewicht zu, was der Abg. Heine im Reichstage einmal von den Richtern des oberschlesischen Industriebezirks

im besonderen sagte: „Ich habe auf Grund meiner Erfahrungen den Eindruck, daß man das Gefühl dafür verloren hat, daß die unten im Volke auch Menschen mit Gefühlen und Schmerzen sind." Erschreckend, ja oft geradezu empörend ist es, zu sehen, mit welch abstoßender Handwerksmäßigkeit vor den Schranken des Gerichts „Fälle erledigt", Urteile gesprochen, Menschen für „schuldig befunden" und Kinder in die Nacht der Kerker geworfen werden. Zahllose Menschenblüten werden geknickt, Lebenshoffnungen ausgelöscht, Existenzen vernichtet. Doch das Gesetz will sein Recht haben. Pereat mundus!

Wie unendlich oft sind die mit Gesetzesschärfe gerochenen „Straftaten" der Kinder nichts weiter als harmlose, unüberlegte Handlungen oder lose Streiche, Ausflüsse kindlichen Übermuts, Akte des Leichtsinns, der Fahrlässigkeit oder Unerfahrenheit. Die Gerichte aber kennen kein verzeihendes Verstehen, keine Nachsicht, keine Menschlichkeit.

In Aachen sperrte man einen Knaben ins Gefängnis, weil er auf der Straße um Geld „gekullert" hatte und die Eltern den polizeilichen Strafbefehl nicht bezahlen konnten.

In einer anderen Stadt mußten mehrere Knaben das Herunterwerfen unreifer Kastanien hinter Schloß und Riegel büßen.

In Friedrichsfelde erhielt ein 14jähriger Lehrling zwei Tage Haft, weil er zu arm war, um sich die für den Fortbildungsschulunterricht erforderlichen Lernmittel zu beschaffen.

In Beuthen und Duisburg verurteilte man 12jährige Kinder zu der furchtbaren Strafe von einem Jahr Gefängnis, weil sie Steine auf die Schienen gelegt hatten, um zu sehen, wie die Lokomotive „hopse". Die Bonner Borussen kamen zu derselben Zeit, als die Duisburger Verurteilung erfolgte, mit 50 und 80 M. Geldstrafe davon, obwohl sie einen Eisenbahnzug überfallen, Fensterscheiben zertrümmert, Wagenabteile demoliert, die Lokomotive beschädigt und die Beamten geohrfeigt hatten.

Das heutige Strafrecht wird beherrscht vom Vergeltungsprinzip; es erblickt im Rechtsverletzer einen Schuldigen, der sein Unrecht zu sühnen hat. Diese Auffassung ist aber nicht mehr unbestritten. Eine wachsende Bewegung, die sich immer mehr von der großen Bedeutung sozialer Verbrechens- und Vergehensursachen überzeugt, verwirft die starre und allgemeingültige Durchführung des Vergeltungsgedankens im Strafrecht als ungerechte Härte und will die Strafe als Besserungs- und Erziehungsmaßnahme aufgefaßt und gehandhabt wissen. Wenigstens im Jugendstrafrecht sollte dieses Prinzip Anerkennung finden. „Soweit die Tat eines Jugendlichen auf mangelhafte Erziehung zurückzuführen ist und der Täter noch in erziehungsfähigem Alter steht, wird den Interessen der Allgemeinheit wie auch dem Jugendlichen selbst durch staatliche Einwirkung auf die Erziehung besser gedient als durch Bestrafung." Das war die Grundtendenz des Entwurfs zu einem Jugendgerichtsgesetz, der dem Reichstag 1913 vorgelegt wurde, aber nie zur Verabschiedung gekommen ist, weil sich reaktionäre Gewalten dagegen stemmten. Erziehung statt Bestrafung und möglichst lange Bewahrung des Kindes vor Strafgesetz, Strafrichter und Strafvollzug — dieser neue, von sozialer Einsicht und pädagogischem Verständnis getragene Gesichtspunkt, aus dem ein gesteigertes kulturelles Verantwortlichkeitsgefühl spricht, stellt als elementare Forderung: die Erhöhung des Strafmündigkeitsalters. Je höher die Grenze des Beginns der strafgesetzlichen Verantwortung emporgerückt wird, desto besser wird ein Gesetz, das Erziehung statt Strafe will, seinen Zweck erfüllen, denn naturgemäß wird die Zahl der vor Strafe bewahrten Jugendlichen bei einem Strafmündigkeitsalter von 16 Jahren größer sein als bei 12 oder 14 Jahren.

Die Ergebnisse der psychologischen Kinderforschung lassen erkennen, wie recht alle jene haben, die das Erziehungsprinzip und die Erhöhung der Strafmündigkeit fordern. Die strafrecht-

liche Verantwortung beruht im Grunde auf der Erfassung bestimmter ethischer Begriffe, die man nicht durch gedächtnismäßige Anlernung moralischer Urteile (Zehn Gebote!) gewinnt, sondern die sich in einem tieferen Verständnis für die ethische und soziale Bedeutung der Straftat und der Strafe erschöpfen. Solche ethischen Begriffe zu gewinnen, ist ein Kind von zwölf Jahren noch nicht fähig; die Begriffe des Eigentums, der persönlichen Ehre, des Rechts, der Geschlechtsehre, der persönlichen Unverletzlichkeit, der staatlichen Autorität sind ihm, wenn nicht ganz fremd, so doch noch völlig unklar und unentwickelt. Dazu bedarf es einer bestimmten Erziehung, die das in einfachen Verhältnissen lebende Kind meist nicht oder nicht in zureichendem Maße hat; weiter ist hierzu Voraussetzung, daß die Gehirnentwicklung abgeschlossen und die Pubertät (Geschlechtsreife) beendet ist. Beides ist mit 12, auch mit 14 Jahren noch nicht der Fall. Das Kind, das in diesem Alter noch stark unter dem Einfluß des Trieblebens steht, handelt mehr nach Affekten und sinnlichen Impulsen als nach ethischen Vorstellungen und Begriffen. Vorwiegend das *proletarische* Kind, das in seiner körperlichen Entwicklung hinter dem Normalkinde der bürgerlichen Gesellschaft um ein bis zwei Jahreswachstume zurücksteht und in seiner Erziehung oft recht stiefmütterlich bedacht ist. Es wird sich als Vierzehnjähriges häufig erst auf der Stufe des Zwölfjährigen befinden. An geistig Minderwertige, deren das Proletariat einen hohen Prozentsatz stellt, ist hierbei noch gar nicht gedacht. Sie stehen mit 14 Jahren oft auf noch tieferem Niveau. „Das zwölfjährige Kind," sagt Wulffen, „hat noch kein Verständnis für die soziale und ethische Bedeutung der Straftat und der Strafe, es begreift nur, daß die letztere die Folge und Wirkung der ersteren ist. Es hat sich in Schule und Haus moralische Urteile anderer angelernt, deren tieferen Sinn es noch nicht begreift, weil sein eigenes ethisches Bewußtsein, sein Gewissen, noch in der Entwicklung begriffen ist und noch mehr einem Instinkt ähnelt. Der Zwölfjährige steht noch

jenseits von Gut und Böse... Dem Mangel an ethischem Bewußtsein entspricht das noch ungezügelte Triebleben des Kindes. Es handelt in der Hauptsache auf Grund unmittelbarer sinnlicher Impulse. Neben den guten Anlagen regen sich die schlechten Triebe, die es von der Natur durch Zufall oder Vererbung auf den Lebensweg mitbekommen hat. Der Affekt behauptet seine Herrschaft. Der menschliche Egoismus tritt unverhüllt auf und macht sich mit allen Mitteln, mit Gewalt und List, Rechthaberei und Lüge, Güte und Bosheit geltend; der Neid kann nicht niedergekämpft werden... Die unreinen Gedanken und Triebe, die keiner Menschenseele erspart bleiben, mit Erfolg zu zügeln, will erst dem reifenden Intellekt gelingen, der die Forderungen des Sittengesetzes begreift und jenen Anfechtungen eine zur Charakterbildung erstarkende Willenskraft entgegenzusetzen vermag... Hiezu kommt aber noch, daß bis zum 14. Jahre, ja oft darüber hinaus, die ethische und intellektuelle Entwicklung in den verschiedensten Zeitmaßen vorwärts schreitet. Der ganze körperliche Organismus des Kindes ist in steter Veränderung, im Wachstum begriffen. Der Intellekt muß fortwährend neue Begriffe und Vorstellungen aufnehmen. Vielfältige Krankheiten hemmen den Fortschritt der Entwicklung. Es gibt Perioden des Stillstandes, ja der Rückwärtsbewegung, dann wieder Zeiten des eilenden Fortschritts. So unerschöpflich die Natur in der Hervorbringung menschlicher Individualitäten ist, so vielgestaltig sind die Wege und so auseinanderliegend die Zeitmaße, innerhalb derer sie ihr Wunderwerk in der Kinderseele vollendet..."

Diese kindliche Psychologie muß man kennen, und die sozialen Verhältnisse besonders der proletarischen Jugend dazu, um zu verstehen, wie es möglich ist, daß auch bei Jugendlichen Straftaten wie Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung, Unzucht usw. vorkommen können. Aber was man nicht versteht, ist: daß diese Verfehlungen von Kindern **gerichtliche Ahndung** finden. Und doch ist dies der Fall! In

Sachsen wurden z. B. Kinder, die in der Pubertätsperiode standen, wie folgt verurteilt:

	1913	1914
Vergehen gegen die Sittlichkeit	123	136
Unzucht mit Gewalt, Notzucht	80	96
widernatürliche Unzucht	8	9
Abtreibung	8	10
Zuhälterei; Kuppelei	1	1
Blutschande	—	4

In Preußen sind früher auch Kinder und Jugendliche wegen Majestätsbeleidigung, Religionsvergehen, Ehebruch verurteilt worden; heute sitzen zahlreiche hinter Kerkergittern, weil sie sich an revolutionären Erhebungen beteiligt, staatsumstürzlerische Tendenzen vertreten, Hochverrat und ähnliche schwere Delikte angeblich begangen haben. *Diese Rechtsprechung spottet aller gesunden Vernunft!* Müssen hier nicht Unmündige und Unschuldige für Verbrechen büßen, die die Gesellschaft an ihnen verübt hat?!

Man begnüge sich nicht mit dem raschen Schuldig!, das der paragraphierte Bureaukratismus selbstgerecht ausspricht, sondern grabe tiefer, und man wird die gesellschaftlichen Untergründe entdecken, auf denen die Taten erwuchsen. Ist es Zufall, daß der weitaus größte Teil der verurteilten Kinder aus armen Familien stammt? Blutschande, Abtreibung, Ehebruch — steigen da nicht unwillkürlich die entsetzlichen Wohnungsverhältnisse des Proletariats vor unseren Blicken auf, das Schlafgängertum, der Mangel an Betten, das Zusammenschlafen vieler in einem Bett...? Vergehen gegen die Sonntagsruhe, Untreue, Urkundenfälschung und Betrug, — sehen wir da nicht vor uns das abgehetzte und ausgebeutete Heer der Bäckerjungen, Hausburschen, Laufboten, Rollmöpse, der kleinen Hausierer, Streichhölzer-, Blumen-, Hampelmann- und Fliegentütenverkäufer? Und dann, was soll es heißen, wenn man

Kinder wegen Gotteslästerung, Hausfriedensbruch oder Majestätsbeleidigung verurteilt? Stellt sich eine solche Rechtsprechung nicht auf eine Stufe mit den mittelalterlichen Gerichten, die sogar Tiere verurteilten? Eine unheimliche demoralisierende Macht ist der Hunger. Wer nie seine Krallen in den Eingeweiden gefühlt hat, kann nicht ermessen, zu was für Taten er selbst den sittlich gefestigten, wohlerzogenen, besonnenen und aller Konsequenzen sich bewußten Menschen fähig macht. Nun gar erst das körperlich wie geistig verwahrloste, schlecht erzogene, ewig hungrige Kind der Armen! Es ist eine alte kriminologische Erfahrung, daß wirtschaftliche Not und Eigentumsvergehen in engster Wechselwirkung stehen. Schon v. Mayr wies statistisch nach, daß jeder Sechser Brotverteuerung auf 100000 Bewohner einen Diebstahl mehr hervorrief, und Aschaffenburg, Wulffen u. a. haben den Parallelismus dieser Kurven bis in die jüngste Zeit bestätigt. Die Kriminalstatistik gibt leider keinen Aufschluß über die Verteilung der Straftaten nach Vermögensstand, Beruf und Einkommen der Verurteilten; aber soviel steht fest, daß auch bei den Jugendlichen unter den Verurteilten die Ungelernten, Ärmsten und Erwerbslosen obenanstehen.

Andererseits ist es gerade die frühe Erwerbsarbeit, besonders in den Formen, wie sie die Großstadt bedingt, die Versuchungen und Gelegenheiten zu Gesetzesverletzungen schafft. Von den in der Strafanstalt Plötzensee internierten jugendlichen Strafgefangenen waren 70%, in Straußberg 71% erwerbstätig gewesen; in Bautzen kamen von 69 Inhaftierten 30 aus der Großstadt. Von den in England zur Zwangserziehung abgegebenen Kindern waren nach Lens 67% ehemalige Straßenverkäufer, die schon frühzeitig mit verdienen mußten und dabei allen Gefahren ihres Metiers ausgesetzt waren. In der Kriminalstatistik für das Jahr 1891 heißt es, „daß in Gebieten mit hoher industrieller Entwicklung und ausgedehnter Verwendung jugendlicher Arbeitskräfte auch die Kriminalität

der Jugendlichen im Verhältnis zu der der Erwachsenen hoch ist", und Dr. Neumann meint im Handbuch der Hygiene, daß dies — abgesehen von der aus den äußeren Arbeitsverhältnissen sich oft unmittelbar ergebenden moralischen Gefährdung — auf sittliche Schädigung durch frühzeitige Kinderarbeit hinzudeuten scheine. Nicht alle erwerbstätigen Kinder sind verdorben, schreibt Agahd, aber sittlichen Gefahren sind die meisten ausgesetzt. Notdürftig genährte Kinder verfallen leicht der Versuchung zum Diebstahl. Wieviel Unterschlagungen aus Not mögen vorkommen. Wie oft mag der Semmelbeutel vom Frühstücksträger selbst entwendet werden — der kleine Bruder daheim ißt auch gern einmal Weißbrot. Man sehe sich doch den moralischen Anschauungsunterricht an, den der Laufbursche unter halbwüchsigen Arbeitern in der Werkstatt, der Kegeljunge unter halbbetrunkenen Kegelbrüdern, der Zapfbursche in der Schankwirtschaft, der Kuhjunge oder Kleinknecht in den landwirtschaftlichen Betrieben, das dienende Mädchen unter Knechten und Mägden genießt. „Welche Dinge," sagt Dr. Tippmann, „hört und sieht es da bei seiner Beschäftigung! Wie wird es mit Verhältnissen bekannt und lernt auf Erscheinungen achten, die seinem Auge besser noch lange verborgen geblieben wären! Darf es uns dann wundernehmen, wenn sein sittliches Gefühl abgestumpft, wenn seine moralische Widerstandsfähigkeit geschwächt wird? Hat es Gelegenheit, oft Untreue und Betrug zu beobachten, so wird sich in den meisten Fällen auch bei ihm der Hang zu Lug und Trug herausbilden; führt es seine Tätigkeit regelmäßig zusammen mit rohen, unanständigen Menschen, so werden Roheit und Flegelhaftigkeit auch bald an ihm zu beobachten sein ..." Finden die so gefährdeten Kinder in der Familie keine starke Stütze, greift keine energische und geschickte Erziehung bewahrend und bessernd in ihren Wandel ein, so geht es rasch auf abschüssiger Bahn weiter, und mancher von ihnen verläßt das Gefängnis bald überhaupt nicht mehr.

Je trauriger die wirtschaftlichen Verhältnisse, je ungünstiger die soziale Versorgung der Jugend, je größer der intellektuelle und moralische Tiefstand, desto höher die Kriminalität. Von den am 1. Oktober 1884 in den preußischen Gefängnissen vorhandenen und bis 31. März 1897 eingelieferten männlichen Strafgefangenen waren aus Ostpreußen 5,82% mehr vorhanden, als man nach der Bevölkerungsziffer hätte erwarten sollen, aus Westpreußen 19,8%, Posen 39,6%, Schlesien 75,9% und Berlin, dem großen Sammelbecken für den Osten, 70,9% mehr. Dagegen in allen anderen Provinzen weniger, in Hannover und Westfalen sogar bis zu 50%. Dieselbe Erscheinung ließ sich bei den weiblichen Strafgefangenen nachweisen: Ostpreußen 30,1%, Westpreußen 8,6%, Posen 95,03%, Schlesien 122,8% mehr. Im Westen ist die Kultur älter, die Schule hat länger und intensiver gewirkt, dank ihrer im allgemeinen viel besseren Verfassung, daher das höhere sittliche Niveau. Im Osten dagegen, in den Junkerdomänen, wo der Mensch nur als Arbeitstier gilt, das keinen Anspruch auf Kultur und Gesittung hat, herrscht ein erschreckender Tiefstand. Noch ein paar Zahlen aus der Kriminalstatistik belegen dies: 1897 wurden im Regierungsbezirk Oppeln wegen Hausfriedensbruch 1135 Personen verurteilt, der zwölfte Teil der wegen dieses Delikts in Preußen überhaupt verurteilten Personen; wegen Nötigung und Bedrohung 918 Personen (15% der Verurteilungen im ganzen Staat) und wegen gefährlicher Körperverletzung 5269 Personen (10%). Dieser selbe Regierungsbezirk Oppeln hat nun aber auch so ziemlich die traurigsten Schulverhältnisse in ganz Preußen. In 132 Schulen kamen auf 1 Lehrer über 100 Kinder, in 76 bis 110, in 36 bis 130, in 21 bis 160 und in einer Schule sogar 166. Ein anderes Beispiel: Wegen schwerer Körperverletzung und Meineids kamen 1898 in Sachsen 72,3 bzw. 1,5, in Berlin 126,8 bzw. 2,7 auf je 10000 Personen zur Verurteilung, dagegen in dem mit viel schlechteren Schul- und

Bildungsverhältnissen gesegneten Posen 232,3, in Bayern gar 295,6. Aus Österreich, England und Amerika ließen sich ähnliche Belege mit teilweise noch gravierenderer Beweiskraft heranziehen, um zu zeigen, daß auch die Schulverhältnisse für die Kriminalität der Jugend von mitbestimmendem Einfluß sind.

Jede Unterlassungssünde der Gesellschaft rächt sich bitter; die Verwahrlosten erheben sich gegen die Verwahrlosung. Von welcher Seite man auch an das Problem herantreten mag, immer ist es letzten Endes die Gesellschaft, die aus dem Widerstreit ihrer ökonomischen und sozialen Verhältnisse jeden Tag das Verbrechen in tausend Formen neu gebiert. Weil sie sich an der Jugend versündigt, versündigt sich die Jugend wieder an ihr.

Als der Weltkrieg ausbrach und die Staatsmaschine eine völlige Umstellung erfuhr, sanken die Kriminalitätsziffern — auch die der Jugendlichen — gewaltig. Aber sehr bald setzte sich das Gesetz durch, daß während des Krieges die Kinder, wie die Funktionen, so auch die Kriminalität der Erwachsenen zum Teil mit übernehmen. Die Arbeits- und Erwerbsverhältnisse änderten sich, der Vater verschwand aus der Familie, bald setzte die Not ein, der Militarismus gab der kindlichen Phantasie starke Anregungen, die Roheiten und Greuel der Kriegführung wurden immer mehr Gemeingut der Vorstellungswelt, Haß- und Rachegefühle wurden aufgepeitscht, die ungeheuer gesteigerte Frauenarbeit riß die Mutter von den Kindern fort, das Elend im Lande wurde immer schlimmer, aller Respekt vor den Gesetzen schwand dahin, Mundraub, Diebstahl, Einbrüche, Schleichhandel, Schiebertum, Wucher standen auf der Tagesordnung, schließlich brach die Revolution aus, die einen wüsten Zusammenbruch eröffnete und viele Monate lang als fiebernde Wunde am Körper dieses verzweifelten Volkes offen blieb... Wer wundert sich, daß sich in diesen Zeitläuften auch die Kriminalität der Jugendlichen sprunghaft gesteigert hat? Daß sie heute die fünffache Höhe gegen früher aufweist? Daß

die Gerichte überlastet, die Gefängnisse überfüllt sind? Allein in Preußen zählte man Strafsachen gegen Jugendliche:

1914	51500
1915	75785
1916	114610
1917	189483

Das ist eine Steigerung um 267%. Setzt man die Progression bis 1921 fort, kommt man auf 500%. Die durchschnittliche Tagesbelegung der preußischen Gefängnisse betrug:

1913: 376 1917: 835.

Die Gesellschaft — es ist zum Heulen! — hat aus alledem nichts, absolut nichts gelernt. Sie steht noch immer so verständnislos wie früher dem Problem der Jugendkriminalität gegenüber, reitet auf dem alten Schema: Verurteilen und einsperren! herum, schleppt die Kinder vor das Gericht und steckt sie in das Loch. Daß die Kriminalität der Jugendlichen der Kernpunkt des Problems der Kriminalität überhaupt ist und daß aller Kampf gegen die Kriminalität mit möglichst wirksamen Maßnahmen gegen die Kriminalität der Jugendlichen beginnen muß — von dieser fundamentalen Erkenntnis hat ihre juristische Praxis noch nicht ein leiser Hauch berührt.

Dadurch aber verurteilt sich die Gesellschaft selbst zu vollkommener Machtlosigkeit dem Verbrechen gegenüber. Je mehr Gesetze sie schafft, je eifriger sie die Strafbestimmungen verschärft und differenziert, je strenger sie über die Respektierung der Gesetze wacht, desto gewaltiger schwillt das Heer der Straffälligen an, desto komplizierter und kostspieliger gestaltet sich der Apparat der Gerichtsbarkeit und des Strafvollzugs, desto größer wird die Zahl der Korrektionsanstalten, Gefängnisse und Zuchthäuser. Bei Gefahr der Vernichtung ihrer eigenen Existenz darf die kapitalistische Gesellschaft das Bestreben ihrer Strafjustiz nicht darauf gerichtet sein lassen, den Ursachen der Vergehen und Verbrechen auf den Grund zu gehen,

die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben, sozialer Ordnung und Verbrechertum zu erforschen und die letzten Quellen der Verbrechen ernstlich zu verstopfen. Sie müßte denn ihr ganzes Wesen verleugnen, alle wirtschaftlichen Voraussetzungen und sozialen Prinzipien ihrer Existenz und damit sich selbst aufgeben. Damit beschränkt sie ihre Tätigkeit dem Verbrechen gegenüber auf die Beseitigung der Symptome. Wo die Kräfte der Erziehung einzusetzen hätten, um Unreines aus dem Wesen der Kinder auszuscheiden, Edles in sie einzupflanzen, Tüchtiges aus ihneu zu machen, herrscht eine hirn- und seelenlose, brutale, aller sittlichen Momente entbehrende Polizei- und Strafgerichtspraxis. Anstatt die Irrenden und Fehlenden zu erziehen, mit Liebe und Freude zu umgeben, mit Vertrauen zu sich selbst zu erfüllen und sie zu höherer Menschwerdung emporzuführen, damit sie als nützliche Glieder der Gesellschaft ihre Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst des Menschenwohls und Kulturfortschritts stellen, legt man ihnen ausgesuchte Qualen auf, schließt sie von der Welt ab, überliefert sie der Einsamkeit und hält sie in einem demoralisierenden System der Folterung und Peinigung gefangen. „Die Grausamkeit, die man bei Tag und bei Nacht an Kindern im Gefängnisse verübt," schreibt Oskar Wilde aus dem Zuchthause in Reading, „ist unglaublich für alle, die sie nicht selbst mit angesehen haben und die Brutalität des Systems nicht kennen. Die Menschen unserer Zeit wissen nicht, was Grausamkeit ist. Sie halten sie für eine Art schreckliche, mittelalterliche Leidenschaft. Aber die Grausamkeit des Alltags ist nichts weiter als Dummheit. Sie ist der gänzliche Mangel an Fähigkeit, sich ein Bild von den Dingen zu machen — des Verstandes. Sie ist in unseren Tagen die Folge der stereotypierten Systeme, der harten und festen Gesetze, der Dummheit. W o i m m o d e r n e n L e b e n d e r B e a m t e a n f ä n g t, h ö r t d e r M e n s c h a u f. Die Autorität ist ebenso gefährlich für die, die sie ausüben, wie für die, gegen die sie ausgeübt wird. Die Gefängnisbehörde und das System, das sie

durchführt, ist die ursprüngliche Quelle der Grausamkeit, die an einem Kinde im Gefängnis verübt wird. Die Behandlung der Kinder ist schrecklich, besonders wo es sich um Leute handelt, die die besondere Psychologie der Kindesnatur nicht verstehen. Ein Kind kann eine Bestrafung, die von einem einzelnen Individuum, so vom Vater oder vom Vormund, ausgeht, verstehen und sie mit einem gewissen Grad von Fügsamkeit ertragen. Was es aber nicht verstehen kann, das ist eine Bestrafung von seiten der Gesellschaft. Es kann sich nicht vorstellen, was das ist: die Gesellschaft... Jedes Kind ist dreiundzwanzig Stunden von vierundzwanzig in seiner Zelle eingesperrt. Dies ist das Schreckliche an der Sache. Daß ein Kind dreiundzwanzig Stunden im Tag in eine dunkle Zelle gesperrt wird, ist ein Beispiel für die Grausamkeit der Dummheit. Wenn ein Individuum, ein Vater oder Vormund, etwas der Art einem Kinde antäte, würde er streng bestraft werden. Der Schutzverein gegen die Kinderquälerei würde sich der Sache annehmen. Auf allen Seiten würde sich die lebhafteste Entrüstung über solche Grausamkeit erheben. Aber unsere eigene gegenwärtige Gesellschaft tut selbst noch Schlimmeres, und für ein Kind, das von einer unverständlichen abstrakten Gewalt so behandelt wird, für deren Ansprüche es keinen Verstand hat, ist solches viel schlimmer, als wenn es von seinem Vater oder seiner Mutter oder sonst einem Bekannten geschähe. Die unmenschliche Behandlung eines Kindes ist immer unmenschlich, von wem sie auch zugefügt wird. Aber die unmenschliche Behandlung, die von der Gesellschaft ausgeht, ist für das Kind schrecklicher, weil es gegen sie keine Berufung gibt. Ein Vater oder ein Vormund kann gerührt werden, so daß er das Kind aus dem dunkeln, öden Raum, in dem es eingesperrt ist, herausläßt. Aber ein Aufseher kann das nicht... Das Kind also, das von Leuten, die es nie gesehen hat und von denen es nichts weiß, seinen Eltern entrissen wird, das sich in einer öden und abstoßenden Zelle befindet, das von fremden Gestalten beobachtet wird, das

von den Vertretern eines Systems, das es nicht verstehen kann, kommandiert und abgestraft wird, wird dem ersten und schlimmsten unter den Gefühlen, die das Gefängnisleben hervorbringt, zum Raub: dem Gefühl des Schreckens. Der Schrecken eines Kindes im Gefängnis ist grenzenlos ... Wahr ist auch, daß das Kind im Gefängnisleben sehr verdorben wird. Aber nicht durch die Gefangenen, wie viele behaupten, — in Wahrheit geht der einzige, wirklich menschliche Einfluß, der im Gefängnis ausgeübt wird, von Gefangenen aus (ihre Heiterkeit unter schrecklichen Umständen, ihre Sympathie füreinander, ihre Bescheidenheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr freundliches Lächeln, mit dem sie sich beim Begegnen begrüßen, die völlige Ruhe, mit der sie sich in ihre Strafe fügen, alles das ist ganz wundervoll) — vielmehr geht der verderbliche Einfluß auf das Kind aus von dem ganzen Gefängnissystem, vom Direktor, dem Geistlichen, den Aufsehern, der öden Zelle, der Isolierung, der empörenden Ernährung, den Gefängnisvorschriften, der Art, wie die Disziplin ausgeübt wird, dem ganzen Leben."

Die erschütternde Darstellung der Gefängnisqual Jugendlicher aus der Feder Wildes, der selbst hinter Kerkermauern Jugend, Glück und Ruhm begraben mußte, hat in der bürgerlichen Gesellschaft Europas nur ein schwaches Echo der Besinnung, Einsicht und Umkehr geweckt.

Zwar haben wir die bedingte Begnadigung, auch Jugendgerichtshöfe erhalten, aber noch sind uns der Formalismus und die Buchstabengerechtigkeit der Gerichtshöfe, die Weltfremdheit der Richter und die aus ihrem sozialen Milieu erklärliche Klassenjustiz geblieben. Noch haben wir die Fäuste der Polizeigewalt, die Zweckenstiefel der Gefängnisdisziplin, die Marterinstrumente eines mittelalterlichen Strafvollzugs, die das Gefängniswesen zu einer großen bureaukratischen Abtötungsmaschinerie machen und der Jugend, die ihr verfällt, die entsetzliche Realität der Losung demonstrieren: Laßt alle Hoffnung hinter Euch!

Das Ende in Verzweiflung

Wenn das arme Proletarierkind von allem Lebensmut verlassen ist, wenn alle Wege ins Trostlose sich verlieren und alle Hoffnungssterne verlöschen — dann bleibt ihm noch eine Zuflucht, eine Rettung: es macht seiner Daseinsqual mit eigener Hand ein jähes Ende.

„Wem es nicht paßt, der kann gehen!" So lautet der protzig-freche Zuruf, den der kapitalistische Brotherr seinen Arbeitssklaven ins Gesicht schleudert, wenn sie an der Kette zu rütteln wagen, an die sie geschmiedet sind.

„Wem es nicht paßt, der kann gehen!" So höhnt auch das Schicksal in seiner unergründlichen Erbarmungslosigkeit den Ratlosen, Verzweifelten zu.

Und das Proletarierkind, dessen Lebenskraft zu zermürben wenige kurze Jahre dieser göttlichen Welt genügt haben, es antwortet kurz entschlossen, trotzig kurz und bündig wie sein Vater: „Gut, so gehe ich!"

Dann berichten die Tagesblätter von Verzweiflungstaten, die das Herz erbeben machen. Meist nur fünf, sechs Zeilen im nüchternsten Reporterstil, und doch schließen sie die Tragödie ganzer Menschenleben in sich...

Da hat sich ein Kind aus Furcht vor Strafe erhängt... dort hat sich ein zweites aus dem Fenster gestürzt... ein drittes, viertes hat sich ertränkt, erschossen, vergiftet, vom Zuge überfahren lassen...

Welch grausiger Widerspruch liegt darin, daß ein Kind, zum freud- und unschuldsvollen Lebensgenuß eigens bestimmt, selbstmörderisch durch eigene Hand aus dem Leben scheidet. Nur die allerwenigsten Menschen werden zum Nachdenken über die entsetzliche Tragik dieser Tatsache und über die schwere Anklage gegen die Gestaltung des modernen Gesellschaftslebens angeregt. „Selbstmord ist an sich schon," sagt Elisabeth Dauthendey, „eine Perversität der Begriffe; denn Leben schwingt

und drängt zum Sein und Werden. Leben ist Bewegung und Freude und haßt alle Hemmung und Stillstände so sehr, daß der Wille gerade der Lebensvollsten in Zeiten, die ihnen durch unübersteigliche Hindernisse innerer und äußerer Zustände die Bewegungsfreiheit und -möglichkeit absolut gehemmt erscheinen lassen, das Ende des Seins überhaupt einem Leben der Bewegungsunfreiheit vorzieht. Wieviel mehr denn ist ein Kinderselbstmord eine unerhörte Monstrosität! Ein fast Unausdenkbares, wenn wir seine Möglichkeit aus unserem logischen Empfinden heraus konstruieren sollten. Etwas, das uns beleidigt, empört, einen heiligen Zorn in uns auslöst, gegen unsere eigene Zeit, die solch Ungeheuerliches möglich, wiederholt möglich werden läßt."

Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts kannte man Kinderselbstmorde kaum; aus fast allen Ländern — Preußen, Frankreich, England, Italien usw. — wird dies bezeugt. Nur ganz vereinzelte Fälle, die als etwas Unerhörtes galten, kamen vor, so in Berlin von 1788 bis 1797 ein einziger Fall. Im nächsten Jahrzehnt waren es schon drei. Quetelet, der Schöpfer der statistischen Massenbeobachtung, wies als erster auf die allmähliche Zunahme der Kinderselbstmorde hin. Und 1825 klagt Dr. Casper in seinen Beiträgen zur medizinischen Statistik: „Nirgends zeigt sich die Schattenseite der Kultur wohl greller, als wenn wir die fast unglaublich scheinende Zunahme der Kinderselbstmorde in der neuesten Zeit betrachten" und 1846 in seinen Denkwürdigkeiten: „Die Kinderselbstmorde sind überall in der Monarchie in der neueren Zeit in so steigender Häufigkeit vorgekommen, daß es ermüdend wäre, auch nur einen Teil solcher Fälle hier bekanntzumachen." Es war kein Zufall, daß diese Erscheinung parallel ging mit der rapiden Entwicklung des Kapitalismus und der gewaltigen Ausdehnung der industriellen Frauen- und Kinderarbeit, die, wie wir wissen, für das Proletariat ganz neue Formen der Lebensgestaltung schufen. Die Statistik sah wohl die Tatsache des An-

Digitized by Google

wachsens der Kinderselbstmordziffern, aber sie erkannte nicht die ökonomischen Untergründe und sozialen Zusammenhänge, deren Ausdruck diese sind.

In den Jahren 1869 bis 1873 kam im jährlichen Durchschnitt auf 666028 Kinder ein Selbstmord, in den Jahren 1894 bis 1898 schon auf 497815 Kinder. Allein in Preußen sind in den drei Jahrzehnten insgesamt 1708 Kinder (1346 Knaben und 362 Mädchen) durch Selbstmord aus dem Leben geschieden. Eine ganz ungewöhnlich hohe Ziffer in dieser trüben Statistik weist das Königreich Sachsen auf; hier kam im Jahre 1900 nach Krell auf 100 Selbstmorde, 1902 schon auf 42, 1916 sogar auf 37 ein Kinderselbstmord. Dabei gilt für die Statistik der Kinderselbstmorde, wie Baer betont, in besonderem Maße, „daß ihre Zahl in Wirklichkeit größer ist als die offiziell ermittelte."

Dem Lebensalter nach stehen die meisten der jugendlichen Selbstmörder zwischen dem 13. und 15. Jahre, bei den Knaben ca. 43%, den Mädchen ca. 75%. Dies dürfte auf die beginnende Geschlechtsreife und die damit zusammenhängende Einwirkung auf das Seelen- und Gemütsleben zurückzuführen sein, wodurch die Auslösung vorhandener Dispositionen erleichtert wird. Der Anteil der Knaben ist viermal so stark wie der der Mädchen, während bei den Jugendlichen (16. bis 20. Jahr) nur die doppelte Zahl der Knaben auf die der Mädchen kommt. Bei eigentlichen Großstadtkindern schwillt der Anteil der Mädchen so an, daß er — namentlich im jugendlichen Alter — dem der Knaben gleichkommt. Im allgemeinen tritt die Neigung zum Selbstmord bei Knaben früher auf als bei Mädchen; bis herab zu 3 Jahren sind Fälle von Selbstmord bekannt, und keineswegs vereinzelt.

Ungleich wichtiger als die Ermittlung der Selbstmordhäufigkeit ist die Ergründung der Motive, die zum Selbstmord führen. Besonders die Kinderselbstmorde stellen ein der wissenschaftlichen Durchforschung und Erschließung noch dringend

bedürftiges Gebiet dar. Dem Psychiater und Psychologen, Soziologen und Ethiker, Pädagogen und Nationalökonomen, nicht zuletzt dem Politiker und Gesetzgeber eröffnen sich hier weite Arbeitsgebiete.

Ein gesundes, widerstandsfähiges, wohlerzogenes Kind, so hat man gesagt, wird wohl nur in den allerseltensten Fällen den Gedanken des Selbstmordes fassen. Mag sein. Aber wo haben wir gesunde, widerstandsfähige, wohlerzogene Kinder in einer Zeit, da der Kapitalismus Gesundheits- und Lebenskraft, Familie und Erziehung für Millionen und aber Millionen von Grund aus zerstört? „Nach Hunderttausenden zählen die geschwächten Schößlinge, die mit verminderter Lebensenergie zur Welt kommen, in denen Alkoholismus, Ausschweifung, Krankheit, Armut und Überarbeitung der Eltern eine geringe Widerstandskraft für den Lebenskampf erzeugten. Oftmals können sorgfältige, liebevolle Erziehung, gute äußere Umstände einen Ausgleich herbeiführen, oft auch bleibt wenigstens der Anstoß zu einem tragischen Abschluß fern. Treten aber an solche Kinder mit den reizbaren Nerven, dem unausgeglichenen, oft überempfindlichen Gemütsleben weitere Schädigungen und Kümmernisse heran, so ist der Weg zur Tragödie vorgezeichnet." Die Lebensbedingungen des Proletariats sorgen dafür, daß für seinen Nachwuchs in zahllosen Fällen die Tragödie sich vollendet. Mögen Geisteskrankheit, psychopathische oder konstitutionelle Minderwertigkeit, angeborene oder erworbene Schwäche des Nervensystems oder krankhafte Affekte zur Tat führen, oder mögen die Veranlassungen dazu von außen her an das Kind herantreten, — immer wird man zuerst an das soziale Milieu des Kindes denken müssen, wenn man sich anschickt, den Schleier zu lüften, hinter dem ein düsteres Schicksal alle jenen dünnen Lebensfäden zerriß.

Sachsen, das Land der ökonomischen Ausbeutung par excellence, bietet mit seiner ungewöhnlich hohen Kinderselbstmordziffer beachtenswerte Fingerzeige. Marschiert es nicht

schon mit seiner Säuglingssterblichkeit an der Spitze? Ist in seinen Industrien nicht der höchste Prozentsatz Frauen der Erwerbsfron versklavt? Weist es nicht eine Kinderarbeit von wahrhaft erschreckendem Umfange auf? Und die Unehelichen, die Kranken, die Schwachsinnigen, die sittlich Gefährdeten und Verwahrlosten — wo begegneten wir ihnen in größeren Heerlagern und unübersehbareren Marschkolonnen? Ein Wunder fürwahr, wenn Sachsen nicht auch mit seiner Kinderselbstmordhäufigkeit an erster Stelle stünde! Die Segnungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems lassen den Körper dieses kleinen, bienenfleißigen und doch so geplagten Volkes aus tausend schmerzvollen Wunden bluten. Besonders die Elendsgebiete der Hungerindustrien — der Weber im Mülsengrunde und in der Oberlausitz, der Spitzenklöpplerinnen, Posamentenmacher und Spielwarenschnitzer im Erzgebirge, der Blumenarbeiterinnen und Strohhutnäherinnen in der Sächsischen Schweiz — eröffnen wahre Abgründe physischer und psychischer Degeneration.

Da wächst ein schwaches, sieches, zwerghaftes, durch chronischen Hunger, Krankheit und frühe Arbeit verkümmertes Geschlecht heran, bei dem religiöse Schwarmgeisterei, Sektenfanatismus, Spiritismus und ähnlicher Unfug einen nahrhaften Wurzelboden finden und religiöser Wahnsinn in allen Variationen gedeiht. Schon 10- und 12jährige Kinder treten als Medien auf, werden als himmlische Sendboten bewundert, zerrütten ihre Nerven und legen schließlich Hand an sich. Andere sind von Geburt an schwachsinnig oder gelangten zu diesem unseligen Erbteil der Armut infolge Krankheiten konstitutioneller oder infektiöser Art, durch Schädeltraumen, Alkoholismus des Vaters, Unterernährung usw. Schwachsinnigen Kindern aber ist die Schule — jeder weiß, warum — ein Ort des Schreckens und der Pein. Sie können dem Unterricht nicht folgen, genügen den Ansprüchen des Lehrers nicht, werden von ihm, weil er die Ursache des Mißerfolgs nicht erkennt, als „Faulpelze" und

„Dummköpfe" gescholten, verhöhnt, gestraft, mit Prügeln traktiert. Zu Hause bleibt nicht genug Zeit für die Schulaufgaben; da heißt es spulen oder abrippen, Schachteln machen, klöppeln oder Kinder warten. Eines Tages ist das arme Geschöpf seiner Marter entflohen. Es treibt sich planlos umher, meidet die elterliche Wohnung, schwänzt die Schule, wagt sich nicht zurück, wird von Furcht und Angst gepackt, weiß weder aus noch ein — da macht es Schluß mit seinem Leben. Was soll der Schrekken ohne Ende, besser ein Ende mit Schrecken!

Die letzte auslösende Ursache ist fast immer ein melancholischer Affekt, eine aufs äußerste gesteigerte Schmerz- und Unlustempfindung. Rohe Züchtigung, harte und ungerechte Behandlunz durch grausame Eltern oder gewissenlose Pfleger, die der Psyche des Kindes verständnislos gegenüberstehen, lassen oft blitzschnell den Entschluß zur Tat reifen. Redlich und Lazar haben Selbstmordfälle ganz kleiner Kinder untersucht und den Lebenslauf der Beteiligten festgestellt; in dem Bilde der Persönlichkeit dieser kleinen Selbstmordkandidaten fällt die unerhörte Häufung von dissozialen Eigenschaften auf, die konform geht mit einer ungewöhnlichen Ungunst des sozialen Milieus. „Es ergibt sich die Frage," sagt Uffenheimer, der sich mit dieser Untersuchung beschäftigt, „wie weit sind die ererbten Anlagen, wie weit die Schädigungen der Umwelt, in denen das Kind aufwuchs, zur Ursache der Tat geworden? Und es zeigt sich — wie bei der Verwahrlosung — wohl auch hier in dem größeren Teil der Fälle eine innige Verknüpfung dieser beiden Faktoren, die sich aus den gesamten sozialen Verhältnissen, denen das Individuum entwuchs, unschwer erklären. Diese führen auch zu jener erstaunlichen, für all diese kleinen Unglücklichen charakteristischen Frühreife, die das Kindliche so frühzeitig von ihnen abstreift und ihnen Gedanken nahelegt, die man nur einem ausgewachsenen Hirn zutrauen möchte. Wie anders wären sonst die Selbstmorde der Drei-, Vier-, Fünf- und Sechsjährigen, welche die Literatur aufzählt, verständlich,

als deren Typus ich nur den einen Budapester Selbstmord- und Mordversuch erwähne, bei dem ein dreijähriger Knabe sich und sein anderthalb Jahre altes Schwesterchen durch Öffnen des Gashahnes zu töten versuchte."

In zahlreichen Fällen genügt schon die Androhung oder Erwartung einer Strafe, die Scham über eine Unart oder ein Verbrechen, die Verzweiflung über ein Unglück, um zum Selbstmord zu schreiten. Durand-Fardel vertritt die Ansicht, daß Mißhandlung die häufigste Ursache der Kinderselbstmorde bilde; Ferriani, der bedeutende italienische Kinderpsychologe, erblickt in der Furcht vor der Schule das in den allermeisten Selbstmordfällen ausschlaggebende Motiv. Vielleicht drücken beide, Durand-Fardel und Ferriani, ein und dieselbe Sache durch zwei verschiedene Namen aus.

Eingehendere Untersuchungen speziell der Schülerselbstmorde haben Guttstadt und Eulenburg auf Grund umfangreicher Materialien vorgenommen und dabei gefunden, daß Examenplage, Versetzungsfieber und Zensurenangst einen beträchtlichen Prozentsatz jugendlicher Personen in den Tod treiben. Aber diese Wirkungen treten in der Hauptsache nur bei Schülern höherer Lehranstalten, also Kindern der Bourgeoisie, auf. Da spielen Ehrgeiz, Scham über Nichtversetzung, gesteigerte Nervosität in der Examenszeit usw. eine große Rolle. Wenn man dagegen die jugendlichen Selbstmörder der Volksschulsphäre ins Auge faßt, und den Anteil der Schule an der Ursache ihres traurigen Schicksals untersucht, konzentriert sich die Menge und Vielartigkeit aller Einwirkungen schließlich in dem einen Motiv: Furcht vor Strafe. Der abscheuliche Schulbakel, der zur Schande unserer gepriesenen Erziehungskunst noch immer Herrschaftsrecht in den Schulkasernen und auf den Schulkasernenhöfen genießt, hat sicherlich die meisten Kinder in den Tod gejagt. Es ist bezeichnend, daß in einer offiziellen Statistik Preußens von 1883/88 nur zwei Kinder aus höheren Schulen, wo nicht geprügelt wird, dagegen 68 Kin-

der aus Volksschulen (43 % Knaben und 65 % Mädchen) verzeichnet sind, die „aus Furcht vor Strafe" in den Tod gingen. Auch in anderen Statistiken hat sich bei genauerer Nachprüfung herausgestellt, daß es sich in zahllosen Fällen, wo „Furcht vor Strafe" als Selbstmordmotiv angegeben war, immer um Schulstrafen gehandelt hat. Baer teilt sieben Fälle mit, daß sich Kinder, die die Schule geschwänzt hatten, aus dem Fenster stürzten. Eulenburg stellt 35 von ihm gesammelte Selbstmordfälle von Schülern zusammen, wovon bei 12 Schläge, Furcht vor Schlägen, Drohungen mit Schlägen usw. die Selbstmordursache bildeten. Wer aufmerksam und regelmäßig Zeitungen liest, kann fast jeden Tag Meldungen und Feststellungen begegnen, die in gleicher oder ähnlicher Weise die Schule belasten. „Je roher und ungezügelter die Strafdisziplin des Lehrers ist," führt Baer aus, „je mehr das Kind sich vor den harten Züchtigungen und Mißhandlungen ängstigt und fürchtet, desto begründeter ist der Vorwurf, den man diesem System wegen des Vorkommens von Kinderselbstmorden zu machen berechtigt ist." Und Eulenburg schreibt: „Die Beziehung des Schülerselbstmordes zur Schule ist die allertraurigste, wenn die Furcht vor der Schulstrafe die Kinder in den Tod treibt."

Die zünftige Pädagogik ist geflissentlich bemüht, sich von der schweren Anklage nach Möglichkeit reinzuwaschen. Aber wer selbst die Volksschule besucht hat oder auf andere Weise zu Einblicken in den Lehrbetrieb dieser Abrichtungs- und Drillanstalten gelangt ist, der weiß, daß da Hiebe wie das tägliche Brot sind, und daß oft um nichtigster Lappalien willen und aller pädagogischen Einsicht entgegen die barbarischsten und kränkendsten Züchtigungen verhängt werden. Prof. Forel sagt: „Die Schule gleicht vielfach einem kleinen Zuchthause oder einer Strafanstalt für Kinder. Statt daß man die Kinder anzieht, tut man alles, um sie davon abzustoßen ... Verbote umgeben den Aufenthalt in diesem Kinderzuchthause." Und

Gurlitt schreibt: „Man fragt, woher die vielen Schülerselbstmorde kommen? Mit größerem Rechte könnte man fragen, weshalb so wenige vorkommen. Denn zu ertragen ist unsere Schule doch eigentlich für niemanden. Wenn die Jugend nicht mit einer guten Portion von Leichtsinn und mit einer schier unverwüstlichen Lebensfreudigkeit ausgestattet wäre, so würde sie nicht einzeln, sondern in Gruppen den Tod suchen." Das sind nur wenige, aber unerschrockene und ehrliche Stimmen, die einer erschütternden Wahrheit mit schlagenden Worten Ausdruck geben.

Die schwerste Schuld trägt freilich das System der sozialen Ordnung, das die Klassenschule als Zwangsinstitut zu geistiger und seelischer Knechtung des proletarischen Nachwuchses und den Prügelpädagogen als ihren Repräsentanten schuf. „Jeder Selbstmord eines Kindes," sagt mit tiefem Verständnis Elisabeth Dauthendey, „ist eine strafende Mahnung des Lebens selbst, die uns sagt, daß wir seine tiefsten und feinsten Gesetze verletzten, daß für die Bedingungen und Voraussetzungen seiner Entwicklungswege unsere Augen, Ohren und Hände nicht fein genug waren, unsere Seele nicht tief genug lauschte. Daß die Liebe fehlte, ohne welche wir alle im Grunde nicht einen Augenblick leben können..."

In frühen Kindheitstagen ohne die erwärmende Sonne der Liebe, die glücklicheren Kindern den Lebensfrühling vergoldet, dann fort und fort um das heilige Recht des Menschen an seiner Jugend betrogen, belastet mit der Mühsal schwerer und harter Sklaverei, besudelt mit dem Kote des Lasters — so endet das proletarische Kind, noch unerblüht und unentfaltet, aber doch schon von rauhen Stürmen zerzaust, entblättert und gebrochen im Schoße der gütigen Mutter Erde, die es liebevoll aufnimmt, warm und weich zudeckt und die Züge des Leidens und der Verzweiflung von dem bleichen greisenhaften Antlitz wischt, während ein Schrei des Entsetzens durch alle Kreatur geht...

Schluß

Früher als die bürgerliche Jugend wird das proletarische Kind flügge und verläßt das Nest der elterlichen Fürsorge und Obhut — einer Fürsorge, die nicht immer seinen Hunger zu stillen, seine Blöße zu decken und seine Leiden zu lindern vermochte, einer Obhut, die es blutenden Herzens den Gefahren der Einsamkeit, den Verführungen der Straße, den Schrecken und tückischen Gewalten seiner Umwelt überlassen mußte.

Mit dem Austritt aus der Schule hört das proletarische Kind auf, Kind zu sein. Es wird jugendlicher Arbeiter. Verdient Lohn. Gewinnt eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit. Steht bald allein auf eigenen Füßen. Den Familienverband braucht es ökonomisch nicht mehr. Darum will es ihm auch kein Opfer an Freiheit und Selbständigkeit mehr bringen. Es verläßt die Wohnung der Eltern und bezieht eine Schlafstelle. Und während die Jugend der wohlhabenden Bevölkerungsschichten noch jahrelang die Pflege und Überwachung durch Familie und Elternhaus genießt, stehen Millionen von Knaben und Mädchen im Kampfe um Lohn und Brot. In großen Scharen bevölkern sie Werkstätten, Fabriksäle, Arbeitsplätze und Kontore. Für sie gibt es keine Vorbereitung für den Lebensberuf, keinen Besuch einer höheren Schule, keine Erziehung zur Hausfrau durch Institute und Pensionate. Für sie heißt es nur: arbeiten, verdienen!

Die Lebens- und Arbeitsverhältnisse, in die sie gelangen, setzen sie den größten körperlichen, geistigen und sittlichen Schädigungen und Gefahren aus. Der unersättliche Malstrom der Industrie verschlingt, was ihnen an gesundheitlicher Widerstandskraft, geistiger Selbständigkeit und Eigenart und sittlichem Vermögen aus dem Jammer der Kinderjahre verblieben ist. Der Staat hat noch keinen durchgreifenden Schutz der arbeitenden Jugend gegen die kapitalistische Ausbeutung geschaffen. Das Profitinteresse des Kapitals verhöhnt alle Ge-

Digitized by Google

bote der Hygiene und tritt alle Forderungen der Pädagogik mit Füßen. Die Schutzgesetze werden ignoriert, der Achtstundentag steht für viele der Jugendlichen nur auf dem Papier. In dem Verzweiflungskampfe des untergehenden Kleinhandwerks um seine Existenz spielt die Lehrlingszüchterei und Jugendausbeutung eine große Rolle. Arbeitszeiten im Handwerk mit dem goldenen Boden von 14, 15 Stunden täglich sind keine Seltenheit. Im Handelsgewerbe liegen die Verhältnisse gleich traurig. Wohnt der Jugendliche in Kost und Logis, so weiß er nie, wann die Arbeit anfängt und wann sie aufhört. Von der Lage der jugendlichen Landarbeiter braucht nicht gesprochen zu werden. Arbeitszeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Winter noch länger. Keinerlei Freiheit und Rechte. So lebt die arbeitende Jugend Deutschlands, ungeschützt und maßlos ausgebeutet, unter unsäglich traurigen Verhältnissen. Ein paar Wochen und Monate genügen, um dem jungen Menschen, der eben noch die Kinderschuhe austritt, die düstere Ahnung seiner Schuljahre zur schmerzlichen und niederdrückenden Gewißheit werden zu lassen: daß er zum Arbeiten und Beherrschtwerden bestimmt ist, daß er als lebenslänglicher Lohnarbeiter im Schatten der Sorge und der Not durch ein hoffnungsloses Dasein schreiten muß, daß das graue, kahle Elend des elterlichen Haushalts, dem er aufatmend entflohen, früher oder später zum Elend seines eigenen Haushalts werden wird ...

Da schließt sich der Ring: das Schicksal seiner Klasse erfährt in ihm seine Wiederholung und Verjüngung. Aus dem Bewußtsein der Erniedrigung erwachen ihm im tiefsten Innern starke Impulse der Aufrichtung und Erhebung. Not und Jammer wandeln sich in Erkenntnis und Tat. Aus der Grab- und Trümmerstätte einer verlorenen Jugend erhebt sich die rote Blüte des Kampfes um die Befreiung.

Er wird die Ketten zerbrechen! Sein Schicksal meistern! Die Kränze einer besseren Zukunft aus den Wolken holen!

Digitized by Google

Hände strecken sich ihm entgegen. Die Jugend als Kämpferschar im Aufmarsch. Er tritt in Reih und Glied. Vorwärts, wohlan!

Und auf schnurgeradem Wege mündet seine Gefühls- und Gedankenwelt, sein Wille und sein Tun ein in den Strom der großen proletarischen Bewegung...

Es ist angeregt worden, eine Stelle zu schaffen, die das Lebens- und Entwicklungsbild des proletarischen Kindes dauernd unter Beobachtung hält.

Was könnte nötiger sein als eine solche Einrichtung? Was wäre geeigneter, die mit diesem Buche begonnene Arbeit fortzusetzen, zu erweitern und zu vertiefen?

Wir haben Erdteile und Völkerrassen erforscht, die Meerestiefe und den Himmelsraum, wir wissen in den Labyrinthen der Vorzeit Bescheid und kennen aufs genaueste den Mikrokosmos der Bakterienwelt.

Aber von dem Erben unserer Zeit, dem Träger der künftigen Entwicklung, dem Vollstrecker eines großen weltgeschichtlichen Willens — von der Jugend des Proletariats wissen wir noch nichts.

Wer sich für das Zustandekommen einer Stelle interessiert, von der aus die Erforschung dieses Neulands unternommen werden soll, und wer ihr durch persönliche Dienste oder materielle Zuwendungen nützen will, schreibe dem Verfasser dieses Buches unter dem Kennwort „Das proletarische Kind" an den Verlag Albert Langen, München.

Digitized by Google

F. Müller-Lyer

Die Entwicklungsstufen der Menschheit

Eine systematische Soziologie in Überblicken und Einzeldarstellungen

Gesamtplan der Bücherfolge:

Bisher sind erschienen:

Band 1: Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie. 10. Auflage.
Band 2: Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts. 9. Auflage.
Band 3: Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft. 6. Auflage.
Band 4: Die Familie. 6. Auflage.
Band 5: Phasen der Liebe. Eine Soziologie des Verhältnisses der Geschlechter. 7. Auflage.
Band 6: Die Zähmung der Nornen. Erster Teil: Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungsgesetzes. 4. Auflage.

Später werden folgen:

Band 7: Zähmung der Nornen. Zweiter Teil: Erziehung und Erbfolge.
Band 8: Soziologie des Alters der Verwandtschaft und das geneonomische Entwicklungsgesetz.
Band 9: Der Staat, die Entwicklung der sozialen Organisation von der Horde bis zum Großstaat.
Band 10: Die „Geschichte des menschlichen Verstandes“, d. h. die Entwicklung der Sprache, des Wissens, des philosophischen und religiösen Glaubens.
Band 11: Die Entwicklung der Moral, des Rechts und der Kunst.
Band 12: Zusammenfassung der gesamten Richtungslinien und allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, die in der Entwicklung bis jetzt zu erkennen sind.

Albert Langen, Verlag, München

Digitized by Google

F. Müller-Lyer

Die Entwicklungsstufen der Menschheit

Eine systematische Soziologie in Überblicken und Einzeldarstellungen

Urteile der Presse:

Archiv für Philosophie: „Müller-Lyers großes Verdienst besteht darin, daß er die vergleichende Methode der Naturwissenschaften auf die Kulturentwicklung anwandte und die ‚phaseologische Methode' begründete .. Nur ein Gelehrter wie Müller-Lyer, der in so hohem Maße alle einschlägigen Hilfswissenschaften beherrschte, konnte die Ausführung eines solchen wissenschaftlichen Gebäudes in Angriff nehmen."

Wilhelm Börner.

Hamburger Monatsblätter des Deutschen Monistenbundes: „Was Ernst Häckel für das Gebiet der Biologie geleistet hat, hat Müller-Lyer auf dem Gebiet der Kulturwissenschaft zur Vollendung gebracht."

Dr. Max Seber.

Wiener Montagsblatt: „Eine systematische Soziologie in Überblicken und Einzeldarstellungen ist der Untertitel, den diese großzügige Arbeit eines der volkstümlichsten, klarsten Denker und Gelehrten unserer Zeit führt ... In Plan und Ziel der Arbeit erinnert sie in manchem an Herbert Spencers gewaltiges Werk, denn in der Tat, erst Müller-Lyer werden wir es zu danken haben, wenn wir, nach Vollendung seiner Arbeit, eine synthetische Soziologie besitzen, die, unter Ausschaltung alles Minderwertigen, den Freiheits- und Fortschrittsgeist als den echten Gehalt wahrer Soziologie zu verkörpern trachtet."

Ferner erschien von F. Müller-Lyer:

Soziologie der Leiden

(„Angewandte Soziologie")

5. Auflage

Albert Langen, Verlag, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig

Stanford University Libraries
3 6105 004 961 236

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

FT JUL 19 1994
AUG 23 1994
JUL 19 1994
JUL 19 1994